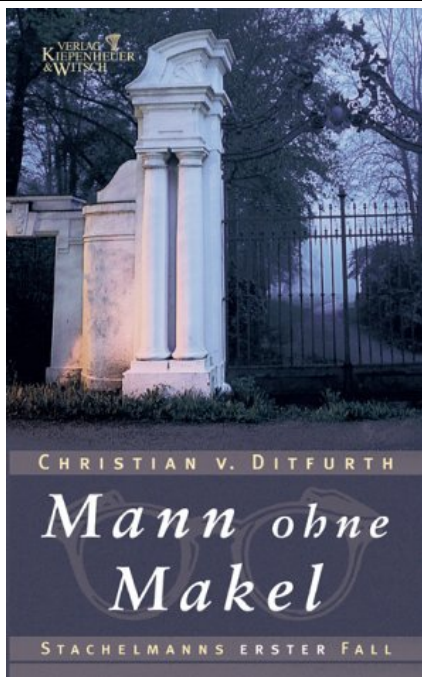




**Christian von
Ditfurth**

Mann ohne Makel

scanned 1-2005/V1

Was als Aktensuche begann, endet in einer tödlichen Jagd. Fast zu spät entdeckt Stachelmann, dass er das nächste Opfer eines rätselhaften Mörders sein soll.

Mit dem immer vom Scheitern bedrohten Hamburger Historiker Josef Maria Stachelmann schuf Christian v. Ditfurth einen Romanhelden, der in der Kriminalliteratur einzigartig dasteht.

ISBN: 3462031260

Verlag: Kiepenheuer & Witsch

Erscheinungsjahr: 1. Auflage 2002

Umschlaggestaltung: Philipp Starke, Hamburg

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Berge von Akten türmen sich seit Jahren unbearbeitet auf Josef Maria Stachelmanns Schreibtisch. Material für seine längst überfällige Habilitation. Doch der Dozent für Geschichte an der Universität Hamburg, gleichermaßen geplagt von Arthritis und Historikerquerelen, hat alles Selbstvertrauen verloren. Da meldet sich ein ehemaliger Kommilitone und Genosse aus bewegter Zeit, Ossi Winter, inzwischen Kriminalkommissar in Hamburg. Er müht sich seit drei Jahren, eine Mordserie aufzuklären: Wer hat die Frau und zwei Kinder eines angesehenen Hamburger Maklers umgebracht? Es gibt nur eine schwache Spur, und die führt in die Vergangenheit. Winter bittet Stachelmann um Hilfe, bald erwacht in dem Historiker die alte Neugier. Stachelmann macht sich auf die Suche und gerät in ein lebensgefährliches Labyrinth. Der atemberaubende, mitreißende Thriller führt den Leser zurück in eines der abstoßendsten Kapitel der NS-Zeit. Es ist bis heute nicht abgeschlossen.

Autor

CHRISTIAN v. DITFURTH

Jahrgang 1953, ist Historiker und lebt als freier Autor und Lektor bei Lübeck. Er hat zuletzt die viel beachteten Romane »Die Mauer steht am Rhein. Deutschland nach dem Sieg des Sozialismus« (1999) und »Der 21. Juli« (2001) veröffentlicht.

Für Gisela

Der Schmerz schoss ins linke Knie. Er unterdrückte einen Aufschrei und blieb stehen. Der Schmerz ließ nach, er ging langsam weiter. Als er die Puppenbrücke überquerte, hatte er das Stechen vergessen.

Das gar nicht so alte Postgebäude neben dem Bahnhof wurde abgerissen. Was von ihm blieb, wartete als eine Ansammlung von Steinen und Geröll darauf, von schweren Lastwagen weggeführt zu werden. Es staubte. Ein Mauerrest mit Fenster stand am Rand der Grube.

Der Bahnhof war älter als das Postgebäude, aber alle Versuche, ihn zu erneuern, wurden aufgeschoben. Erst wenn die letzte Berliner S-Bahn-Station in einen Miniaturpalast verwandelt war, durften die Lübecker hoffen, dass aus dem finsternen Gewölbe mitten in der Stadt ein neuer Hauptbahnhof entstand.

Stachelmann stieß eine Schwingtür am Eingang auf und ging durch die düstere Halle zum Gleis 9, wo der Zug nach Hamburg wartete. Er setzte sich in einen Großraumwagen der ersten Klasse mit blauen Sitzbänken. Am anderen Ende saß am Fenster eine ältere Frau, ein grüner Damenhut mit Silberkettchen ragte über die Rückenlehne des Sitzes vor ihr. Die Lichtanzeige an der Decke des Wagens war ausgefallen. Stachelmann setzte sich auf die Bank am Tisch. Er nahm aus seiner Aktentasche Simone Wagners Hausarbeit, er hatte sie gestern Abend müde weggelegt. Die Arbeit untersuchte die Hypothesen zum Reichstagsbrand im Februar 1933. Wer waren die Brandstifter? Waren es die Nazis? Waren es die Kommunisten? War es der Einzelgänger van der Lubbe? Stachelmann mochte Simone Wagner, sie hatte lebhaftige Augen und interessierte sich wirklich für Geschichte. Sie schrieb flott und konnte mit Quellen umgehen. Jedenfalls bei anderen Themen. Beim Reichstagsbrand tappte

sie in die Falle.

Weil der Brand den Nazis nutzte und wie bestellt ausbrach, mussten sie ihn gelegt haben. Die Geschichte ist oft launisch. Manchmal fügt sie Ereignisse zusammen, wie sonst nur ein Verschwörer es vermocht hätte. Die Leute glaubten dann lieber an einen Verschwörer als an den Zufall. Wenn man es so will, dann ist der Zufall der größte Verschwörer, dachte Stachelmann und beugte sich wieder über Simone Wagners Arbeit. Er würde ihre Thesen bestreiten und ihr eine Zwei geben, für die Mühe, die sie sich gegeben hatte. Und er würde am Beispiel ihrer Arbeit darstellen, dass die Geschichtswissenschaft zwar politische Überzeugungen zum Gegenstand hat, dass diese aber zur Meinungsbildung möglichst wenig beizutragen hätten. Das war leicht gesagt und schwer getan.

Die Waggontür schlug zu, ein Mann betrat schwer das Großraumabteil und setzte sich gegenüber an den Tisch. Stachelmann zog die Hausarbeit näher an sich heran. Der Mann atmete pfeifend, als wäre sein Hals eng. Mit einem Taschentuch wischte er sich Schweiß von der Stirn. Er legte eine Plastiktüte mit dem Aufdruck eines Supermarkts auf den Tisch, stand auf und öffnete ein Fenster im Gang. Ein Pfiff, der Zug ruckelte und rollte los. Der Mann setzte sich, er schnaufte einmal tief. Er schaute sich um, musterte Stachelmann einige Sekunden und zog dann eine Bild-Zeitung aus der Plastiktüte. Er hustete und faltete die Zeitung auf.

Er hielt Stachelmann die Titelseite vors Gesicht. »Tragödie einer Familie« stand da in dicken roten Buchstaben, schwarz und kleiner darunter: »Hamburger Makler (46) verzweifelt – nun auch Tochter (6) tot. Es war Mord!« Ein Schwarzweißfoto zeigte einen Mann mit einer Hand vor den Augen. Daneben ein Farbfoto, ein Mädchen mit blonden Zöpfen, darunter ein Text: »Valentina Holler (6) vergiftet wie ihr Bruder – Opfer eines Serienkillers?«

Was heißt »nun auch tot«?, fragte sich Stachelmann. Er ver-

suchte, den Text des Artikels unter den Überschriften zu lesen. Der Mann gegenüber blätterte um und schaute Stachelmann einen Augenblick durchdringend an. Statt der Familientragödie hatte Stachelmann jetzt eine barbusige Blondine vor der Nase, die ihn aus den Augenwinkeln musterte. Daneben stand: »Sandra weiß, was sie will.« Stachelmann war egal, was Sandra wollte. Er wollte wissen, was der Familie des Maklers geschehen war. Aber auf Sandra folgten Berichte über das letzte Wochenende der Fußballbundesliga, die hinter Sandras Rücken darauf gewartet hatten, umgeblättert zu werden. Während der Mann sich mit pfeifendem Atem Sandra widmete, las Stachelmann über die Krise des Hamburger Sportvereins, wenigstens das, was auf der oberen Hälfte der Seite stand, da der Mann den Rest der Zeitung nun unter dem Tisch verborgen hielt. Er warf Stachelmann über die Zeitungskante hinweg einen scharfen Blick zu. Dann faltete er die Zeitung zusammen und schob sie über den Tisch. »Bitte sehr!«, sagte er krächzend und stand auf. Er lächelte. Stachelmann glaubte, Spott in dem Lächeln zu erkennen. Als hätte der Mann Stachelmanns wiederholte Bekundung gehört, dieses Blatt fasse er, wenn überhaupt, nur vor dem Händewaschen an und dann auch nur mit zwei Fingern. Der Mann verließ das Großraumabteil. Der Zug hielt in Bad Oldesloe.

Als er wieder zu rollen begann, schlug Stachelmann die Titelseite auf und las die Geschichte. Der Makler wohnte wie andere reiche Hamburger mit seiner Familie nahe der Elbchaussee. Vor zwei Jahren hatten Spaziergänger seine Frau erschlagen im Duvenstedter Brook gefunden. Vor einem Jahr war der zehnjährige Sohn im Schwimmbad vergiftet worden. Jetzt war auch Valentina tot, der Makler und ein vierjähriger Sohn blieben als Einzige übrig. Jedes Jahr ein Mord.

Stachelmann überlegte, wie würde er sich fühlen nach einem solchen Schlag? Er lebte allein in einer kleinen Wohnung in Stietens Gang, der von der Lichten Querstraße abzweigte, die wiederum die Dankwartsgrube mit der Hartengrube verband. In

der Altstadtidylle zwischen Mühlenteich und Stadttrave fühlte er sich manchmal einsam. Aber dann las er Geschichten von verschleppten und ermordeten Kindern. Oder von einem Hamburger Makler, den Reichtum und Ansehen nicht davor schützten, seine Frau und zwei Kinder zu verlieren. Was man nicht hat, kann man nicht verlieren. Und man muss keine Angst darum haben.

Natürlich erreichte der Zug den Hamburger Hauptbahnhof einige Minuten zu spät. Stachelmann nahm die S-Bahn zum Dammtor. Den Rest des Wegs zur Universität lief er zu Fuß. Er schwitzte, es war schon heiß an diesem Vormittag. Es war Montag, der 9. Juli 2001. Bald würde das Sommersemester zu Ende sein. Dann würden das alte Hauptgebäude und die Betonklötze am Von-Melle-Park, auf die Hamburgs Universität verteilt ist, wieder entvölkert sein.

Renate Breuer winkte mit einem Zettel, als Stachelmann die grün lackierte Stahltür ihres Büros aufstieß.

»Ein Anruf für Sie, vor fünf Minuten«, sagte sie, als handelte es sich um etwas Besonders. Für Renate Breuer war fast alles aufregend, obwohl sie schon so viele Jahre als Sekretärin des Historischen Seminars im Philosophenturm arbeitete. Auf dem Zettel standen eine Telefonnummer und ein Name: »Oskar Winter«. Stachelmann setzte sich hinter den Schreibtisch in seinem kleinen Arbeitszimmer und schaute auf den Zettel. Er musste nicht lange überlegen. Oskar Winter, ja, das war Ossi. Wer sonst? Sie hatten gemeinsam studiert in Heidelberg und außerdem versucht, die Weltrevolution anzufachen. Stachelmann griff zum Telefonhörer.

Der alte Mann atmete schwer. Immer wieder hielt er an beim

Gehen. Er trug einen hellbeigen Anzug aus festem Tuch, der aus einem besseren Geschäft in Pöseldorf stammen mochte. Ein Schlips in einer unbestimmbaren Mischfarbe passte zum Anzug wie zu den schweren braunroten Schuhen. Der Mann nahm sich sonderbar aus unter all den sommerlich bekleideten Passanten. Schließlich hatte er den U-Bahnhof Kellinghusenstraße erreicht. Erschöpft sank der Mann auf eine Sitzbank, sie war blau und schwarz beschmiert mit Schrift und Zeichnungen. Fuck you! las der Mann auf der Rücklehne der Bank gegenüber. In der U-Bahn war es auszuhalten. Durch geöffnete Fenster strich ein Luftstrom. Er kühlte, obwohl er warm war. An den Landungsbrücken war der Mann wieder ausgeruht. Er stieg um in die S 1 nach Blankenese. Dieser Weg war weiter, aber er sparte ein Umsteigen.

In Blankenese stieg er aus. Er ging gemächlichen Schritts die Dockenhudener Straße hinunter. Er musste haushalten mit seiner Kraft. Ein Auftrag noch. Eigentlich waren es ja zwei gewesen, aber dann hatte er entschieden, seine Sache verlöre ihren Sinn, wenn es keinen mehr gab, der trauerte. Als er die Gätgensstraße erreichte, ging er Richtung Elbe, zum Hirschpark. Am Naturdenkmal setzte er sich auf eine Bank. Erstaunlich, wie viele junge Menschen an einem frühen Mittwochnachmittag Zeit fanden zu bummeln. Möwen vertrieben Tauben und Spatzen im Kampf um Brotkrumen, die Kinder ihnen hinwarfen. Er setzte seinen Marsch fort, erreichte den Elbuferweg und betrachtete die Fracht- und Passagierschiffe auf dem Strom, die den Hafen anliefen oder verließen, Richtung England, Amerika, Asien. Möwen kreisten am blauen Himmel, der Wind trieb Wattewolken vor sich her. Er stieg Jacobs Treppe hoch zur Elbchaussee und ging ein Stück in Richtung Stadtmitte. Er bog links ein in die Holztwiete, dann hatte er sein Ziel vor Augen, eine Jugendstilvilla, weiß verputzt, mit hellblauen Bögen über Türen und Fenstern. In der Nähe des Eingangs parkte ein Polizeiauto. Gegenüber der Rückseite lag eine große Baustelle, abgesichert

mit einem Drahtzaun. Ein Bagger grub, sein Dieselmotor stieß schwarzen Rauch aus, ein Lastwagen stand neben einer Bauhütte. Er stellte sich an den Zaun, unter eine Buche, und schaute auf das Villengrundstück. Er hatte die Heckenlücke bei einem seiner ersten Ausflüge hierher entdeckt.

Er war ungeduldig. In den letzten Wochen hatte er manchmal gezweifelt am Sinn seines Auftrags. Er hatte mit der Planung des dritten und letzten Schlags begonnen, bevor er den zweiten geführt hatte. Vielleicht war seine Sorgfalt bei der Vorbereitung des letzten Schlags nur Ausdruck seines Zweifels? Er schüttelte den Kopf. Nein, wenn er diesen Schlag nicht führte, wären alle Schläge davor sinnlos, alle Anstrengung und Gefahr umsonst. Diesmal hatte er kein Jahr Zeit, um sich vorzubereiten. Er fühlte, wie der Tod nach ihm griff. Sobald die Aufregung über seinen letzten Schlag sich gelegt hatte, würde er es tun.

Dann sah er ihn. Es war ein blonder Junge. Er saß auf einem Bobby-Car und lachte hell. Eine Frau eilte ihm hinterher und setzte ihm eine Mütze auf zum Schutz gegen die Sonne. Der Kleine riss die Mütze herunter, biss in ihren Schirm und warf sie weg. Die Frau hob die Mütze auf und redete auf den Jungen ein. Der Mann konnte nicht verstehen, was sie sagte. Der Junge lachte und schob sich in seinem Bobby-Car weg von der Frau. Die Frau folgte ihm, mit der Mütze in der Hand. Der Mann glaubte sie weinen zu sehen. Wieder sprach sie auf den Jungen ein. Der schüttelte kräftig seinen Kopf und zeigte auf etwas, das der Mann nicht sehen konnte. Er rollte mit dem Bobby-Car dorthin und verschwand aus dem Bildausschnitt. Dann kam er zurück und fuhr auf die Lücke in der Hecke zu. Er strahlte, hatte nicht begriffen, dass seine Schwester tot war.

Eine junge Frau kam um die Ecke und ging an dem alten Mann vorbei. Sie schaute sich kurz nach ihm um. Er glaubte, Fragen in ihrem Blick erkannt zu haben. Es war Zeit, zu gehen. Während er langsam zur S-Bahnstation Klein Flottbeck lief, arbeitete sein Kopf an dem Plan. Nur noch einmal, murmelte er.

Dann würde er erlöst sein.

Er sah den S-Bahnhof. Er ging schneller. Auf dem Bahnsteig setzte er sich auf eine Bank. Erst jetzt merkte er, wie erschöpft er war.

Die Nummer war ihm gleich komisch vorgekommen. Es meldete sich das Polizeipräsidium. Nach kurzer Verwirrung fragte Stachelmann nach Oskar Winter. »Ich verbinde mit Kommissar Winter«, sagte die unfreundliche Stimme am Telefon.

»Winter!« Es klang laut aus dem Telefonhörer.

»Stachelmann ...«

»Jossi?«, fragte Winter.

»Ja«, sagte Stachelmann. Er hasste diesen Spitznamen. Er hätte jetzt sagen können: Ich heiße Josef Maria, aber er erinnerte sich, es war zwecklos. Oskar alias »Ossi« Winter hatte schon damals über derlei Proteste gelacht.

»Da staunst du!«, sagte Ossi. Seine Stimme ließ keinen Zweifel zu.

Stachelmann staunte und ärgerte sich. »Ja«, sagte er.

»Und jetzt willst du bestimmt wissen, wie ich auf dich gekommen bin!«

»Ja.«

»Aus der Zeitung!«, rief Ossi. »Natürlich aus der Zeitung!«

Stachelmann stutzte, dann fiel es ihm ein. Da hatte es einen kurzen Bericht gegeben im Hamburger Abendblatt. Vergangene Woche hatte Stachelmann einen Vortrag gehalten über das Hoßbach-Protokoll an der Volkshochschule in der Schanzenstraße, und die Lokalzeitung hatte Platz übrig gehabt für eine kurze Erwähnung. Kein Leser dürfte wirklich verstanden haben, was

irgendein Volontär geschrieben hatte über eine der wichtigsten Quellen zu den Ursachen des letzten Weltkriegs. Das hatte Stachelmanns Urteil gefestigt, in den Redaktionen saßen oft Ignoranten, die es keine Sekunde bewegte, was vor ihrer ersten Freundin geschehen war.

»Du hast doch da einen Vortrag gehalten!«, dröhnte Ossi, als er keine Antwort erhielt. »So viele Josef Maria Stachelmanns wird es ja nicht geben.« Ossi lachte.

»Ja, ja«, sagte Stachelmann.

»Hast du heute Abend schon was vor?«, fragte Ossi.

»Nein«, sagte Stachelmann. Er hatte den anderen nicht wieder auf eine Antwort warten lassen wollen und schon einen Fehler gemacht.

»Na, dann lass uns doch einen trinken!«, sagte Ossi.

»Einen auf unser Wiedersehen! Oder auch zwei.«

Sie verabredeten sich für acht Uhr im Tokaja, einer Studentenkneipe nahe der Universität. Stachelmann legte auf und ärgerte sich. Er hatte sich auf einen ruhigen Abend gefreut mit Horatio Hornblower, C. S. Forresters britischem Seehelden in der Zeit der napoleonischen Kriege. Stachelmann hatte eine billige Gesamtausgabe gekauft, als ihn einmal die Sehnsucht nach seiner Jugend überwältigt hatte. Hornblowers Abenteuer hatten ihn als Fünfzehnjährigen gefesselt, und er staunte, weil sie es immer noch taten. Nun erfuhr er heute Abend also nicht, wie sich Horny aus französischer Gefangenschaft rettete, sondern wie es Ossi, den Revolutionär, zur Polizei verschlagen hatte. Da fiel Stachelmann ein anderer ein, der größte Revolutionär unter ihnen allen damals, ungekämmte schwarze Haare und ein mächtiger Bart, der irgendwann einmal nach dem Besuch bei seinem reichen Vater erklärte, er habe beschlossen, Wirtschaftsprüfer zu werden. Dies sei die wirksamste Art, die Macht des Kapitals zu brechen. Stachelmann grinste, als ihm diese Szene wieder einfiel.

Das Grinsen verging Stachelmann, als sein Blick auf einen Berg von Papier fiel, der auf einem kleinen Tisch aufragte. In einem Anfall von Pathos hatte er ihn Berg der Schande getauft. Er bestand aus fünf hohen Stapeln Akten, die den hoffnungslosen Zustand seiner überfälligen Habilitation anzeigten. Seit ein paar Jahren warteten die Akten auf ihn, und er bildete sich ein, dass er allmählich vergaß, welches Thema er sich ausgesucht hatte. Und weil er es nicht packte, würde er auch in den kommenden Jahren noch in dieser Rumpelkammer sitzen und Hausarbeiten und Klausuren korrigieren, wenn sie ihn nicht vorher rausschmissen. Ein Blick auf diesen Stapel erinnerte ihn an seinen Mangel an Disziplin, bestärkte ihn in seinem Glauben, eine Fehlbesetzung zu sein in seinem Beruf. Ihm mangelte es an Ehrgeiz und an Talent. Er zweifelte an seiner Fähigkeit, einen vernünftigen Satz zu schreiben. Lächerlich die Vorstellung, er könnte die Geschichte des Konzentrationslagers Buchenwald darstellen und dafür irgendwann sogar mit dem Titel eines Professors belohnt werden. An einen Lehrstuhl wagte er nicht einmal zu denken. Dabei war das am Anfang sein Ziel gewesen. Er wollte ein großer Historiker werden wie die Mommsens, Steinbach, Jaeckel, oder wie früher auch Baring, der sich inzwischen in Talkshows als Hysteriker entpuppte. Wenn Stachelmann an sein Ziel dachte und an das, was er mit seinen einundvierzig Jahren erreicht hatte, überkam ihn Verzweiflung. Las er die Arbeiten anderer Historiker, und waren sie noch so unbekannt, fühlte er sich wie eine Ameise. Offenbar hatte er seine Rolle gefunden, hielt Seminare und arbeitete Hasso Bohming zu, dem Professor, dem »Sagenhaften«, wie ihn manche nannten, weil es Bohming düsterte, sich seiner Mitwirkung an all den Historikerschlachten der jüngsten Vergangenheit zu rühmen, die ihm den Hass der Widersacher eingebracht habe wie die Bewunderung der Mitstreiter. Nicht nur Stachelmann war das Missverhältnis aufgefallen, das sich zeigte zwischen den Blutgeschichten von der Front und ihrem Niederschlag in Fachzeitschriften und

Sammelbänden.

Stachelmann lachte leise vor sich hin. Natürlich, der nette Bohming war ein Aufschneider. Aber er, Stachelmann, war nicht mal das, er war ein Nichts. Er mochte noch so viel angeben, es wäre zwischen der Lüge und der Wahrheit kein Verhältnis auszurechnen, weil es kein einziges Körnchen Wahrheit gab. Seit Jahren hatte Stachelmann Angst vor seiner Unfähigkeit. Wohin würde sie ihn führen? Würde er enden wie der ewige Dozent der Geschichte, dieser Weitenschläger, der damals in Heidelberg mehr Zeit auf Weinfesten verbracht hatte als im Historischen Institut? Er sah den Mann vor sich, rote Haare, Säufergesicht, Glasaugen, irgendwo angelehnt, weil er sonst wanken würde. Stachelmann fühlte Neugier in sich, war fasziniert von seinem Fach, aber er konnte nicht verwirklichen, was die Neugier von ihm forderte. Er würde es wohl nicht mehr lernen, sich jahrelang auf ein Thema zu konzentrieren, nicht mehr lernen, sich zu langweilen und etwas zu schaffen, was ihm einen Platz in der Gemeinde der Historiker einbrachte.

Es klopfte an der Tür. Er rief: »Herein!« Er erschrak. Es war sie. Sie war Anne Derling. Anne arbeitete seit zwei Jahren als Assistentin bei Bohming, den seine Mitarbeiter seitdem Hasso nennen durften und der trotzdem nie einen Zweifel daran ließ, wer ihrer aller Meister war. Zu Anne war er besonders freundlich. Aber das waren eigentlich alle, denn Anne war klug und schön. Diese Kombination erlebt man selten, sagte ein Kollege. Wenn er sonst nie Recht gehabt hätte, hier lag er richtig. Als Anne ihre Stelle antrat, änderte sich die Stimmung am Lehrstuhl. Assistenten und Dozenten strahlten nun einen Eifer aus, dessen Entstehen kein Hellseher hätte vorausahnen können. Im Lauf der Zeit dämpfte sich das Summen unter den Kollegen, aber der Ton klang weiterhin freundlich, und die Diskussionen gestalteten sich lebhafter, wenn sie im Raum war. Ob Anne wusste, was sie bewirkte?

Sogar der schöne Rolf Kugler von den Politologen schwänzel-

te eine Weile um sie herum. Der jung-dynamische Neuprofessor stand im Ruf, an jeder neuen Kollegin seine Ausstrahlung zu testen. Vor Anne aber hatte er sich bei den Historikern nicht blicken lassen. Er verschwand dann auch bald wieder von der Bildfläche, offenbar war er nicht gelandet bei Bohmings neuer Assistentin.

Sie lachte Stachelmann durch den Türspalt an und fragte: »Willst du auch einen Kaffee?«

»Ja«, sagte er. Besser gesagt, er stammelte. Das hatte sie ihn noch nie gefragt.

»Ich bring dir einen mit«, sagte sie fröhlich. Der Kopf verschwand, die Tür blieb offen.

Stachelmann spürte, wie seine Hände feucht wurden. Mit der Schulter schob sie die Tür auf, in beiden Händen hatte sie Becher mit Kaffee aus der kleinen Kammer im Gang. Ihre Brille war verrutscht. Sie stellte beide Becher auf seinen Schreibtisch, nahm die Brille von der Nase, putzte sie an einem Zipfel ihrer Bluse, die sie über der Hose trug. Sie war hell und sommerlich gekleidet, es passte gut zu ihren lockigen, blauschwarzen Haaren.

»Was machst du gerade? Ich hoffe, ich störe dich nicht allzu sehr?«

»Nein, nein«, sagte Stachelmann. Er verfluchte innerlich seine Unsicherheit.

»Ich habe mit einer Studentin gesprochen, ich glaube, sie heißt Alicia oder so ähnlich. Die schwärmte geradezu von deinem Seminar.«

»Die hat mich wohl verwechselt oder war bei der letzten Sitzung betrunken«, sagte Stachelmann und grinste. Er hörte hin und wieder von Studenten, die seine Seminare gut fanden. Seine Veranstaltungen waren seit Jahren überbelegt. Die Beliebtheit schmeichelte ihm, sie bedeutete aber mehr Arbeit. Und irgendwie verstand er es, sich einzureden, dass es allein seine Themen

seien, die den Studenten aus unersichtlichen Gründen gefielen. Vorgestern Abend hatte ihn Alicia Weitbrecht zu Hause angerufen, angeblich um etwas herauszufinden über die nächste Klausur. Er hatte ihre Frage schon vergessen, ihren Anruf nicht.

»Klar«, erwiderte Anne.

Stachelmann zuckte mit den Achseln. Er nahm den Kaffeebecher von der Schreibtischkante und trank einen kleinen Schluck. Was wollte Anne von ihm? Tratschen?

»Ich muss mal mit dir reden«, sagte Anne. »Ganz in Ruhe.«

Stachelmann blickte sie neugierig an. Hoffentlich begann er jetzt nicht zu schwitzen.

»Gerne«, sagte er. »Jederzeit.«

»Das ist gut«, erwiderte Anne. Sie schien erleichtert zu sein. »Dann heute Abend?«

Verdammt, dachte Stachelmann. Für heute Abend hatte er sich bereits mit Ossi verabredet. »Heute geht's leider nicht. Wie wär's mit morgen?«

Anne schaute ihn an. Es schien ihm, als wäre ein Schatten über ihr Gesicht gehuscht. »Gut, dann morgen«, sagte sie. »Bei mir, einverstanden? Ich wohne um die Ecke.«

»Gut«, sagte Stachelmann. Er wusste, wo sie wohnte. Er war schon ein paar Mal an dem Haus vorbeigelaufen.

Sie plauderten noch ein wenig über das Institut und den Sagenhaften, beklagten ihr Leid mit lustlosen Studenten, dann stand Anne auf, nahm die leeren Becher, lachte ihn fröhlich an und sagte: »Ich geh mich jetzt mal wieder langweilen.« Ein bisschen Parfümduft blieb im Raum. Es roch gut.

Als Anne gegangen war, spürte er den Schmerz im Rücken, ganz unten. Er stand auf und mühte sich, den Rücken gerade zu biegen. Diese verfluchten Schmerzen. Er schaute auf die Uhr. In einer halben Stunde begann sein Proseminar über den National-

sozialismus 1933-39. Er hatte dieses Thema auch gewählt, weil er hoffte, es würde ihm bei seiner Habilitation helfen. Aber bisher hatte es nichts genutzt. Dieses Seminar war noch voller als die vorherigen. Die Studenten saßen zum Teil auf dem Boden. Sie protestierten nicht. Stachelmann und Ossi hatten protestiert, gegen schlechte Studienbedingungen, vor allem aber für die Revolution. Sie fanden, es gehörte alles zusammen. Er war froh, die Studenten heute sahen manches anders. Aber gleichzeitig spürte er einen Hauch von Verachtung, der in ihm deshalb aufkam. In Wahrheit war es ihm nicht gelungen, den Wahn, dem sie damals gefolgt waren, ganz aufzugeben. Er gab sich Mühe mit seinen Studenten, und sie belohnten ihn durch ihre Anwesenheit, weniger durch Eifer. Manche Studentin schaute ihn vielleicht nicht nur aus fachlichem Interesse an. Alicia war offenbar so ein Fall. Aber es bewegte ihn nicht. Er hatte keine Lust auf Anbetung und die ihr folgende Enttäuschung. Richtige Frauen hatten nichts für ihn übrig, falsche liefen ihm hinterher. So musste es wohl sein in seinem verpfuschten Historikerleben. Stachelmann hasste sich, wenn die Selbstzweifel ihn überwältigten.

Er musste in sein Seminar. Er nahm die Aktentasche, sie war prall gefüllt mit den Hausarbeiten. Im Gang war einiger Betrieb. An den Backsteinwänden hingen Plakate, die Diäten anpriesen und Technodiscos. Der Seminarraum war voll wie immer. Das Gerede wurde leiser, als Stachelmann den Raum betrat. Einige blickten ihn erwartungsvoll an, als er sich vorne an sein Pult setzte, das in Wahrheit nur ein Tisch war, wie sie zu Hunderten in Seminarräumen standen. Er packte die Hausarbeiten auf den Tisch und schob den Stapel einem Studenten zu, der ihn erst gelangweilt betrachtete, dann seine Arbeit herausuchte und den Stapel weiterschob. Der Stapel wurde immer kleiner, schließlich blieben drei Arbeiten über, deren Autoren fehlten. Stachelmann packte sie in seine Aktentasche und erklärte seinen Studenten, er

sei mit den Arbeiten insgesamt zufrieden. Für den Seminarschein würden sie auf jeden Fall reichen. Blicke also am Ende des Semesters nur noch die Klausur als Stolperstein. Die Zuhörer nahmen Stachelmanns Wertung kommentarlos hin.

Stachelmann lobte Simone Wagners Arbeit, die Quellenbasis sei breit, die Gliederung vorzüglich, die Urteilsfindung aber leider fragwürdig. Er schaute kurz in die Ecke, in der Simone Wagner saß. Unverständnis stand in ihren Augen geschrieben. Sie meldete sich, er nickte, um ihr das Wort zu geben.

»Der Reichstagsbrand hat niemandem genutzt außer den Nazis«, sagte Simone Wagner. Sie klang empört.

»Und es gab einen Geheimgang zwischen Görings Reichstagspräsidentenpalais und dem Maschinen- und Kesselhaus des Reichstags, durch den die Brandstifter unerkannt in den Reichstag eindringen und nach der Brandlegung fliehen konnten. Die Polizei hat später absichtlich Spuren nicht verfolgt, die in Richtung Göring liefen. Und der Dienstherr der Polizei war Göring selbst. Und dann, wenn man bedenkt, wie schnell Hitler, Göring und andere führende Nazis am Tatort waren und wie schnell sie die Reichstagsbrandverordnung ...« Sie hatte sich in Wut geredet und blickte Stachelmann zornig an.

»Überlegen Sie mal, am 27. brennt der Reichstag, am 28. ist die Reichstagsbrandverordnung fertig und in Kraft. Das ist entweder Zauberei oder Beweis dafür, dass die Verordnung schon geschrieben war, bevor es brannte.«

Stachelmann lachte innerlich. Er mochte es, wenn Studenten ihre Meinungen mit Vehemenz vertraten. Das gab es viel zu selten. Er ließ Simones Wortschwall über sich ergehen. Als sie fertig war, sagte er: »Ich habe Ihnen die Zwei nicht gegeben, weil Sie behaupten, die Nazis hätten den Reichstag angezündet. Sie haben keine Eins gekriegt, weil sie diese Behauptung nicht beweisen können. Da hat Ihre sympathische Meinung die Tastatur benutzt, nicht die Logik. Es gibt keinen Zeugen und keine

sonstige Quelle, die Ihre These beweisen könnten. So einfach ist das.« Er stutzte kurz, den letzten Satz hätte er nicht sagen dürfen. Er mühte sich, den Fehler wieder gut zu machen:

»Sie haben eine ausgezeichnete Arbeit geschrieben«, sagte er mit sanfter Stimme. »Wenn Sie behauptet hätten: Alle Indizien sprechen dafür, dass die Nazis den Reichstag selbst angesteckt haben, dann hätte ich Ihnen eine Eins plus gegeben, wenn es das Plus gäbe. Auch wenn ich sogar diese These für einseitig gehalten hätte. Aber man darf nicht etwas als bewiesen hinstellen, was man nicht beweisen kann. Das ist der Unterschied zwischen Wissenschaft und Politik.« Er schalt sich, er hätte nicht grundsätzlich werden dürfen. Er schaute Simone Wagner an, ihr Zorn war nicht verschwunden. Sie verweigerte sich nun der Diskussion. Stachelmann war traurig, es saßen nicht viele in seinem Seminar, die so gut mitmachten.

Er sah Alicia Weitbrechts schnippende Finger. Am Arm trug sie ein breites, silbrig glitzerndes Armband. Sie war auffällig geschminkt. Hat sie doch nicht nötig, dachte Stachelmann. Er begriff schnell, Alicia wollte Punkte sammeln. Sie wiederholte Stachelmanns Argumente und blickte ihn dabei fortwährend an. Er bedankte sich kurz für die Wortmeldung und blickte sich um, ob es weitere Beiträge gab. Er hatte keine erwartet. Ein Student in der ersten Reihe, sein Name war Stachelmann entfallen, blickte auf den Tisch vor ihm, andere schauten weg, wenn Stachelmanns Augen sie erfassten.

»Gut«, sagte Stachelmann. Es war nicht gut. Aber was sollte er machen? Den Rest des Seminars sprach er über einige Fehler und einige Stärken in den anderen Hausarbeiten und bereitete seine Studenten auf die Themen der nächsten Sitzungen vor. Es würde nichts nutzen, er wusste es. Trotzdem wäre es unfair gewesen, den Seminarteilnehmern diese Möglichkeit nicht zu geben. Manchmal fürchtete Stachelmann, es sei gleichgültig, ob er überhaupt in seinem Seminar auftauchte. Es gab nur eine Studentin, die aufnahm, was er anbot. Aber vielleicht sollte er damit

zufrieden sein. In anderen Seminaren sah es eher schlimmer aus. Schade, nun war Simone Wagner sauer auf ihn. Er hoffte, sie trüge es ihm nicht nach.

Zurück in seinem Dienstzimmer hinter der grünen Stahltür, setzte er sich neben den Berg der Schande und schaute aus dem Fenster. Das Sommerwetter kam ihm unwirklich vor. Es hatte nichts mit seiner Stimmung zu tun. Musste er nicht froh sein? Gestern hätte er es noch für einen Wunschtraum gehalten, heute hatte Anne ihn zu sich nach Hause eingeladen. Er würde versagen, er wusste es.

Es klopfte an der Tür. Auf sein Herein erschien Alicia Weitbrecht. »Entschuldigung, Herr Stachelmann«, sagte sie mit unruhiger Stimme.

»Ja?«, fragte er. Seine Stimme klang barsch, obwohl er freundlich sein wollte.

Sie zuckte ein wenig. »Ich habe eine Frage zu meiner Hausarbeit.«

»Und warum kommen Sie nicht in meine Sprechstunde?«

»Da kann ich nicht, bin verreist.«

»Jetzt habe ich aber keine Zeit«, sagte Stachelmann freundlicher. »Können Sie morgen Nachmittag, so gegen 16 Uhr? Hier, in meinem Zimmer?«

Sie lächelte. Sie war ein hübsches Kind. Eben ein Kind, dachte Stachelmann.

//

Die Luft war heiß und verraucht. Im Halbdunkeln suchte Stachelmann nach Ossi. Er konnte ihn nirgendwo entdecken. Er war früh im Tokaja aufgetaucht. Er fand einen leeren Tisch in einer Ecke. Ein Spielautomat dödelte, Computerklänge. Er gewöhnte sich ans Dunkle. Er hatte die Tür im Auge. Er nahm die Speisekarte, das Übliche: überbackenes Gemüse, Nudeln, Pizza, billiger Wein. Eine Frau, in Schwarz gekleidet, stand neben ihm, er hatte sie nicht kommen sehen. Sie schaute ihn erwartungsvoll an und fragte:

»Was darf es sein?« Sie hatte Rauch in der Stimme.

»Ich weiß noch nicht«, antwortete er. Als sie ihre Brauen leicht hochzog, fügte er hastig hinzu: »Ich warte auf jemanden.« Er stotterte und verfluchte sich dafür.

Die Schwarze schüttelte den Kopf und zog ab. Sie trug einen Pferdeschwanz, der bis zum Gürtel reichte.

Der Spielautomat dödelte.

Die Tür öffnete sich, ein Pärchen betrat die Kneipe. Stachelmann hatte den Blick fast schon abgewendet, da erschien hinter dem Pärchen Ossis Kopf. Das Gesicht war breiter geworden, aber er erkannte es sofort. Stachelmann stand halb auf und winkte. Er begriff nicht, Ossi konnte ihn nicht sehen, er kam aus dem Hellen. Stachelmann verfolgte, wie Ossi die Tische absuchte und sich seinem Tisch näherte. Stachelmann stand auf, da sah ihn Ossi und breitete die Arme aus.

»Mensch, alter Junge«, sagte er. »Hast dich ja gar nicht verändert.«

Stachelmann hasste solche Sprüche. Natürlich hatte er sich verändert. Nicht zum Guten, wie er fand. Er wich Ossis Umarbung aus, indem er seinen Arm weit vorstreckte zum Gruß.

Ossis Händedruck war fest und ein bisschen wackelig. Er war dick geworden. Ein roter Backenbart machte ihn alt.

Ossi setzte sich Stachelmann gegenüber und schaute ihm ins Gesicht. »Noch ganz der Alte«, murmelte er. Er blickte an Stachelmann vorbei an die Wand und sagte:

»Das waren Zeiten, was?«

Stachelmann nickte.

Die Schwarze erschien und fragte nach Bestellungen, sie klang grell. Sie bestellten zwei Pils.

Ossi sagte: »Soso, da bist du jetzt also hier an der Uni. Historiker geworden. Das wolltest du ja immer werden.«

»Ja«, sagte Stachelmann.

»Und hältst Vorträge«, sagte Ossi.

»Ja, manchmal.«

»Und ich bin bei der Polizei gelandet. Mordkommission.«

»Du wolltest doch Anwalt werden?«, fragte Stachelmann.

»Ja, eigentlich schon. Aber dann kam die große Krise, kurz vorm zweiten Staatsexamen. Weibergeschichten, du weißt ja.« Ossi machte eine wegwerfende Handbewegung.

Stachelmann wusste nichts, er nickte. Ossi hatte kurz vor der letzten Prüfung geschmissen, das war klar. Er ahnte, es lag weniger an Frauen, sondern an Ossis fehlender Ausdauer. Ossi hatte es immer hingekriegt, hohen Hindernissen auszuweichen. Einem Examen konnte man nicht ausweichen. Das erste hatte er immerhin geschafft. Kleine Hindernisse übersprang er mit Triumphgeheul. Aber müssen nicht auch Polizisten ausdauernd sein? Stachelmann erinnerte sich, Ossi wollte einmal der Anwalt der Bewegung werden. Dazu wechselte er von Heidelberg nach Marburg. In Heidelberg waren ihm die Juristen zu schwarz gewesen. Aber in Marburg musste er gescheitert sein. Vielleicht weil es ihre Bewegung nicht mehr gab? »Mordkommission?«, fragte Stachelmann, als hätte er Ossi nicht verstanden.

»Ja. Seit elf Jahren bei der Polizei, seit knapp fünf hier bei der Mordkommission. Kriminalkommissar bin ich geworden, nicht Anwalt. Ist auch nicht schlecht.«

Stachelmann dachte an Leichen und sagte: »Bestimmt nicht.«

»Und wie hat es dich nach Hamburg verschlagen?«, fragte Ossi.

»Die Promotion. Es gab an der Uni einen Prof, der sich für meine Doktorarbeit interessierte. Jedenfalls tat er so.«

Das war die halbe Wahrheit. Bohming hatte sich für seine Buchenwaldarbeit eingesetzt und ihm sogar eingeredet, das Thema zur Habilitation auszubauen. Aber die Doktorarbeit war eine Qual gewesen, und trotz allen Lobs glaubte Stachelmann nicht, dass sie so gut war, wie manche behaupteten. Die Besprechungen in den Fachzeitschriften waren meist zurückhaltend ausgefallen, wie üblich. Und doch war in einer die Rede gewesen von einem möglichen neuen Stern am Himmel der Geschichtsschreibung. Das hatte Stachelmann nicht vergessen, auch wegen des Schwulstes dieser Formulierung. Sie hatten ihn in Heidelberg halten wollen, ihm aber keine richtige Stelle anbieten können. Deshalb zog er nach Hamburg. Und hier würden sie ihn irgendwann rausschmeißen, wenn er mit seiner Habilitation nicht vorankam. Er hatte einen Zeitvertrag, und der würde in gut zwei Jahren auslaufen. Ob der Sagenhafte einen Versager am Institut behalten würde? Bestimmt nicht. Seine Mitarbeiter mussten Erfolg haben, der strahlte auch auf ihn ab.

»Dann hast du ja alles erreicht, was du wolltest, Jossi.«

Ossi strahlte.

Stachelmann wollte nicht in die Vergangenheit gezogen werden. Wie er diesen Spitznamen hasste! Er war albern und erinnerte ihn an Ereignisse, die er längst verdrängt hatte. Ossi und Jossi, sie hatten sich dereinst einen Namen gemacht an der Universität. Sie traten oft zusammen auf bei Veranstaltungen und waren fast immer der gleichen Meinung. Politisch waren sie wie

Zwillinge gewesen. Stachelmann hatte es für Freundschaft gehalten. Aber als die Wunschträume verflogen, verschwand, was die Zwillinge verbunden hatte. Stachelmann betrachtete Ossi. Was er sah, gefiel ihm nicht. Ossi würde bald fett sein, wahrscheinlich soff er, jedenfalls deutete dies die rote Farbe seiner Nase an und auch die kleinen Kraterpickel, die darauf wuchsen. »Nein, ich habe noch lange nicht erreicht, was ich wollte. Noch können Sie mich rausschmeißen. Irgendwann muss ich Prof werden, sonst ist der Spaß vorbei.«

Ossi lachte ihn an: »Das ist für dich doch ein Kinderspiel!«

»Schön wär's«, erwiderte Stachelmann. »Schön wär's. Davor liegt ein Aktenberg und wartet darauf, abgetragen zu werden.«

Ossi schaute ihn an, er lächelte nicht. Stachelmann wusste, Ossi begriff ihn nicht. Wie auch? In der Welt der Leichen türmte sich kein Berg der Schande, der einem den Schlaf raubte. Stachelmann hätte es als sinnlos empfunden, Ossi von seinen Ängsten zu berichten. Es hätte keinem von beiden genutzt. Aber er wollte nicht prahlen. Es war Zeit, das Thema zu wechseln. »Und welche Leiche beschäftigt dich gerade?«, fragte er bemüht humorvoll.

»Ein Kindesmord«, sagte Ossi. Seine Stimme klang traurig und erschöpft. »Ich weiß nicht, ob wir ihn jemals aufklären werden.«

»Warum?«

»Wir finden kein Motiv, und Spuren haben wir auch nicht. Es ist offenbar kein Sexualmörder. Fast scheint es so, als wäre der Tod wie ein Gespenst über das Mädchen gekommen und wäre einfach wieder verschwunden.«

Eine Wandlung war in Ossi vorgegangen. Stachelmann wunderte sich über die gestelzten Sätze. Vielleicht verarbeitet er so den Schrecken, dachte Stachelmann. Dann fiel ihm das Bild ein, das er am Morgen in der Bahn gesehen hatte. Ein Mädchen mit

Zöpfen. »Ist es die Geschichte mit dem Makler?«, fragte Stachelmann.

Ossi nickte. »Ja, woher weißt du das?« Seine Hand zuckte kurz. »Ach so, die Zeitungen.«

Die Schwarze erschien: »Ja, bitte?«

»Valentina Holler, komischer Name«, sagte Ossi.

Die Schwarze zischte etwas, schüttelte ihren Pferdeschwanz und verschwand.

»Und ein komischer Fall«, fügte Ossi hinzu. Er strich mit Daumen und Zeigefinger an seinem Bierglas hinauf und hinunter. Sein Blick war leer. »Sie hatte gespielt«, sagte er. »Einfach nur gespielt. Sie spielte mit einer Puppe, schob sie im Puppenkinderwagen im Garten umher.« Er blickte auf vom Tisch, sah die Schwarze und winkte. Sie kam und sah ihn unfreundlich an. Ossi bestellte noch ein Bier und ein weiteres, nachdem er zu Stachelmann hinübergeschaut hatte. Dann sagte er: »Ich muss mal austreten«, stand auf und suchte den Weg zur Toilette.

Stachelmann war erstaunt, wie krass Ossis Stimmung umgeschlagen war. Klar, ein Kindesmord nahm einen mit. Viele Morde hatten handfeste Gründe, manche waren gut genug, um vor Gericht mildernde Umstände zu erwirken. Kindesmord war immer unverständlich. Da gab es keine Eifersucht, keinen Neid, keine Konkurrenz, keine Rache und was man sonst als Grund dafür anführen mochte, einen Menschen zu töten.

Ossi kam wieder. Stachelmann entdeckte einen Fleck an seinem Hosenbein.

Die Schwarze erschien und stellte zwei Bier auf den Tisch.

Der Spielautomat dödelte.

Ossi nahm einen Schluck aus seinem Glas. »Valentina schob ihren Puppenwagen durch die Gegend, dann fiel sie um. Sie war sofort tot. Vergiftet, Zyankali.«

Stachelmann staunte. Davon hatte nichts in der Zeitung gestanden. »Zyankali?«

»Ja, da hat jemand eine Sechsjährige mit Blausäure vergiftet.«

»Und wie?«

»Auf dem Grundstück hat irgendwo ein Bonbon gelegen. Ein Karamellbonbon, gefüllt mit Zyankali. Das jedenfalls hat mir der Pathologe gesagt. Den Obduktionsbericht gibt's erst morgen. Das Bonbonpapier haben wir gefunden. Es lag neben der Leiche. Valentina hat ein Bonbon entdeckt, in blauem Papier, hat es ausgepackt und offenbar gleich in den Mund gesteckt. Ein paar Mal lutschen, und sie war tot. Genau das hat sich der Täter gewünscht.«

»Unfassbar«, sagte Stachelmann. »Einen Erwachsenen bringt man nicht mit einem Bonbon um.«

»Aber wer füllt ein Bonbon mit Zyankali und wirft es in den Garten einer Villa, damit ein Kind es findet und daran stirbt? Ich kapiere es nicht.«

Sie saßen eine Weile schweigend am Tisch. Stachelmann ließ seine Augen durch die Kneipe schweifen. Sie hatte sich mittlerweile gefüllt. Die Schwarze war gut beschäftigt, erledigte ihren Job mit Ruhe und Übersicht. Wenn sie heute Nacht fertig war, hatte sie ein paar Zentner geschleppt.

»Und das ist nun der dritte Mord im Haus Holler. Würde mich nicht wundern, wenn irgendwann zwei weitere passierten.«

»Wird der Mann erpresst?« Stachelmann wunderte sich über sein Interesse an diesem Fall. Er spürte, es lag nicht nur daran, dass Ossi befasst war mit der Sache. Was war es, was ihn ansprach? Holler, wer war Holler?

Ossi brauchte einige Sekunden für seine Antwort:

»Nein, zumindest sieht es nicht nach Erpressung aus. Wir sind uns nicht einmal sicher, dass es sich um einen Serienmord handelt.«

»Reichen drei Tote in einer Familie nicht aus?«

Ossi zündete sich eine Zigarette an, zog kräftig und sagte ruhig, mit mutloser Stimme: »Bei einem Serienmord gibt es einen Täter oder eine Tätergruppe. Hollers Frau wurde erschlagen, der Sohn vergiftet und die Tochter auch. Dem Sohn hat jemand Zyankali in die Cola geschüttet. Zwei Giftmorde, der erste Fall passt nicht dazu. Erschlagen. Erschlagen ist was anderes.«

»Aber drei Tote binnen weniger Jahre in einer Familie?«

»Du hast Recht. Nur, keiner kennt ein Motiv. Holler ist ein ehrenwerter Geschäftsmann. Wir haben sein Umfeld geradezu durchwühlt. Er kommt einem manchmal vor wie ein Heiliger. Ist in allen möglichen Wohltätigkeitsvereinen, ohne es an die große Glocke zu hängen. Er hat zum Beispiel eine halbe Million gespendet für Tschernobylopfer. Als wir das herausgefunden hatten, wurde er stinksauer und hat uns verdonnert, das auf keinen Fall an die Presse weiterzugeben. Seine Geschäftspartner und Kunden sind begeistert. Der Mann ist ehrlich, zuverlässig, fast so eine Art Jesus von der Elbchaussee.«

Ossi berichtete von seinem letzten Besuch bei Holler in der Holztwiete. Es war am Morgen dieses Tags gewesen. Er hatte Holler angesehen, der Mann hatte geweint, nicht geschlafen. In seinen Augen stand Verzweiflung. Holler war groß gewachsen, hatte kurz geschnittene blonde Haare über einem Gesicht, das jünger aussah, als es seinem Alter entsprach. Nein, er hatte keine Ahnung, warum seine Tochter vergiftet worden war. Holler hatte Ossi versichert, er dürfe alles sehen, was er sehen wolle, für die Polizei werde es kein Bank- und kein Arztgeheimnis geben. Wenn sie es für richtig halte, dürfe sie das Haus und die Firma auf den Kopf stellen. »Tun Sie alles, was Sie für sinnvoll halten, um den Mörder zu finden«, sagte Holler mit brüchiger Stimme. Es war Ratlosigkeit, die Ossi dazu brachte, so offen zu berichten, das begriff Stachelmann sofort. Wieder spürte Stachelmann, wie die Frage in ihm bohrte, wer Holler war und warum dem Mann dieser Schrecken widerfuhr. Tief in ihm glaubte

er eine Stimme zu hören, die an etwas erinnerte. An was, verdammt? Was hatte er mit Holler zu tun? Er kannte den Mann nicht, er war noch nie auch nur in der Nähe seines Hauses gewesen. Und was hatte er mit Maklern zu tun oder mit Wohltätigkeitsvereinen oder mit einem Wahnsinnigen, der Zyankali in ein Bonbon spritzte, es in einen Garten warf und hoffte, ein Kind würde es essen? Ob der Mörder zugeschaut hatte, wie das Mädchen das Bonbon lutschte? Hatte er sich gefreut, als sein Plan aufging? Musste er nicht damit rechnen, dass jemand anders das Bonbon fand und es wegschmiss oder selbst lutschte? War das Kind überhaupt das Ziel eines Verbrechens? Oder war alles Zufall? Lief da einer durch die Stadt mit einer Tüte Karamellbonbons in der Tasche, in die er Zyankali gespritzt hatte und die er irgendwo verteilte, damit irgendjemand starb? Würde es weitere Vergiftungen geben? Wie besorgte man sich Zyankali? Wer stellte Zyankali her? Was für einen Tod stirbt einer, der Zyankali schluckt? Fragen gingen ihm durch den Kopf. Nein, es war ein Bonbon und ein totes Kind. Und der Mörder hatte dieses Kind gemeint. Aber woher wusste er, dass das Kind das Bonbon essen würde? Wie herum man es auch drehte, man kam zu keinem Schluss.

Ossi hatte bei der Schwarzen ein drittes Bier bestellt, dazu einen Schnaps. »Bin nicht im Dienst«, sagte er. »Bist du enttäuscht?«

Stachelmann schaute ihn fragend an.

»Na, weil es nicht so ist, wie es bei einem Veteranentreffen sein soll.«

Stachelmann lachte. »Und wie soll es bei einem Veteranentreffen sein?«

»Na ja, Schulterklopfen, Lachen, so laut, dass andere Gäste sauer werden, saufen, sich sagen, wie gut man sich gehalten hat, oder sich gegenseitig den Bauch tätscheln, wie das eben so sein muss. Also, ich bin geschieden und habe zwei Kinder.«

»Ich habe diesen Namen im Kopf«, sagte Stachelmann.

»Irgendwo habe ich den vergraben, ich weiß nicht, wo.«

Er starrte in den Rauch.

»Welchen Namen?«, fragte Ossi.

»Holler.«

»Den wollte ich gerade für ein, zwei Stunden vergessen«, sagte Ossi.

Der Spielautomat dodelte.

Ossi wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. Er sah müde aus. »Warum interessiert dich das überhaupt? Weißt du, wie viele Morde es im Jahr in Hamburg gibt?«

Stachelmann schüttelte den Kopf.

»Im Jahr 2001 waren es, glaube ich, siebenunddreißig.«

»Aber ein Kind?«, erwiderte Stachelmann.

»Ein Kind, ein Kind.« Ossi klang zornig. »Ich kann es nicht mehr hören. Alle Welt quatscht von einem Kind. Kindesmord, wie furchtbar das ist. Ich will dir mal meine ganz unmaßgebliche Meinung sagen: Mord ist Mord, ob Oma oder Kind. Oder findest du, ein Menschenleben ist mehr wert als ein anderes, tausend Mark statt zweihundert? Vielleicht der Industrie, weil die einem Kind im Lauf seines Lebens mehr andrehen kann als einer Oma mit begrenzter Lebenserwartung und jenseits des Konsumwahns. So ein Quatsch!«

»Alter Klassenkämpfer«, sagte Stachelmann. Es klang nicht lustig.

»Idiot«, sagte Ossi. »Die drehen noch durch im Präsidium. Die Presse macht ein Riesenremmidemmi, Mottenpost und Bild vorneweg. Und dann ist der Holler eben so eine Art Heiland, bekannt mit Bürgermeister, Innensenator, dem Chef der Industrie- und Handelskammer, dem DGB-Boss und so weiter und so fort.«

»Tanzt auf allen Partys.«

»Auf keiner. Aber kennt jeden. Und fast sieht es so aus, als wäre der Polizeipräsident sein allerbestester Freund. Es hörte sich jedenfalls so an, als er der Mordkommission den Marsch geblasen hat.«

Stachelmann marterte sein Gedächtnis. Verdammt, wo hatte er diesen Namen schon einmal gehört oder gelesen? Er hatte ihn gelesen, er sah die Buchstaben vor sich. Sie waren mit einer Schreibmaschine geschrieben. Oder foppte ihn seine Erinnerung? Sein Gedächtnis war schlechter, als es einem Historiker zustand. Peinlich die Momente, in denen er als Fachautorität nach Jahreszahlen oder Namen gefragt wurde. Zu oft fielen sie ihm nicht ein.

»Du bläst ja auch nur Trübsal«, sagte Ossi.

»Nein, ich denke nach.«

»Das ist bei dir anscheinend das Gleiche. Wenn man dich so anschaut.«

Stachelmann ärgerte sich. Das hatte er schon oft gehört.

»Mir geht dieser Name durch den Kopf ...«

»Holler?«

»Irgendwo habe ich den gelesen.«

Ossi schaute ihn mit wachen Augen an. »Und wo?«

»Wenn ich das wüsste.«

»Denk nach.«

»Was glaubst du, was ich seit einer halben Stunde tue?«

Nein, der Name würde ihm nicht einfallen. Heute nicht und womöglich nie. Wahrscheinlich war es nur ein Anklang, vielleicht ein ähnlicher Name in einem Buch oder einer Zeitschrift. Vielleicht war er Opfer eines Déjà vu? Gewiss, Holler war nicht Meier, Müller oder Schmidt, aber exotisch war der Name nicht. Etwas anderes fiel ihm auf. So hartnäckig war Ossi früher nicht

gewesen, auch nicht so ernst. Er hatte immer für alles einen Spruch gehabt. Stachelmann hatte sich damals überlegt, welcher Witz Ossi beim Weltuntergang eingefallen wäre.

Bestimmt sein bester. Alle stehen am Abgrund und kreischen, aber Ossi hat noch einen Witz auf Lager. Hei, hört mal zu, kennt ihr den? Beim Fall Holler waren Ossi die Witze ausgegangen. Oder früher schon. Kannte er seinen Freund noch, oder hatte er ihn damals verkannt? Er hatte ihn beneidet wegen der Leichtigkeit, mit der er Schwierigkeiten begegnete, die Stachelmann den Schlaf kosteten. Aber vielleicht hatte Ossi ja auch nicht geschlafen?

Es war spät, als Ossi und Stachelmann bei der Schwarzen bezahlten. Stachelmann gab ihr ein gutes Trinkgeld, sie lächelte nicht, blickte ihn kaum an. Fast hätte er sich entschuldigt.

Erst im Zug nach Lübeck merkte Stachelmann, wie müde er war. Auf dem Tisch im Großraumabteil der ersten Klasse lag die Bild-Zeitung. Stachelmann schaute sich die Bilder noch einmal an. Valentina Holler, sechs Jahre, vergiftet mit Blausäure. Zyankali tötet schnell, aber bis man tot ist, leidet man unter entsetzlichen Schmerzen. Das Foto vom Vater, dem Makler, schwarz-weiß, unscharf. Er kannte den Mann nicht. Warum schwirrte ihm Hollers Name seit heute Morgen durch die Gedanken?

III

Der alte Mann gestand es sich ein. Er hatte bisher Glück gehabt. Niemand hatte ihn beobachtet bei seinen Tötungen, es musste kein Unschuldiger sterben. Er konnte seine Opfer immer beim ersten Versuch erledigen. Es war leichter gewesen, als er geglaubt hatte. Der alte Mann lag auf dem Bett und betrachtete die Decke. Er erkannte Bilder. Frühstück, die Mutter bringt ihm Griesbrei. Der Vater steht auf, er muss zur Arbeit. »Häuser verkaufen«, nannte er es. Dann ging es zur Schule, sie hatten eine eigene für sich. Er liebte die Lehrerin, sie hieß Esther, sie unterrichtete alle Fächer. Am Abend, Papi war oft noch arbeiten, brachte Mami ihn ins Bett. Immer las sie ihm etwas vor, am liebsten Märchen. Er schloss die Augen. Wie dem Todesengel das Schwert entrissen wurde, daran erinnerte er sich gut.

Eines Tages sprach Gott zum Todesengel: »Geh hin und führe die Seele des Josua ins Paradies.« Der Rabbi Josua war ein gerechter Mann, aber seine Zeit war gekommen. Weil er nie gesündigt hatte, sollte der Todesengel ihm einen letzten Wunsch erfüllen. »Zeige mir meinen Platz im Paradies«, sagte Josua. »Aber gib mir dein Schwert, damit ich es halte. Ich habe solche Angst davor.«

Der Todesengel gab ihm das Schwert und hob den Rabbi auf die Mauer, die das Paradies schützte, damit Josua das Paradies überblicken konnte. Als Josua das Paradies in seiner Herrlichkeit sah, wollte er nicht mehr zurück zur Erde und sprang mit dem Schwert von der Mauer ins Paradies. Der Todesengel bat um sein Schwert, ohne das er seine Arbeit nicht verrichten konnte. Aber Josua gab es ihm nicht zurück. Weil Josua ein frommer Mann war, erlaubte Gott ihm, das Schwert sieben Jahre zu behalten. So lange starb kein Mensch. Aber nach sieben Jahren erhörte Gott das Flehen des Todesengels, und der Tod kehrte

zurück. Als Erster starb Josua, aber er spürte keinen Schmerz. Der Todesengel zog ihm die Seele aus dem Körper, wie man einen Faden aus der Milch zieht. Sanft schwebte der Rabbi in sein Gemach im Paradies.

Es war das Lieblingsmärchen des alten Manns, als er ein Kind war. Der Tod konnte schön sein. Ihn würde er befreien. Das Leben war ihm ein Ballast, es zog an seiner Seele mit Tonnen-gewicht.

Würde er weiter Glück haben? Er erinnerte sich an die Frau. Ihr Schrei, als er hinter dem Busch hervortrat. Sie stand wie erstarrt und wehrte sich nicht. Er schlug ihr mit einem Knüttel auf den Kopf, immer fester, steigerte sich in einen Rausch. Erschöpft hörte er auf, ihr Kopf war ein unförmiger Klumpen, überzogen mit Blut und Hirnmasse.

Stachelmann hatte kaum geschlafen in dieser Nacht. Und wenn, dann träumte er von Toten. Er war verstört, als er aufwachte. Der Rücken schmerzte, er war steif, die Tabletten hielten nicht lange vor. Er mühte sich aus dem Bett, die Augen brannten. Er schmierte sich zwei Marmeladenbrote und trank einen Becher Instantkaffee. Dabei schaute er in die Lübecker Nachrichten. Auf der Seite Weltspiegel/Wetter entdeckte er eine Notiz über den Mord an Valentina Holler. Hamburg war keine Bahnstunde entfernt, schon sank das Interesse an diesem Verbrechen. Stachelmann stand im Bademantel am Fenster und schaute auf den Hinterhof. Es regnete, schwere Wolken am Himmel. Dann fiel es ihm ein, heute Abend erwartete ihn, was er sich seit langem erhofft hatte, das Treffen mit Anne. Sein Magen zog sich zusammen. Das tat er immer, wenn Stachelmann sich aufregte. Manchmal bekam er dann Durchfall. Hoffentlich nicht im Zug, dachte er. Er ekelte sich vor den Bahnklos.

Er überstand die Zugfahrt besser als befürchtet. Als er den Berg der Schande sah, verschlechterte sich seine Laune für kurze Zeit. Dann gewann die Vorfreude die Oberhand, bis Angst sie verdrängte, er würde wieder alles falsch machen. Er nahm sich den Stapel Fachzeitschriften, die er längst hätte lesen müssen. Er mochte sie nicht, hielt sie für ein Potpourri der Eitelkeit. In den gelehrten Debatten zeigte sich eher der Drang zur Selbstdarstellung als das Bemühen um Klärung. Heutzutage war die Wissenschaft Adams Dschungel, richtete er sich mächtig auf und schlug sich mit seinen Fäusten gegen den Brustkorb, damit der Urwald hörte, wer ein Alphetier war oder eines werden wollte. So trommelte es durch die Fachpresse. Wer ein Silberrücken werden wollte, musste fleißig dienen, viel schreiben und die Majestäten ausführlich zitieren. Stachelmann lachte trocken. So viel hat sich doch nicht geändert, seit die Menschen aufrecht gehen.

Er entdeckte einen Aufsatz über das Konzentrationslager Mittelbau-Dora, die Produktionsstätte der V-2-Raketen. Der Artikel war anders. Sachlich schilderte er die Leiden der Häftlinge und die rüstungstechnische Bedeutung des Lagers bei Nordhausen. Nein, nicht alle waren Möchtegernalphetiere. Dora war am Anfang ein Außenlager des KZ Buchenwald gewesen. Ein Lichtstrahl drang durchs Fenster ein, der Regen hatte aufgehört. Er legte einen Zettel in die Zeitschrift, nachher würde er den Artikel kopieren und ihn auf den Berg der Schande legen.

Er verzichtete auf den Gang in die Mensa. Einen Augenblick überkam ihn die Furcht, Anne könnte ihn dort ansprechen und das Treffen absagen. Er lief zum Harvestehuder Weg, ans Ufer der Außenalster, wo die Enten fast alle Scheu vor den Menschen verloren hatten.

Warum hatte Anne ihn eingeladen? Er schalt sich, sie nicht gefragt zu haben. Nun würde er die Ungewissheit noch lange Stunden ertragen müssen. Was konnte sie von einem Versager

wollen? Die Angst erfasste ihn. Jedes Mal, wenn er Bohming am Historischen Seminar sah, fürchtete Stachelmann, dass der Sagenhafte ihn in sein Sprechzimmer bitten und ihn fragen würde, wann er denn seine Habilitation beenden wolle. Natürlich würde Bohming das in freundlichen Worten tun. Er würde von der großen Hoffnung sprechen, die er in ihn setze, vielleicht wiederholen, was er gesagt hatte, als Stachelmann nach Hamburg kam: »Sie haben hier alle Chancen, Stachelmann, ich bin nicht mehr der Jüngste.« Er hatte angedeutet, wie sich das Metekel der Hausberufung umgehen ließe. »Wissen Sie, ich habe da ein paar Freunde in Köln. Was meinen Sie, zwei, drei Semester, Sie werden die geschwätzigen Rheinländer überleben, und dann zurück nach Hamburg. Sie sehen, ich habe an alles gedacht. Jetzt müssen Sie nur noch Ihre Habil schaffen. Aber das ist ja eine Kleinigkeit für Sie, nach dieser Promotion, ›Stern am Historikerhimmel‹, und wenn's mal klemmt, ich habe immer für Sie Zeit.«

Konnte man bessere Startbedingungen haben? Stachelmann hatte ein schlechtes Gewissen, als er an die Freundlichkeit dachte, mit der er in Hamburg begrüßt worden war. Bohming und die anderen waren immer noch freundlich. Und doch glaubte Stachelmann, Enttäuschung bei ihnen zu spüren. Die Enttäuschung würde wachsen. Warum fehlte ihm die Kraft, diese letzte Hürde zu überspringen? Nicht nur Bohming war enttäuscht von ihm, er selbst war es viel mehr.

Er setzte sich auf eine Bank am Wasser und schaute den Enten zu. Einige schwammen heran und warteten auf die Brotkrümel, die sie in Stachelmanns Taschen vermuteten. Andere waren satt und dösten pärchenweise auf der Wiese. Er verfolgte Segelboote, die sich vom flauen Wind treiben ließen.

Auch seine Eltern wären enttäuscht, wenn sein Vertrag nicht verlängert würde. Er musste Professor werden, um endlich Ruhe zu finden. Aber er fand nicht die Ruhe, Professor zu werden. Er hatte das Gefühl, er habe zu seinem Thema schon alles ge-

schrieben. Hätte er doch sein Material sparsamer verwendet, die Doktorarbeit ausgedünnt, es hätte immer für eine ordentliche Note gereicht. Aber dann hätten die Fachzeitschriften seine Arbeit nicht einmal erwähnt, und er wäre nicht nach Hamburg gekommen. Allerdings, für eine Habil an einer kleinen Uni hätte es gereicht. Er hatte Angst vor dem Tag, an dem er sich eingestehen musste, er würde es nicht schaffen. Diese Angst raubte ihm oft den Schlaf.

Die Enten setzten keine Hoffnung mehr in ihn. Sie schwammen und watschelten zur nächsten Bank, wo eine Oma mit ihrem Enkel Brotkrümel ins Wasser und auf die Wiese warf. Der Kleine stieß bei jedem Wurf einen spitzen Schrei aus. Es war Zeit, zu gehen.

Um sechzehn Uhr klopfte es an seine Tür. Alicia, er hatte sie ganz vergessen und hoffte, sie würde es ihm nicht ansehen. Dann sagte er sich, es wäre gut, sie würde es sehen. Sie hatte sich hübsch gemacht, einen kurzen Rock angezogen. Sie ist ein schönes Kind, dachte Stachelmann. Er dachte es nicht zum ersten Mal. Aber er fühlte sich nicht angezogen von ihr. Er mühte sich, ihr dies zu zeigen. Er gab sich kalt und barsch. Aber bisher hatte es sie nicht beeindruckt, jedenfalls ließ sie sich nichts anmerken. Sie sagte leise: »Hallo!«, schaute ihm etwas zu lange in die Augen, setzte sich auf den Besucherstuhl vor Stachelmanns Schreibtisch und beugte sich ein wenig vor, die beiden oberen Knöpfe ihrer Bluse waren geöffnet.

Ein schönes Kind, warum fiel ihm immer das Gleiche ein, wenn er sie sah?

Es klopfte an der Tür, Anne steckte ihren Kopf durch die Spalte. Sie öffnete den Mund, schloss ihn aber wieder, als sie Stachelmanns Besucherin sah. Stachelmann glaubte, ihr Lächeln sei einen Augenblick verschwunden. »Entschuldigung, ich störe«, sagte Anne und schloss die Tür.

Stachelmann begriff nicht, was Alicia von ihm wollte. Ging es ihr darum herauszufinden, warum sie eine Drei erhalten hatte und Simone Wagner eine Zwei, obwohl sie ihre These nicht beweisen konnte? Stachelmann spürte keine Empörung bei Alicia. Sie beklagte sich nur ein wenig, erklärte, ihre Arbeit befinde sich in Übereinstimmung mit der Haltung fast aller seriösen Historiker. Stachelmann fragte sich, ob er ihr die Wahrheit sagen sollte. Dass er ihre Arbeit mit einer Drei benotet hatte, weil sie keinen Funken Eigenständigkeit zeigte. Aber da gab es noch etwas. Er fürchtete die Zudringlichkeit Alicias und wollte sie nicht ermuntern, indem er ihr eine Note gab, die sie für schmeichehaft halten konnte.

Früher, als Stachelmann studierte, gab es fast nur Einsen und Zweien. Die Professoren und Dozenten waren froh, wenn ein Student sich auf eine Leistungsprüfung einließ. Stachelmann hatte es genutzt, aber nicht dazu gebracht, diesem Vorbild zu folgen. Er benotete streng und mühte sich, gerecht zu sein. Er fragte sich, ob er Alicia jemals eine Eins geben könnte. Dann rief sie ihn wahrscheinlich zweimal die Woche zu Hause an, um ihm an den restlichen Tagen am Seminar nachzustellen. Er würde keinen Tag in der neuen Mensa im Philosophenturm sitzen können ohne die Furcht, dass sie sich zu ihm setzte.

Er fand sich sachlich und freundlich, distanziert. Sie strahlte ihn an. Er sagte ihr, sie möge künftig weniger auf die Mehrheitsmeinung der Historiker achten und sich stattdessen mehr um die Quellen kümmern. Sie nickte eifrig. Als es nichts mehr zu erläutern gab, sagte Stachelmann: »Ich freue mich, dass Sie meine Kritik annehmen«, und stand auf, um sie zu verabschieden.

Sie erhob sich gleichfalls und hielt ihm ihre Hand hin. Dann zog sie sie zurück und sagte: »Herr Stachelmann, noch eine Frage.«

»Ja?«

»Darf ich Sie auf eine Tasse Kaffee einladen? Ich kenne da ein nettes Café, nicht weit von hier, Richtung Klosterstern.«

»Warum?«, fragte Stachelmann. Er fühlte sich unwohl. Warum musste er fragen, statt einfach Nein zu sagen?

»Muss man für alles alle Gründe kennen? Ich fände es einfach nett. Und wenn Sie es auch nett fänden, würde es doch erst einmal reichen für einen Kaffee.« Ihr Lachen lockte und stieß ihn ab.

Stachelmann reichte ihr noch einmal seine Hand und sagte: »Es geht nicht. Tut mir Leid.«

»Ach, Sie haben keine Zeit. Das macht doch nichts. Wir können es ja nachholen.« Sie sagte es mit einem Lächeln, das einigen Männern Unruhe bereitet hätte, drehte sich um und verließ federnden Schritts Stachelmanns Arbeitszimmer.

Er saß noch eine Weile auf seinem Schreibtischstuhl und ärgerte sich über sich selbst. Warum hatte er nicht Klartext gesprochen? Warum druckste er herum, wann immer er sich bedrängt fühlte? Warum konnte er in solchen Situationen nicht einfach Nein sagen?

Das Telefon klingelte, Bohming war dran. »Sagen Sie, Herr Stachelmann, würde es Ihnen etwas ausmachen, mich in meinem Zimmer zu besuchen?«

»Gerne«, sagte Stachelmann. »Wann?«

»Sagen wir, in einer Viertelstunde?« Bohming sprach wie immer etwas zu laut.

»Ich komme dann«, sagte Stachelmann und schaute auf die Uhr. Hoffentlich dauerte es nicht zu lange. Bohming liebte es, Besprechungen auszudehnen. Er erzählte und erzählte über sich und seine Taten. Dabei war er, so hatten Kollegen Stachelmann auf einem Historikerkongress gesteckt, nicht immer so ein Held gewesen. Einen schüchternen Aktentaschenträger habe der Sagenhafte früher gegeben, als er in Berlin an der Freien Universi-

tät Assistent eines Profs gewesen sei, der so unbedeutend war, dass sich keiner mehr an seinen Namen erinnern konnte. Kein Wort habe Bohming gesagt, und wenn doch, dann habe er leise gesprochen, damit ihn bloß keiner verstünde. Aber das Wissen um die keineswegs rühmliche Vergangenheit des Chefs half Stachelmann nicht weiter. Was wollte Bohming von ihm? Ging es um seine Habil? Stachelmann spürte, wie sein Magen sich zusammenzog. Er sah seine Hände zittern. Wann würde seine Angst ein Ende haben? Und hoffentlich war Bohming fertig, wenn seine Verabredung mit Anne anstand.

Ossi dachte an sein Gespräch mit Stachelmann über den Fall Holler, als der Polizeipräsident den Konferenzraum im dritten Stock des Polizeipräsidiiums betrat. In seinem Gefolge Kriminalrat Schmidt, Leiter der Mordkommission, und ein unscheinbarer Assistent. Der Präsident setzte sich an die Stirn des Tisches, um den die Mitarbeiter der Rufbereitschaft 3 der Mordkommission versammelt waren. Der Assistent reichte dem Präsidenten einen Aktenkoffer, braunes Leder, silberner Beschlag. Der Präsident öffnete den Koffer und entnahm ihm einen Notizblock und einen schweren schwarzen Füller, dessen Feder im Licht der Neonröhren aufblitzte. Er schrieb etwas in den Block, dann hob er seinen Kopf und blickte streng in die Runde.

»Meine Herren«, sagte der Präsident. »Meine Dame und meine Herren«, berichtigte er sich und nickte Kommissarin Kreimeier zu. Mit kalter Stimme begründete der Präsident, warum er sie an diesem Nachmittag zusammengerufen hatte. Er sei sicher, sagte er, alle täten ihr Bestes, um den Fall Holler aufzuklären. Trotzdem gehe es nicht voran. »Das ist ein unannehmbarer Zustand.« Er verwies auf die Unruhe in der Stadt. Drei Mitglieder einer ehrenwerten Hamburger Familie seien Opfer eines oder

mehrerer Mörder geworden, und die Polizei habe nichts vorzuweisen. Die Presse überschlage sich, Vorwürfe gegen die Polizei und den Innensenator würden laut. Ja, sogar er selbst sei heute Morgen im Hamburger Abendblatt angegriffen worden. Untätigkeit lege man ihm zur Last, dabei könne er auch nicht mehr tun, als seine besten Leute von allen anderen Fällen abzuziehen und auf diesen einen anzusetzen. Aber seine besten Leute seien offenbar nicht gut genug. Er schwieg einen Moment und starrte böse auf den Tisch, hinter dem er saß.

Ossi schaute seinen Nachbarn, Hauptkommissar Werner Taut, kurz an. Der blinzelte mit dem linken Auge. Na klar, in einem halben Jahr sind Bürgerschaftswahlen in der Hansestadt, dachte Ossi. Da wurden die Herren nervös. Der Präsident verdankte seinen Aufstieg dem Innensenator und der seine Ernennung dem Bürgermeister. Zwar war der Innensenator nicht dafür zuständig, Verbrecher zu jagen. Nicht einmal dann, wenn es sich um den geheimnisvollsten Serienmörder der Hamburger Kriminalgeschichte handelte. Aber genauso, wie jeder Justizminister von jeder Opposition als unfähig verurteilt wurde, wenn irgendwo im Land ein Gefängniswärter einen Häftling abhauen ließ, genauso lastete die Öffentlichkeit es dem Innensenator an, wenn da einer seit Jahren frei herumlief, der es sich vorgenommen hatte, die Familie Holler bis zum letzten Glied auszurotten. So tönnten die Medien, auch wenn noch nicht einmal erwiesen war, ob die drei Verbrechen denselben Urheber hatten. Es konnte sich genauso gut um Einzeltäter handeln. Der Mord an Frau Holler ähnelte dem an Valentina in keiner Weise.

Die Morde an den beiden Kindern dagegen glichen sich. Aber das war kein Beweis für die These, es handle sich um einen einzigen Täter.

Als der Präsident seine Rede beendet hatte, fragte er:

»Möchte jemand von Ihnen etwas sagen?« Er richtete seinen Blick auf Werner Taut, den Leiter der Rufbereitschaft. Keiner meldete sich. Der Präsident fragte: »Und Sie, Herr Taut, fällt

Ihnen gar nichts ein? Was haben Sie getan, um diesen Irren zu ermitteln?»

»Wir tun alles, was uns möglich ist«, erwiderte Taut. Er hatte eine ruhige, tiefe Stimme. Sie passte zu dem großen, fettleibigen Mann. Er machte einen trägen Eindruck, aber Ossi und seine Kollegen wussten, dass ihr Chef einen schnellen Verstand besaß, den er nur allzu gerne hinter seiner Bedächtigkeit versteckte. Manche hatten Taut unterschätzt, einigen war es nicht bekommen.

»Und Sie sitzen hier seelenruhig herum, während da draußen womöglich einer seinen nächsten Mord plant oder vielleicht gerade begeht.«

Ossi musste sich beherrschen, nicht sichtbar zu grinsen. Der Präsident hatte doch nur Angst, dass vor den Wahlen ein weiterer mysteriöser Mord geschah, der den Medien die Gelegenheit bot, Hamburgs Polizei als unfähig zu entlarven.

»Wir sitzen hier herum, weil wir zu dieser Veranstaltung geladen wurden«, sagte Taut. Er klang fast schon gemütlich.

Der Präsident schnaubte. »Sie arbeiten seit Jahren an den Holler-Morden, und Sie haben nichts vorzuweisen. Rein gar nichts!«

»Das ist richtig«, sagte Taut. Er hatte sich einige Sekunden Zeit gelassen, bis er antwortete.

Der Präsident schaute ihn mit weit geöffneten Augen an. »Dann wissen Sie also wirklich nichts.«

»Wenn Sie das so sagen wollen.«

»Und Sie freuen sich jeden Monat auf Ihr Gehalt?« Die Stimme des Präsidenten zerschnitt die Luft im Raum.

»Verzichten würde ich ungern darauf. Da bin ich gewiss nicht der Einzige.«

Der Präsident schloss einen Moment die Augen. Er stand auf und lief zu einem der Fenster, die auf die City Nord zeigten. Er

schaute eine Weile hinaus. Dann wendete er sich den Anwesenden zu und sagte mit fast trauriger Stimme: »Was haben Sie bisher ermittelt?«

Taut fasste zusammen, er klang gelangweilt: »Am 13. April 1999, morgens, fand ein Spaziergänger Ruth Holler tot im Duvenstedter Brook. Eine große Person, wahrscheinlich ein Mann, hat ihren Kopf zu Brei geschlagen. Er muss eine furchtbare Wut gehabt haben.«

Der Präsident verzog das Gesicht.

Taut fuhr gleichmütig fort: »Sie ist am späten Nachmittag des 12. April ermordet worden. Der Mörder hat sie auf dem Weg liegen lassen. Anscheinend wollte er, dass sie bald gefunden wurde. Wir haben nichts entdeckt, was auf den Täter hinweist, nicht einmal das Schlagwerkzeug. Die Rechtsmedizin sagt, es sei ein großer Prügel gewesen, vielleicht ein Baseballschläger ...«

»Keine Fußspuren?«, fragte der Präsident.

»Nein. Es gibt dort viele Fußabdrücke von Joggern oder Spaziergängern, die meisten sind unkenntlich. Da der Täter und das Opfer wohl die Einzigen waren, die diesen Weg benutzt haben in der Zeit zwischen der Tat und dem Auffinden der Leiche, hätte der Täter eigentlich klare Abdrücke hinterlassen müssen. Ruth Hollers Abdrücke konnten wir identifizieren. Aber die Kollegen von der Spurensicherung haben sonst nur leichte, konturlose Vertiefungen im Boden gefunden. Der ist dort fast überall weich und elastisch, das macht die Sache nicht einfacher. Wir glauben, dass der Täter sich Plastiktüten oder Ähnliches um die Schuhe gewickelt hat. Vielleicht auch Fahrradgamaschen. Aber in Wahrheit wissen wir nicht einmal, ob diese Bodeneindrücke etwas mit dem Mord zu tun haben. Das spielt auch keine Rolle, wir können sowieso nichts mit ihnen anfangen.«

Der Polizeipräsident schnaubte.

»Wir haben die Datenbanken von LKA und BKA durchsucht,

aber keine ähnlich gelagerten Fälle gefunden. Natürlich haben wir die Familie des Opfers überprüft, der Ehemann hat ein Alibi, ein Abendessen mit dem Bürgermeister, und die Kinder kommen nicht in Frage.«

Der Präsident legte seine Stirn in Falten. Vielleicht ergrimmte es ihn, Holler als möglichen Verdächtigen genannt zu hören. Vielleicht war es eine Warnung, ihn nicht für blöd zu halten. Er hatte eine Verwaltungslaufbahn hinter sich und noch nie eine Leiche am Tatort gesehen. Er spürte die Geringschätzung, die ihm die Kriminalbeamten entgegenbrachten.

»Wir haben Hollers Villa auf den Kopf gestellt, um irgendeinen Hinweis auf die Tat zu finden. Nichts.«

Der Polizeipräsident schüttelte den Kopf.

Ossi erschrak, als er bemerkte, dass seine Finger einen Takt auf die Tischplatte schlugen. Er schob seine Hand unter den Tisch. Ihn nervte dieses Wiederkäuen ihrer dürftigen Ermittlungsergebnisse. Sie waren blamabel, da hatte der Präsident Recht. Aber es brachte sie nicht weiter, es wieder und wieder festzustellen. Unten, auf seinem Schreibtisch im ersten Stock, wartete Arbeit auf ihn, und hier oben wurde geschwätzt. Taut musste es genauso gehen wie ihm. Seine Stimme klang fast schon monoton. So klang sie immer, wenn der Leiter der Rufbereitschaft 3 sich ärgerte.

»Sebastian Holler starb am 3. September 2000, ziemlich genau um 16 Uhr 30 im Aschbergbad im Rückersweg. Er saß am Beckenrand und schaute wohl zu, wie Kinder die lange Rutsche runtergesaust sind. Er trank einen Schluck Cola und fiel ins Wasser. Der Bademeister war schnell zur Stelle, konnte aber nichts machen. Er dachte, der Junge sei ertrunken. Er alarmierte sofort den Rettungswagen und versuchte den Jungen wieder zu beleben, was natürlich nicht gelang. Als der Notarzt eintraf, war der Junge längst tot. Zyankali wirkt gründlich.«

Der Präsident sah Taut fragend an.

»Die Sanitäter informierten das zuständige Kommissariat, die Kollegen waren nach ein paar Minuten am Tatort. Spurensicherung und Gerichtsmediziner kamen nicht viel später. Die Kollegen begannen sofort, Zeugen zu suchen und zu befragen. Wir haben eine lange Namenliste in den Akten. Niemandem ist etwas aufgefallen. Die meisten haben nicht einmal bemerkt, dass im Schwimmbecken ein Kind starb.«

Der Polizeipräsident schüttelte den Kopf.

Natürlich, dachte Ossi, der würde immer und überall merken, wenn etwas passiert. Und wie Superman retten, was zu retten ist.

»Das letzte Opfer, Valentina Holler, wurde am 7. Juli vom Kindermädchen tot im Garten gefunden. Die Autopsie ergab, dass das Kind ein Karamellbonbon gegessen hat, in das jemand Zyankali gefüllt hatte. Das Bonbonpapier lag neben dem toten Mädchen, in der Nähe der Hecke, die das Grundstück von der Straße trennt. Wir nehmen an, das Mädchen hat das Bonbon auf dem Rasen liegen sehen, es genommen, ausgepackt und gegessen. Und das innerhalb von etwa zwei Minuten. Der Tod trat gegen 17 Uhr 13 ein. Die Zeit lässt sich recht genau eingrenzen, weil das Kindermädchen ins Haus ging, um die Toilette aufzusuchen ...«

Ossi grinste innerlich wegen der gestelzten Wortwahl Tauts. Das Kindermädchen ist pinkeln gegangen, hätte Taut unter Kollegen gesagt. Er hatte die Kleine vernommen. Sie war gerade neunzehn Jahre alt. Sie gab sich die Schuld. »Wenn ich Tina mit ins Haus genommen hätte, dann wäre ihr nichts geschehen«, schluchzte sie. Niemand, nicht einmal Holler, warf ihr etwas vor. Das Kindermädchen hatte sich rührend um die Kleine gekümmert. Wie oft war Valentina allein im Garten gewesen! Dort konnte ihr nichts geschehen, sie war ja kein Säugling mehr. Nein, Schuld trug allein derjenige, der Zyankali in ein Karamellbonbon gespritzt und es in den Garten geworfen hatte. Wahrscheinlich würde das Kindermädchen lebenslang leiden, weil es im falschen Augenblick aufs Klo musste.

Nachdem der Präsident sie zu »verstärkten Anstrengungen« aufgefordert hatte – »Es geht um die Ehre der Hamburger Polizei!« –, traten er und seine Begleiter ab. Kriminalrat Schmidt warf Taut und seinen Kollegen einen stechenden Blick zu, bevor er die Tür hinter sich schloss. Die Mitarbeiter der Rufbereitschaft 3 blieben im Besprechungsraum sitzen.

»Nun wissen wir endlich, dass wir den Kerl fangen sollen«, sagte Roland Kamm.

Ossi kicherte kurz.

Taut starrte auf die Wand.

Ulrike Kreimeier beschäftigte sich mit einem Fingernagel.

Wolfgang Kurz bohrte mit dem kleinen Finger in der Nase.

»Ja, ja«, sagte Taut. »Das kann man schon verstehen. Der will Präsident bleiben.«

»Ich dachte nur, Polizeipräsidenten sollen die Arbeit der Polizei unterstützen«, sagte Ulrike Kreimeier.

»Na, war das etwa kein Motivationsschub?« Ossi tat empört.

»Ist schon gut«, sagte Taut. »In einem Punkt hat er Recht. Es ist eine Blamage. Da rottet einer eine Familie aus, und wir schauen zu. Wir finden keine Beweise, kein Motiv und haben keinen einzigen Verdächtigen. Seit mehr als zwei Jahren tanzt uns einer auf der Nase herum.«

»Einer?«, fragte Ossi.

»Ich rieche das«, sagte Taut. Immer, wenn Taut etwas roch, hatte es keinen Sinn, ihm zu widersprechen.

Sie gingen die Treppen zum ersten Stock hinunter. In Tauts Büro setzten sie sich zusammen.

»Und wenn es dem Mörder nur um ein Opfer ging und er die anderen umbrachte, um von sich abzulenken?«, fragte Kamm.

»Und wenn es sich um zwei oder drei Täter handelt?«, fragte Ossi. Er ärgerte sich, seine Kollegen verbissen sich in einen Täter.

Taut schüttelte den Kopf.

»Dann weißt du mehr als wir«, sagte Ulrike Kreimeier.

»Ich weiß genauso wenig. Ich weigere mich nur, daraus weit reichende Schlussfolgerungen zu ziehen.«

»Ist schon gut«, sagte Taut. »Aber ich halte die Arbeitshypothese für richtig. Wir müssen uns auf einen Täter konzentrieren. Wenn wir den haben, werden wir sehen, ob er der einzige ist. Okay?«

Nach einer Weile nickten alle. Sie waren überrascht, wie einfach es sein konnte, ihre Arbeit sinnvoll auszurichten. Genauso überraschte es sie, eine Begründung von Taut zu erhalten, eine für seine Verhältnisse ausführliche Erklärung.

»Und die Geschichte vom Serienkiller, der es in Wahrheit nur auf ein Opfer abgesehen hat, macht sich in Krimis ganz gut. Ich habe so etwas noch nicht erlebt und auch nichts davon gehört. Man muss sich das mal vorstellen, Mörder sind Menschen, welchem Stress diese Leute ausgesetzt sind, wie viel Angst sie haben müssen, und wie vielleicht ihr Gewissen sie plagt. Das sind ja in der Regel keine Monster oder Maschinen, wie sie in der Presse dargestellt werden, sondern Leute wie du und ich, die aus irgendeinem Grund aus der Bahn geworfen worden sind. Und wir müssen herausfinden, warum und wo sie aus der Bahn geworfen wurden.«

Diese Äußerungen mitgeschrieben, ein bisschen zugespitzt und an die Boulevardpresse verkauft, es gäbe einen schönen Skandal kurz vor den Wahlen, dachte Ossi. Er stellte sich die Schlagzeilen vor: »Kriminalkommissar – Verständnis für Mörder«, oder: »Liebeserklärung an Hamburgs Killer«, oder: »Hamburger Kripokommissar: Ich liebe euch doch alle«. Aber Taut hatte Recht. Wenn sie Mörder für Monster hielten, würden

sie nie einen fangen. Was hatte ihr Phantom wo aus der Bahn geworfen? Was trieb einen, drei Morde in zwei Jahren zu begehen?

»Übrigens, ihr habt das offenbar schon vergessen. Wo ist denn das Profilergutachten? Habt ihr das gelesen?«

Ossi erinnerte sich gut an den Psychologen vom BKA, eine Bohnenstange mit feuerrotem Gesicht. »Ich hab da mal reingeschaut.«

»Ja, und?«, fragte Taut.

»Sag bloß, du fandst das überzeugend?«

»Also, der wusste über einen möglichen Täter heftig mehr als wir.«

»Ach nee«, sagte Ulrike Kreimeier. »Der tickerte doch nicht richtig.«

»Schon mal was von moderner Polizeiarbeit gehört?«, fragte Taut. Er öffnete eine Schublade und zog einen Ordner hervor. Er schlug ihn auf und blätterte. »So, jetzt hört mal zu, ich habe mir da was angestrichen: Der Täter hat es offensichtlich nicht auf die Opfer abgesehen, sondern will das Familienoberhaupt, Maximilian Holler, treffen. Die Systematik, mit der er zwei Familienmitglieder tötete, deutet weniger auf einen Psychopathen hin als auf eine Borderline-Persönlichkeit. Der Mörder ist wahrscheinlich jemand, der mit Holler früher oder auch in jüngerer Vergangenheit Kontakt hatte, eventuell sogar lose mit ihm befreundet war. Er hat ihn vermutlich wegen seiner überragenden sozialen Position, wegen seines Erfolgs und vor allem wegen seiner menschlichen Integrität beneidet und idealisiert. Eigene Defizite in der Ich-Struktur führen zu Verschmelzungswünschen. Holler, der schon für viele gesunde Menschen ein Idealbild und eine Leitfigur darstellt, wurde für den in seiner Ich-Entwicklung schwer gestörten Täter zum Objekt einer projektiven Identität. Irgendeine Handlung oder Äußerung von Holler hat ihn derartig gekränkt und zurückgewiesen, dass archaische

Wut freigesetzt wurde. Dieses Umschlagen von Idealisierung in Vernichtungsimpulse ist typisch für Borderline-Persönlichkeiten, die sonst ganz angepasst und unauffällig erscheinen. In Frage kommen also alle Personen, mit denen Holler privat oder beruflich engeren Kontakt hatte und die sich irgendwann plötzlich von ihm zurückgezogen haben. Auch eine weibliche Täterin ist in Betracht zu ziehen, eine ehemalige Geliebte zum Beispiel, die sich möglicherweise schon als seine Ehefrau phantasiert hatte. Die Tötungsarten (Gift und Erschlagen) lassen eine Frau als Täterin ebenso wahrscheinlich erscheinen wie einen Mann. Kriterien für die Ermittlung des Täters sind also: eine persönliche Nähe zu Holler, die der Nährboden für eine pathologische Idealisierung wurde, und ein plötzlicher Kontaktabbruch nach einer Kränkung oder Zurückweisung. Die zeitliche Determinante ist offen, es kann sich sowohl um einen Kontakt aus Jugendjahren als auch um eine Kontaktperson aus Hollers jüngerem sozialen Umfeld handeln.«

Ulrike Kreimeier stöhnte. »Wir haben das alles schon geprüft. Der Holler hatte keine Freundin, und ihm fielen auch keine Freunde ein, die sich plötzlich von ihm abgewandt haben.«

»Woher weißt du, dass der keine Geliebte hatte?«, fragte Taut.

»Was nicht ist, kann man nicht beweisen. Ich habe ihn gefragt, du warst doch dabei, Ossi.«

Ossi nickte.

»Ich habe ihm maximale Diskretion zugesichert, auch wenn das im Fall des Falles nicht geklappt hätte.« Ulrike Kreimeier klang gelangweilt.

»Stell dir vor, er hat gelogen«, sagte Ossi. »Glaubst du denn, der lässt seine Geliebte fröhlich morden, nur weil er verhindern will, dass was rauskommt? Mein Gott, jeden Tag liest man über Ehebruch in der Zeitung. Das kratzt doch kein Schwein mehr. Nein, das ist die falsche Spur. Schick uns den Psychoheini bloß nicht mehr auf den Hals.«

Taut grinste.

»Wir sollten uns noch einmal mit Hollers Konkurrenten beschäftigen. Da gibt es ja ein paar, die wären reicher ohne ihn«, sagte Ossi. Er fühlte sich lustlos. Er ahnte, wie aussichtslos es sein würde.

Taut nickte.

Ulrike Kreimeier sagte: »Mir schwirrt da schon die ganze Zeit ein Verdacht durch den Kopf.«

Die anderen schauten sie erstaunt an. Warum sagst du das erst jetzt? schienen sie zu fragen.

»Man muss ja nicht immer gleich mit allem herausplatzen«, sagte sie. Es klang etwas beleidigt.

Taut winkte ab.

»Der Holler könnte es selbst sein. Mir kommt der viel zu gut vor.«

»Wahnsinn!«, sagte Kamm. Es klang nicht nach Widerspruch.

»Ja, Wahnsinn«, erwiderte Ulrike Kreimeier. »Es wäre nicht das erste Mal. Jeder Mord ist Wahnsinn.«

»Du meinst, der bringt seine Frau und zwei seiner Kinder um?«, fragte Ossi.

»Es könnte doch sein«, sagte Ulrike Kreimeier.

Taut blickte in die Runde und sagte: »Lasst Ulrike mal erzählen. Das ist vielleicht die erste vernünftige Idee seit langem.«

»Also, der Holler ist ein Mann ohne Makel, so eine Art Jesus«, sagte Ulrike Kreimeier. »Ich habe noch nie einen Menschen ohne Makel getroffen. Er kennt so ziemlich jeden, der in Hamburg was ist. Er spendet große Summen an Wohltätigkeitsrichtungen und versucht zu verhindern, dass die Öffentlichkeit davon erfährt. Es kommt natürlich trotzdem heraus, und er kriegt noch einen Heiligenschein, weil ja die meisten, die was Gutes tun, das zuerst für sich selbst tun. Der Holler gibt sich so, als wäre er nicht von dieser Welt. Da wäre er aber der Erste.

Vielleicht verfolgt er seit Jahrzehnten einen Plan. Vielleicht stand ihm seine Frau im Weg. Vielleicht will er die Brut seiner Frau loswerden ...«

»Er ist der Vater!«, sagte Kamm.

Taut winkte ab.

»Wirklich? Und hat noch nie ein Vater seine Kinder getötet, weil er glaubte, sie seien nicht seine? Außerdem ist es nicht ungewöhnlich, dass ein Vater die eigenen Kinder mit der Frau identifiziert. Zumal wenn er als Geschäftsmann selten zu Hause ist.«

Kamm nickte leicht.

»Stellt euch einfach mal vor, der Mann hat irgendeinen großen Coup im Auge, größer, als wir Irdischen ihn uns vorstellen können. Etwas Wahnsinniges. Und er braucht dazu gute Beziehungen zu wichtigen Leuten und einen fetten Heiligenschein. Und seine Frau steht ihm im Weg. Vielleicht hat er eine andere. Vielleicht kriegt er die nur ohne Kinder. Aber das ist jetzt nicht so wichtig. Was immer sein Plan ist, er muss dazu diese Verbrechen begehen.«

»Alibi«, sagte Ossi.

»Haben wir das überprüft?«, fragte Taut. Er blickte in die Runde. Keiner antwortete. »Muss ich mich um alles kümmern?«, fragte Taut.

»Ich mach es«, sagte Ossi. Er wusste, Taut hasste jede körperliche Bewegung, es sei denn, sie führte ihn in ein Lokal. Er saß wie verschweißt auf seinem Stuhl, bald würde er auch auf ihm schlafen.

»Lass mal besser den Chef beim Bürgermeister antreten«, sagte Kamm.

»Nein«, sagte Taut. »Der Erste Bürgermeister ist auch nur ein Zeuge. Allerdings, Ossi, wäre es sinnvoll, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen. Ich fände es gut, der Jesus von der Elbchaussee

würde nicht gleich spitzkriegen, welche Spur wir verfolgen.«

Ossi sah Ulrike Kreimeiers Augen strahlen.

Taut wendete sich an sie: »Das ist eine schöne Theorie. Ehrlich gesagt, sie hört sich ein wenig nach Hollywood an. Aber wenn man alles zusammenzählt, kennen wir in der Tat derzeit nur einen Verdächtigen, und der heißt Maximilian Holler, ist der bedeutendste Immobilienmakler Hamburgs, wenn nicht Norddeutschlands, und außerdem der Inbegriff des Guten im Menschen. Liebe Leute, wenn wir diese Sache vermässeln, hat uns der Präsident am Arsch. Und nicht nur der, denn alles, was Rang und Namen hat in dieser Stadt, liebt Maximilian Holler.« Er schaute ernst in die Runde. Dann fragte er Ulrike Kreimeier: »Was schlägst du vor?«

»Vierundzwanzig Stunden beschatten. Seine Konkurrenten befragen. Eine Hausdurchsuchung, natürlich mit seinem Einverständnis, er hat es uns ja geradezu aufgedrängt. Recherchen bei seinen Banken. Die letzten Reisen überprüfen. Volles Programm eben.«

»Und das alles mit unseren paar Leuten?«, fragte Kurz. Er saß steif auf seinem Bürostuhl, selbst im Sitzen überragte er seine Kollegen fast um Kopfesgröße.

Taut wiegte seinen Lockenkopf hin und her. »Vielleicht kriegen wir Verstärkung, wenigstens für die Beschattung.«

»Dann sieh mal zu, dass der Präsident nichts davon mitkriegt«, sagte Ossi.

»Morgen oder spätestens übermorgen sage ich noch was zu meiner Theorie. Oder vielleicht ist es eine ganz andere Variante. Aber das muss ich erst überprüfen«, sagte Ulrike Kreimeier.

»Was soll denn diese Geheimnistuerei?«, fragte Kamm.

»Das ist doch albern.«

»Lass sie«, sagte Taut.

Ossi war froh, als sie fertig waren. Es war mal wieder spät geworden, als sie ihre Diskussion beendet hatten. Es dauerte immer ein bisschen länger bei ihnen. Taut hasste es, den Boss herauszukehren, es wurde weniger angeordnet und mehr erörtert. Die Ergebnisse sprachen für dieses Verfahren, auch wenn es umständlich erschien. Ossi fand, es schmiedete das Team zusammen, sie hatten einen guten Ton gefunden, und jeder strengte sich an, zur Lösung ihrer Fälle beizutragen. Vor allem Ulrike Kreimeier blühte auf. Als sie von der Sitte zur Mordkommission versetzt worden war, erschien sie den Kollegen als graue Maus. Es war lange nichts zu hören von ihr. Vor einem guten Jahr aber hatte sie die entscheidende Idee im Fall Sewtschenko. Schulkinder hatten morgens einen toten Russen mit einem Haufen Geld in einer kleinen Straße am Bahnhof Altona gefunden. Der Fall schien unlösbar, bis Ulrike Kreimeier eine Idee hatte, die die Ermittlungen auf eine neue Spur brachten. Sie führte nicht zur Russenmafia oder in die Unterwelt von St. Pauli, sondern zu einer vornehmen jungen Frau nach Eppendorf, die ihren russischen Freund erschoss, weil er sie verlassen wollte. Seitdem war hin und wieder von »weiblicher Intuition« die Rede, bis Ulrike Kreimeier der Kragen platzte und sie erklärte, die Männer hätten das Denken nicht gepachtet, und wenn ihnen nichts einfiele, dann liege es nicht am biologisch bedingten Mangel an weiblicher Intuition, sondern an der Fantasielosigkeit von Leuten, die besser Briefe stempeln sollten, als Mörder zu jagen. Seitdem war Ruhe. Und Ulrike Kreimeier hatte sich ihren Platz in der Mordkommission erkämpft. Ihr stand eine große Karriere bevor.

Ossi verließ gemeinsam mit ihr das Präsidium. Es war spät geworden. Es versprach eine laue Sommernacht zu werden, selten in Hamburg, wo es meist kühl wurde, wenn die Sonne verschwand. »Gehen wir noch irgendwohin, auf ein Bier?«, fragte Ossi.

Ulrike lachte ihn aus fröhlichen Augen an. »Gute Idee«, sagte sie. »Wohin?«

»Da hinten, dann um die Ecke und ein paar Meter weiter gibt es einen Italiener, wo man draußen sitzen kann ...«

»Und ich kein Bier trinken muss«, sagte Ulrike. Sie hakte sich bei Ossi ein, er genoss die Berührung. Dann stutzte sie und sagte: »Warte mal, ich muss noch mal zu meinem Auto, eine Jacke holen. Oder willst du meine Zähne nachher klappern hören?« Sie ging zur Hindenburgstraße, die Fußgängerampel war grün. Sie betrat den Zebrastreifen. Aus einer Querstraße schoss ein schwarzer Mercedes heraus und raste auf den Zebrastreifen zu. Ossi sah es, begriff erst nicht, dann schrie er: »Ulrike, Achtung! Ein Auto!« Sie hörte nichts, war in Gedanken versunken, der Verkehr lärmte. Sie flog durch die Luft wie eine Puppe, als der Wagen sie traf.

IV

»Verstehen Sie mich richtig, Herr Stachelmann«, sagte Bohming. »Ich habe mit allen Leuten viel Geduld, besonders mit meinen Kollegen.« Er nannte seine Mitarbeiter gerne Kollegen. »Ich habe mich für Sie eingesetzt, aber nicht einmal ich kann alle im Seminar davon überzeugen, dass Sie die beste Habil hinlegen seit Menschengedenken und dass die eben ein bisschen länger dauert. Ich höre die Signale, die hier und da ertönen, und fürchte, sie werden nicht leiser. Wir müssen sparen, der Senat macht uns fix und fertig. Und was glauben Sie, was passiert, wenn die anderen hier nach den Wahlen ans Ruder kommen?«

Stachelmann hätte sich belustigt angeschaut, wie der Sagenhafte eierte, wäre es nicht um seine Haut gegangen. Genauer gesagt, um seine Habilitationsschrift, noch genauer, um den Berg der Schande. Er verstand, Bohming setzte ihm die Pistole auf die Brust. Natürlich hatte Bohming als Ordinarius genug Macht, um Stachelmanns traurige Existenz fast beliebig zu verlängern. Es war typisch: Er, der sonst der Größte war, berief sich auf höhere Mächte, machte sich klein, weil er zu feige war, Stachelmann zu sagen: »Passen Sie auf, Sie kriegen noch zwei Jahre. Und wenn Sie in zwei Jahren nachweisen können, dass Sie mehr als mittendrin sind in Ihrer Arbeit, kriegen Sie meinetwegen noch mal zwei Jahre. Aber dann ist Essig.«

Stachelmann hatte nicht viel gesagt. Er hatte es vorausgesehen. Und was sollte er einwenden? Der Sagenhafte war kein Held, aber er hatte Recht. Ich bin ein kläglichler Versager, dachte Stachelmann. Wie habe ich damals nur die Promotion geschafft, mit summa cum laude? Ihm schien es, als wäre der Heidelberger Stachelmann ein anderer als der Hamburger. Der Heidelberger strahlte, der Hamburger verkörperte Lähmung und Depression.

Stachelmann versicherte, längst an der Vorbereitung seiner

Arbeit zu sitzen, bald werde er nach Berlin fahren ins Bundesarchiv, dann nach Buchenwald, zur Gedenkstätte für das ehemalige KZ. Nach Abschluss der Recherche werde er zu schreiben beginnen.

Bohming klopfte ihm auf die Schulter. »Ich zweifle nicht an Ihnen, Stachelmann. Ich verteidige Sie, glauben Sie mir das. Sie werden das schon schaffen, bestimmt.«

Zurück in seinem Zimmer, setzte sich Stachelmann hinter seinen Schreibtisch. Er starrte auf den Berg der Schande. Er stellte sich vor, er wäre ein Bergsteiger, der die Eigernordwand hochklettern will, aber schon am Fuß des Matterhorns unter einer Lawine begraben wird. Er hatte es gewusst, irgendwann würde es ihn erwischen. Er sah sich auf dem Weg zum Arbeitsamt. Nur, wer würde einen gescheiterten Historiker einstellen? Was würde er bei Bewerbungen sagen? Wissen Sie, dieser verknöcherte Hochschulbetrieb ist mir auf die Nerven gegangen. Es kann sich keiner vorstellen, wie nervig es ist, lustlosen Studenten etwas beizubringen. Und dann bis zur Pension nur in Akten wühlen, Fachzeitschriftenartikel schreiben, die keiner liest außer denen, die einem einen reinwürgen wollen. Ich muss etwas Neues ausprobieren. Kein Personalchef würde ihm solchen Quatsch abkaufen. So was sagt jeder, der an der Uni gescheitert ist. Und wer an der Uni scheitert, der wird auch woanders scheitern. Keine Durchstehkraft, keine Nerven, mangelnde Leistungsbereitschaft. Er spürte Schweiß auf der Kopfhaut. War das die Stunde, in der sein Untergang sich ankündigte?

Sein Blick fiel auf den Stapel mit ungelesenen Fachzeitschriften. Und die, die darin meist belanglose Aufsätze veröffentlichten, waren die besser als er? Diese Dutzendschreiberlinge, die jeden Furz der Weltgeschichte parfümierten, die Aufschneider und Wichtiguer, die Streber, die alle gleich aussahen? Ihnen fehlte der Skrupel, der Stachelmann lahmte. Oder bildete er es sich nur ein? Redete er seine Unfähigkeit schön, indem er sie Skrupel nannte? Skrupel vor der Prahlerei, die in seiner Branche

mit entschied über Aufstieg oder Untergang? Stachelmann wusste, es war die letzte Chance, aus seinem Leben etwas zu machen.

Er schaute auf die Uhr. Gleich hatte er seine Verabredung mit Anne. Eine Stimme in ihm sagte, er solle besser nicht hingehen.

Es war eine kleine Zweizimmerwohnung unter einem Dach in Winterhude, nicht weit entfernt vom Präsidium. Ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, eine kleine Stehküche, ein enges Bad. An der Wand im Wohnzimmer hingen das Poster einer Ausstellung »Moderne Malerei« im Kunsthaus und eine Kandinsky-Reproduktion. Fernsehgerät, Stereoanlage, ein paar CDs mit Popmusik. Ein Bücherregal mit ein paar besseren Romanen der letzten Jahre, ein Volkslexikon, keine Krimis. Ein Sofa, braun und alt, ein Sessel, der nicht dazu passte. Ein kleiner Schreibtisch, Nachbildung eines Sekretärs. Auf dem Boden ein Flokati, grau angelaufen. Im Schlafzimmer ein Doppelbett, Nachttisch, Schrank. Im Flur eine Garderobe, Holzbrett mit Haken, an die Wand geschraubt, ein Spiegel.

Ossi war vorher nie bei Ulrike zu Hause gewesen. Jetzt war sie tot, und er war hier. Er hatte die Szene vor Augen und würde sie nie vergessen. Der schwarze Mercedes, der sie umbrachte. Der Wagen schleuderte kurz, krachte gegen den Bordstein des Mittelstreifens und raste weiter. Ossi hatte den Fahrer nicht erkannt. Es sei ein Mann gewesen, glaubte er, gesehen zu haben. Ulrike lag regungslos auf dem Bürgersteig. Sie starrte Ossi aus leeren Augen an. Ihr Gesicht war blutverschmiert, rot waren auch Hände und Beine. Das linke Bein war nach außen abgeknickt. Ossi fasste ihr an den Hals, dann an die Pulsader, er legte sein Ohr an ihre Brust. Nichts, sie war tot, wahrscheinlich schon, bevor ihr Körper auf dem Bürgersteig aufschlug. Ossi rief mit seinem

Handy den Rettungswagen und leitete die Fahndung ein nach dem Mercedes. Dann setzte er sich neben die Leiche auf den Boden und weinte.

Wenige Minuten später drängelten sich Polizisten, Ärzte und Journalisten am Tatort. Taut zog Ossi hoch, nahm ihn kurz in den Arm und sagte: »Wir müssen ihn finden.«

Die Medien hatten Beschreibungen des Mercedes verbreitet, Polizisten klapperten Reparaturwerkstätten und Parkhäuser ab. Niemand hatte den Wagen gesehen.

Und nun stand Ossi in Ulrikes Wohnung, er glaubte, ihren Geruch wahrzunehmen. Er wusste nicht, was er suchen sollte. Er öffnete den Schreibtisch, der Schlüssel steckte in der Klappe. Filzstifte, ein Notizblock, ein Papierstapel. Er nahm Notizblock und Papierstapel und setzte sich aufs Sofa. Er legte die Unterlagen auf die Sitzfläche neben sich. Er fing an mit dem Notizblock. Auf der ersten Seite ein Einkaufszettel, auf der folgenden irgendwelche Maße, sie wollte vielleicht etwas nähen. Ossi schaute sich um, entdeckte aber keine Nähmaschine. Auf dem dritten Blatt hatte sie ein Gesicht skizziert, grobe, schnelle Striche, aber gute Proportionen. Vielleicht entstand die Zeichnung beim Telefonieren. Auf der vierten Seite ein Mann in Farbe, nackt, die Geschlechtsteile herausgestellt. Die anderen Blätter waren leer. Ossi packte den Block in seine Aktentasche.

Der Stapel bestand aus Papieren, die Ulrike aufeinander gelegt hatte. Vielleicht beim Aufräumen, vielleicht war es der Stapel, auf dem alles landete, was sie sich später einmal genauer anschauen wollte. Es waren Briefe ihrer Mutter, Ossi mühte sich mit der zittrigen Handschrift und gab dann auf. Sie würden später Zeit finden, die Briefe zu lesen. Die Wahrscheinlichkeit war gering, dass sie darin einen Hinweis auf den Täter entdeckten. Ossi fand Rezepte, herausgerissen aus einer Zeitung, meist italienische Küche. Der Prospekt eines Möbelversandhauses über

Einbauküchen. Ob sie die heruntergekommene Küche erneuern wollte? Vielleicht hat sie davon nur geträumt, dachte Ossi, als er die Preise las. Man darf sterben für den Staat, nur sollte man nicht hoffen, vorher reich zu werden. Unter dem Prospekt fand sich ein Schreiben eines Lexikonverlags, der einen Rabatt versprach, wenn man seine mehr als zwanzig Bände umfassende Enzyklopädie binnen vierzehn Tagen bestellte. Warum bewahrte Ulrike diesen Werbebrief auf? Die Enzyklopädie kostete trotz des Rabatts immer noch eine Menge. Es folgte das Faltblatt eines Supermarkts, Ulrike, wer sonst, hatte einen Rasenmäher mit blauem Kuli angekreuzt. Was wollte sie mit einem Rasenmäher, sie hatte keinen Garten? Unter dem Faltblatt fand er eine Mappe aus blauer Pappe. Darin eine Seite, herausgerissen aus dem Spiegel, über die SS-Totenkopfverbände. Erstaunlich, Ossi konnte sich nicht erinnern, dass Ulrike jemals Interesse an Geschichte gezeigt hatte. Unter dem Artikel ein Blatt Papier, darauf eine Skizze. Sie begann, von oben betrachtet, mit einer senkrechten Linie, diese stieß etwa in der Mitte des Blatts auf eine waagerechte Linie. Von dieser zweigten parallel vier senkrechte Linien nach unten ab. Am Fuß der rechten Linie stand »Maximilian Holler«.

Ossi saß da. Er brauchte einen Augenblick, bis er wieder einen klaren Gedanken fassen konnte. Er starrte auf das Blatt, die Skizze sah aus wie ein Familienstammbaum. Aber es standen keine Namen darauf außer dem des Maklers. Er drehte das Blatt nach allen Seiten. Was hatte sich Ulrike gedacht, als sie diese Skizze anfertigte, mit Bleistift und Lineal? Vielleicht wollte sie Opfer und Verdächtige grafisch in eine Beziehung zueinander setzen. Wenn es so war, warum stand Hollers Name unten rechts? Welche Namen sollten an den anderen Linien stehen? Ob es nur eine Spielerei war? Ossi malte oft Unsinn auf Papier oder Pappe, wenn er sich konzentrierte. Viele taten es, offenbar auch Ulrike. Ossi lehnte sich zurück, dachte daran, wie sie zusammengesessen hatten, um gemeinsam nachzudenken über

Verbrechen, Verdächtige und Spuren. Ulrike hatte die meiste Fantasie von ihnen allen gehabt.

Wenn man allein ist, mag einen überschäumende Fantasie in die Irre führen, im Team löst sie oft verfahrenere Situationen. Anfangs hatte Ossi sich hin und wieder gewundert über Ideen, die Ulrike nach langem Schweigen äußerte. Aber er begriff schnell, dass sie klug war und ihre Ideen die Rufbereitschaft weiterbrachten. Entweder indem sie die Ideen widerlegten oder, wenn Ulrike sich nicht umstimmen ließ, sie ihren Ideen folgten. Ossi hatte Ulrike oft beneidet, sie hatte eine besondere Stellung im Team. Jeder hörte zu, wenn sie etwas sagte. Das war in der Hektik des Polizeialltags nicht normal. Ossi fiel ein, was Ulrike tat, wenn sie sich konzentrierte. Sie zeichnete nicht, formte keine Papierkügelchen wie Taut und starrte auch nicht wie abwesend an die Decke wie Kurz. Sie hatte eine Murmel in der Hand, die sie knetete. Manchmal klickerte die Murmel auf den Boden, Ulrike erschrak und suchte, bis sie die Murmel wieder gefunden hatte.

Was war es dann? Hatte Ulrike etwas herausgefunden und wollte es sich in einer Skizze vor Augen führen, bevor sie ihre Kollegen unterrichtete? Er blätterte den Stapel weiter durch, fand nichts, was ihn interessierte. Er nahm den Stapel und legte ihn zurück auf die Schreibtischplatte. Er kam sich vor wie ein Eindringling. Es war ihre Wohnung. Aber sie war tot. Hinterlassen hatte sie eine Mappe mit einer Skizze und einem Namen. Holler war der Einzige, den Ulrike verdächtigte. Einen anderen Verdächtigen kannte Ossi auch nicht.

Er fuhr zurück zum Präsidium und mühte sich, keinen Unfall zu verursachen. Zurück in der Mordkommission wäre er an der Tür fast mit Taut zusammengestoßen. »Wir haben ihn!«, brüllte er. »Wir haben ihn!«

»Wen?«, fragte Ossi.

»Den Mercedes!«

Die Knie schmerzten, als er die Treppe hochstieg. Stachelmann blieb auf einer Etage stehen, die Schmerzen blieben. Er ging weiter. Auf einem Emailleschild erkannte er den geschwungenen Namenszug: Derling. Die Leute, die man besuchen wollte, wohnten immer ganz oben. Stachelmann schnaufte. Er wartete einige Minuten, bis sein Atem sich beruhigte. Er fuhr sich mit der Hand durch die Haarlocken und überlegte, ob es besser gewesen wäre, zum Friseur zu gehen. Er sah seine Hand zittern, als er den Finger zum Klingelknopf führte. Er hörte die Klingel in der Wohnung, sie klang wie eine Glocke, bim-bam. Dann hörte er Schritte, ruhig und leicht. Die Tür wurde geöffnet, Licht schien durch den Spalt, dann strahlte ihn Anne an. Sie sah aus, als wollte sie ausgehen. Frisch geschminkt und frisiert.

»Fast hätte ich dich nicht erkannt«, sagte sie. »Warum stehst du im Dunkeln?«

Erst jetzt bemerkte Stachelmann, dass das Licht im Treppenhaus längst ausgegangen war. »Ach, ich weiß nicht«, sagte er.

Sie bat ihn herein. Die Wohnung war in warmen Farben gehalten. Es roch nach Knoblauch und Kräutern.

»Das Essen ist gleich fertig«, sagte Anne. Eine Küchenuhr klingelte. »Ich sehe gerade mal nach, dass nichts verbrennt. Ich komme gleich wieder«, sagte sie. Sie verschwand hinter einer Tür, rechts, am anderen Ende des Flurs. Er hörte Geklapper. Sie kam zurück, sagte: »Ich habe dich noch gar nicht richtig begrüßt«, lachte und nahm ihn in den Arm, leicht nur und flüchtig. Ihr Parfüm roch gut, nach Rose, nicht aufdringlich.

Sie hatte im Wohnzimmer gedeckt. Dort gab es eine Essecke. Zwei Leuchter standen auf dem Tisch. Sie reichte ihm eine Flasche Rotwein. »Wenn er dir recht ist, mach ihn bitte auf.« Der Korkenzieher lag auf dem Tisch. Es war ein Bordeaux, Stachelmann kannte ihn nicht. Er zog den Korken heraus. Anne er-

schien mit einem Bräter, sie trug Topfhandschuhe. »Lamm mit Gemüse, überbacken«, sagte sie. »Ich hoffe, es schmeckt dir.«

»Bestimmt«, sagte er, »es riecht gut.« Sie tat so, als wäre es normal, dass sie ihn zum Essen einlud, ohne einen Grund zu nennen. Was hatten sie schon zu tun miteinander? In der Mensa setzte man sich zum anderen, wenn man ihn zufällig sah. Nicht nur Stachelmann war überzeugt, Bohming hatte ein Auge auf sie geworfen. Der Sagenhafte war zwar verheiratet, aber was hieß das schon? Aber sie lud ihn, den Möchtegernprofessor, zum Abendessen in ihre Wohnung, machte sich schick und musste viel Zeit in der Küche verbracht haben, um ein solches Essen zu bereiten. Was wollte sie von ihm? Er war erstaunt, erwartete eine Erklärung. Er traute sich nicht zu fragen.

Sie aßen, es schmeckte gut. Stachelmann trank wenig Wein, er war verunsichert. Sie plauderten über das Historische Seminar, dann über Annes Familie. Ihr Vater hatte sich vor vier Jahren erschossen, ohne einen Abschiedsbrief zu hinterlassen. Niemand wusste, warum, und niemand wusste, woher er die Pistole hatte, ein Modell aus dem letzten Krieg. Anne war ruhig, als sie davon erzählte. Sie legte eine CD in das Abspielgerät. Stachelmann kannte die Musik, es war Mozarts 23. Klavierkonzert, sanft, harmonisch, fast kitschig. Es war ein perfekter Abend. Stachelmann wusste nur nicht, warum sie ihn zusammen verbrachten.

»Und was machst du, wenn du nicht Studentinnen verführst?«, fragte sie. Sie hatte ein offenes Lachen. Dahinter konnte sich nichts verbergen.

»Normalerweise verspeise ich Studentinnen zum Frühstück«, sagte er. »Ein bisschen Knoblauch und roter Pfeffer dazu, und es schmeckt perfekt. Aber nur blonde.«

»Dann bin ich ja Gott sei Dank nicht in Gefahr«, sagte Anne und warf ihre Haare in den Nacken. Sie schimmerten blauschwarz. »Und außerdem, pfui, Knoblauch zum Frühstück, das ist pervers.«

»Ich bin nun mal so«, sagte Stachelmann. »Man kann nicht aus seiner Haut, auch wenn es einen beliebter machen würde.«

»Und wann verspeist du diese Alicia?«

»Woher kennst du sie?«

»Sie sitzt in meinem Proseminar. Wäre sie doch nur halb so engagiert, wie sie hübsch ist.«

»Die verfolgt mich«, sagte Stachelmann.

»Wie schmeichelhaft«, sagte Anne. Es klang ein wenig schnippisch. »Ich fürchte, der Verfolgte ist daran nicht völlig unschuldig.«

Stachelmann schaute sie erstaunt an. Das klang ja fast, als wäre Anne eifersüchtig. Oder wollte sie ihn nur foppen? »Unsinn«, sagte er. Dann: »Entschuldigung.«

Sie lächelte. »Ist schon gut. Ich könnte es ja verstehen.«

Schweigen.

»Ach ja«, sagte Anne, »bevor ich es vergesse.«

Pause.

Stachelmann streckte sich ein wenig, er hoffte, sie sah nicht seine Aufregung.

»Ich habe mit dem Sagenhaften geredet«, sagte Anne.

»Er meint, wenn ich dich freundlich bitte, würdest du mir vielleicht hin und wieder helfen.«

»Bei was?« Es rutschte Stachelmann heraus.

»Na ja, bei meiner Doktorarbeit.« Sie schaute ihn erwartungsvoll an.

Stachelmann verstand erst nicht. Er kam gerade von Bohming. Der hatte ihm den Kopf gewaschen, mit Rausschmiss gedroht, weil er mit seiner Habilarbeit nicht fertig wurde. Und derselbe Bohming riet Anne, ihn um Hilfe zu bitten. Wie sollte diese Hilfe aussehen? Anne musste ihre Doktorarbeit allein schreiben, alles andere war Betrug. Offenbar wollte Bohming, dass sie

fertig würde. Aber er durfte ihr als Doktorvater nicht mehr helfen als anderen, sonst hätten die Gerüchte noch weitere Kreise gezogen. Warum sollte Anne schnell promovieren? Weil Bohming sie auf seine Stelle setzen wollte, wenn er ihn hinausgeworfen hatte? Er spürte, wie sich alles in ihm verkrampfte.

Anne schaute ihn aus verwunderten Augen an.

»Ja, natürlich helfe ich dir«, sagte er. Er fürchtete zu stottern.

»Du kennst ja mein Thema«, sagte sie.

Schweigen.

»Ursprünge des Systems der nationalsozialistischen Konzentrationslager«, sagte sie.

Er nickte. Er hatte davon nichts gehört und bisher geglaubt, Anne schlage sich mit irgendeiner Sache aus der wilhelminischen Zeit herum. Ihr Thema überschchnitt sich mit seinem. Bohming wusste, Stachelmann hatte eine enorme Menge von Quellen zusammengetragen. Nun wollte er Anne davon profitieren lassen, bevor er Stachelmann rausschmiss, damit Anne seine Stelle bekam und Bohming Annes Dank erntete. Was für ein Plan! Je länger er darüber nachdachte, desto weniger traute er Bohming eine solche Gemeinheit zu. Aber vielleicht war es kein Plan, sondern eine Eingebung, etwas Ungefähres, das sich zur Lösung verdichtete, wenn Stachelmann den Berg der Schande nicht bewältigte. Bohming sprach oft von Eingebungen. Die nur Berufene erhielten. Aber sie waren nicht in einem antiken Drama, Stachelmann hatte es in der Hand. Er musste nur tun, was er sich vorgenommen hatte. Welche Blamage, wenn Anne seine Stelle bekam, weil er keine Zeile zu Papier gebracht hatte. Wusste Anne etwas davon?

»Ja, natürlich«, sagte Stachelmann. »Ich helfe dir. Aber wie?«

»Ich muss dir etwas gestehen. Ich habe Angst vor Archiven. Komisch, für eine Historikerin, nicht?«

Stachelmann musste lachen, es war komisch. »Aber warum

bist du dann Historikerin geworden?«

»Ja«, sagte sie. »Das musst du jetzt fragen.«

Schweigen.

Sie ging in die Küche, es klapperte, sie kam zurück mit zwei Glasschalen. »Eis, selbst gemacht«, sagte sie. »Gut, die Milch haben Kühe gemacht, die Eier haben Hühner gelegt, der Zucker stammt von irgendwoher, von Rüben oder aus Kuba, und die Schokolade hat der Sarotti-Mohr gemacht. Ich habe alles zusammengerührt und ins Tiefkühlfach gestellt.«

Stachelmann zwang sich zu lächeln. Warum wird eine Historikerin, wenn sie sich vor Archiven fürchtet? Er hatte mal von einem Kollegen gehört, der an einer Papierstauballergie litt. Er ging trotzdem ins Archiv, zog weiße Baumwollhandschuhe an und schluckte hin und wieder eine Tablette. Er hatte den Mann bewundert. Wie konnte einer seine Begeisterung für die Geschichte besser zeigen? Sie hatte seine Frage nicht beantwortet, versuchte das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken. Tratsch am Institut, die nächste Mitarbeiterkonferenz.

Sie hatte ihm noch nicht gesagt, wie seine Hilfe aussehen sollte. »Und wie kann ich dir helfen?«

Sie schaute ihn ängstlich an. Da war kein Strahlen mehr.

»Bohming hat gesagt, du hättest riesige Mengen von Quellen gesammelt. Das reicht für drei Arbeiten, meint er. Da sich unsere Themen überschneiden, würde ich mich freuen, wenn ich mal in deine Unterlagen hineinschauen dürfte.«

Stachelmann erinnerte sich an seine Rechercheisen nach Berlin, Koblenz, Weimar, Nordhausen und in einige andere Städte. Er übernachtete in billigen Hotels an lauten Straßen. Er schlief kaum, weil ihn die Gelenke schmerzten, obwohl er Tabletten geschluckt hatte. Es war eine Qual gewesen. Aber nicht schlimm genug, um nicht noch einmal zu fahren, wenigstens nach Berlin und Buchenwald. Er hielt es für wichtig, viel mehr Material zu haben, als er verarbeiten würde, weil er nur so die

Quellen einordnen und bewerten konnte. Offensichtlich begriff das nicht einmal der Sagenhafte: Quellen sind nicht heilig, sie widersprechen sich oft, sie müssen gegeneinander gestellt werden. Nur derjenige, der den Bestand kennt, kann die richtigen Quellen auswählen. Es kostet Zeit, die der Arbeit, die auf den Quellen beruht, nicht auf den ersten Blick anzusehen ist. Wer wirft schon einen zweiten Blick in eine wissenschaftliche Arbeit? Trotzdem, Bohming irrte, Stachelmann hatte nicht zu viel Material, sondern eher zu wenig. Er würde noch einmal reisen. Der Berg der Schande würde weiter wachsen, vielleicht gelang es Stachelmann, ihn abzutragen, wenn er hoch genug war. Falls er nicht vorher hinausgeschmissen wurde.

Nun also trug Bohming einer Assistentin den Dokortitel nach, die Angst vor Archiven oder Quellen oder beidem hatte. Stachelmann hätte sich ärgern sollen, eine Frechheit, die ihm Bohming zumutete. Er spürte aber keinen Ärger, sondern Rührung. Da saß Anne, klein und schön, er glaubte, ihre Hände zittern zu sehen. Sie wusste gewiss, was sie von ihm erbat. Welch gewaltiger Druck musste auf ihr lasten, um zu offenbaren, was sie ihm gestanden hatte. Er aß einen Löffel Eis und fragte: »Was kann einem in Archiven Angst machen?«

»Ich habe auch vor Bibliotheken Angst. Archive und Bibliotheken sind für mich Monster. Ich begreife ihre Systematik nicht.« Sie schluckte, sprach hastig. »Ich habe Angst vor den Mitarbeitern dort. Ich habe Angst, dumme Fragen zu stellen. Ich stelle mir vor, ich müsste die Ordnung von Archivbeständen aufgrund meiner Geschichtskenntnisse verstehen. Ich verstehe aber nur Bahnhof. Mit der Bibliothek ist es besser, seit ich übers Internet suchen und bestellen kann. Das ist anonym, und das Internet kennt keine dummen Fragen.«

»Aber du hast doch studiert? Du musst doch Bibliotheken benutzt haben?«

»Erst kurz vorm Examen«, sagte sie. »Da musste ich, und es ging einigermaßen. Da gab es in der Bibliothek einen, der war

furchtbar freundlich zu mir, hat mich sogar zum Kaffee eingeladen. Da habe ich mich dann getraut.«

Stachelmann ahnte den Grund der Freundlichkeit. Er fand es lächerlich, als er Eifersucht in sich wahrnahm. Er würde nun oft mit Anne zusammen sein. Sie würden den Berg der Schande gemeinsam durchsuchen. Vor Stunden noch hätte er davon geträumt. Aber nun überfiel ihn die Furcht, gemeinsam mit Anne an dem Ast zu sägen, auf dem er saß. Der Ast war dünn geworden. Er hatte eine Idee, sie überfiel ihn. Er musste sie fragen: »Ich fahre demnächst wieder auf Recherche, nach Berlin und Buchenwald. Komm doch mit. Man muss seine Ängste ja nicht lebenslang mit sich herumtragen. Wir haben ähnliche Themen, warum sollten wir nicht zusammen altes Papier suchen gehen?«

Sie schaute ihn erstaunt an: »Das würdest du tun?«

Er nickte. Ihr Erstaunen zeigte, wie weit entfernt sie von ihm war.

»Ja«, sagte sie. »Ich komme mit.«

Als er sich von ihr verabschiedete, nahm sie ihn in den Arm und küsste ihn auf die Wange. Sie hielt ihn ein paar Sekunden.

Es regnete. Das Licht der Straßenlaternen spiegelte sich auf dem Bürgersteig. Er achtete nicht auf die wenigen Passanten. Er ging schnell zum Dammtor-Bahnhof, er hatte nicht mehr viel Zeit, wollte er den letzten Zug nach Lübeck nicht verpassen. Im Hauptbahnhof wartete die Bahn schon. Er stieg in den letzten Wagen. Auf dem Weg in die erste Klasse suchte er Bänke und Ablagen nach einer Zeitung ab. Schließlich fand er eine Morgenpost, fleckig, zerknittert. Der Holler-Mord war auf Seite 3 gerutscht. »Polizei tappt im Dunkeln – wie lange noch?« stand da. Eine Polizistin war überfahren worden. »War es Absicht?« Die Polizistin gehörte zu den Ermittlern im Fall Holler. Gab es Zusammenhänge? So, wie die Zeitung spekulierte, wussten ihre Redakteure nichts. Und die Polizei war offenbar nicht schlauer. Stachelmann dachte an Ossi. Dann ergriff ihn das eigene Elend.

Er war wie betäubt, als er durch die Nacht nach Hause fuhr. An den Scheiben hingen Regentropfen.

Der alte Mann schob die Blechlokomotive über den Tisch. Die Räder blockierten. Irgendetwas hatte die Verbindung unterbrochen zwischen den Rädern und dem Schwungmotor im Innern der Lok. Der alte Mann stand auf, ging zu einer Kommode und entnahm einer Schublade ein Kästchen mit Feinmechanikerwerkzeug. Mit Hilfe eines Schraubendrehers trennte er die Blechkarosserie vom Chassis. Er betrachtete den Schwungmotor und die Achsen. Zahnräder sollten zuerst die Kraft der Bewegung auf den Schwungmotor übertragen, wenn die Räder der Lok gedreht wurden. Und dann sollten sie die in der drehenden Bleischeibe des Schwungmotors gespeicherte Energie an die Räder zurückgeben, damit die Lok selbstständig fuhr. Die Kraft wurde über die Hinterachse übertragen. Er ruckelte an den Hinterrädern. Das an der Achse befestigte Zahnrad sollte ein weiteres Zahnrad bewegen, das wiederum das Zahnrad an der Achse der Schwungscheibe antrieb. Das mittlere Zahnrad klemmte, es war verkantet, die Achsenlager waren verbogen. Wahrscheinlich hatte der Junge, der ihm die Lok brachte, sie zu heftig in Bewegung gesetzt oder gebremst. Vielleicht war es auch nur Verschleiß, und die Aufhängung des mittleren Zahnrads war die Schwachstelle in der Lok. Jedes Spielzeug hatte eine Schwachstelle oder eine Sollbruchstelle, wie der alte Mann manchmal wütend sagte, wenn die Kinder Spielzeug brachten, das nicht einmal die ersten paar Stunden gehalten hatte. Aber die Wut legte sich bald, und der alte Mann reparierte geduldig die Autos, Puppen und Lokomotiven.

Mit einer kleinen Zange bog er die Halterung der Achsenlager gerade. Vorsichtig bewegte er die Scheibe des Schwungmotors.

Jetzt fanden die Zahnräder keinen Halt aneinander. Er bog die Halterung ein weiteres Stück und drehte wieder an der Scheibe. Nun übertrugen die Zahnräder die Kraft auf die Hinterachse. Er drehte die Hinterachse und sah, wie die Schwungscheibe sich bewegte. Er war zufrieden mit sich, er hatte die Ursache gefunden. Noch war der Schaden nicht behoben, die Halterung war weich und würde bei der ersten Belastung erneut verbiegen.

Er ging noch einmal zur Kommode. Er holte ein kleines Schweißgerät mit einer winzigen Gasflasche und eine Kiste. In der Kiste kramte er eine Weile, bis er zwei Metallplättchen gefunden hatte. Er verbog die Plättchen zu einer L-Form und passete sie an die Stellung der Achshalterungen in der Lokomotive an. Er bog sie vorsichtig und prüfte immer wieder, ob sie passten. Dann setzte er eine Schweißbrille auf, nahm ein Stück Schweißdraht und befestigte die Plättchen an den Halterungen und am Boden des Chassis. Er dosierte die Hitze vorsichtig, Blech wird schnell weich. Er drehte das Gas ab, die Flamme erlosch. Er legte die Schweißbrille auf den Tisch. Sein Gesicht hatte sich gerötet. Er pustete auf die beiden Schweißstellen und wartete. Nach einigen Minuten bewegte er die Lok vorsichtig nach vorne. Das Schwungrad drehte sich. Er ließ die Lok los, sie fuhr ein Stück. Er hatte es geschafft. Ein Lächeln zog über sein Gesicht. Er war beliebt in dem großen Mietshaus in der Hansastrasse. Hier wohnten acht Mietparteien. Der alte Mann galt als hilfsbereit und freundlich.

Vor allem die Kinder liebten ihn. Es kamen sogar Kinder aus Nachbarhäusern, wenn ihre Spielsachen kaputt waren. Der alte Mann konnte fast alle reparieren. Wenn Eltern mit dem Geldbeutel in der Hand erschienen, winkte er ab und erzählte, es bereite ihm Freude zu basteln. Früher habe er einen Spielzeugwarenladen besessen. Er könne so gewissermaßen seinen alten Beruf weiter ausüben, daran sei ihm gelegen. Basteln sei besser, als herumzusitzen. Was könne er als alter Mann sonst tun? Am Ende glaubten die Eltern, ihre Kinder täten dem alten Mann

einen Gefallen, wenn sie ihm ihr kaputtes Spielzeug brachten. Er freute sich schon auf den Augenblick, wenn es an der Tür klingelte und der Kleine mit dem wirren roten Haar dastand und nach seiner Lokomotive fragte.

Er lehnte sich zurück. Er war zufrieden. Bald hatte er seinen Auftrag erfüllt. Dann konnte er endlich sterben. Er lächelte, als er an den Arzt dachte. Der hatte herumgedrückt, bis es endlich heraus war. Prostatakrebs, mit Metastasen. Vielleicht könne man mit Chemotherapie und Bestrahlung etwas ausrichten, wenigstens das Wachsen verlangsamen. Der alte Mann hatte gelacht. Nein, dieser Qual werde er sich nicht unterziehen. Er genoss die Zeichen der Erlösung. Es würde alles bald ein Ende haben. Er blickte auf sein Leben zurück. Es bestand aus Unrecht, Schmerzen, Tod. Warum sollte er es verlängern?

Er dachte zurück an die Jahre in London. Er hatte zuerst in einem Lager gelebt, mit mehr als vierzig anderen Kindern. Die Räume waren feucht. Als immer mehr Bomben in der Nähe einschlugen, hatte man sie aufs Land gebracht. Er kam zu einem Bauernehepaar. Sie waren dreckig und mürrisch, schlugen ihm ins Gesicht und nannten ihn Jack, weil sie seinen Namen nicht aussprechen mochten. Sie gaben ihm abends nichts zu essen, wenn sie meinten, er habe zu wenig gearbeitet. Er schlief in einer Kammer, es passten gerade ein Bett und ein Stuhl hinein. Im Dach tummelten sich Mäuse, anfangs hatte er Angst vor den Geräuschen, dann hatte er nur noch Angst vor seinen Pflegeeltern. Der Mann soff und schlug dann auf alles ein, auch auf seine Frau. Manchmal schickten ihn seine Pflegeeltern auf ein Feld zur Nachlese, dann war er stundenlang allein. Es war herrlich. Jack sah Flugzeuge am Himmel, träge zweimotorige Heinkel-Bomber und rasante Spitfire-Jäger im Kampf mit Messerschmitts. Er lehnte sich an einen Baum und schaute in den Himmel. Er war glücklich, wenn ein deutsches Flugzeug abgeschossen wurde. Er tanzte auf dem Feld, das getroffene Flugzeug zog eine Rauchfahne hinter sich her, während es zu Boden

stürzte. Manchmal sah man weiße Punkte in der Luft, Fallschirme, Flieger, die sich in die Gefangenschaft retteten.

Einmal geschah, was er sich gewünscht hatte und doch fürchtete. Ein Flieger am Fallschirm landete auf seinem Feld. Erst wusste Jack nicht, was er tun sollte. Dann rannte er hin, fiel über eine Scholle, stand auf und war endlich an der Stelle. Der Mann lag am Boden, Blut rann aus einer Wunde am Kopf. Die Augen starrten ihn an, die Fliegerbrille war aufs Kinn gerutscht, ein Glas zersplittert. An der Brust trug er einen Orden, ein Kreuz. Jack stand eine Weile bewegungslos und starrte den Flieger an. Der bewegte sich nicht. Dann kamen Leute mit Mistgabeln und Jagdgewehren. Als sie den Flieger sahen, senkten sie ihre Waffen. Einer sagte: »Gott sei Dank, das Schwein hat's erwischt.« Bald erschien ein Polizist. Sie trugen die Leiche weg.

Vielleicht stammte der Flieger aus Hamburg. Jack stellte sich vor, wie der Pilot im Hauptbahnhof Abschied nahm von seiner Frau, um nach Frankreich zu fahren, an die Kanalküste. Dort stieg er mit seiner Staffel auf, Ritter der Lüfte im Dienst des Teufels. Und dann holte ihn eine Spitfire oder Hurricane über England vom Himmel. Er malte sich den Luftkampf aus, ein englisches Fliegerass jagt das Naziflugzeug. Es fiel ihm leicht, Luftkämpfe sah man hier fast jeden Tag. Wenn ein englisches Flugzeug abgeschossen wurde, wuchs die Angst, besonders nachts. Traf es ein deutsches Flugzeug, war er glücklich. Er spürte die Entschlossenheit der Leute, unter denen er lebte. Aber auch ihre Angst. Und wenn die Nazis doch über den Kanal kamen?

In der Schule mühten sich die Lehrer, die Klassenkameraden zu hindern, ihn anzugreifen. Einmal lauerten ihm vier Mitschüler auf und verprügelten ihn. Mit blutender Nase kam er nach Hause. Dort setzte es zur Strafe Schläge. Manche nannten ihn Kraut, es dauerte eine Weile, bis er begriff, was es bedeutete. Einmal kamen Leute von einer jüdischen Hilfsorganisation und fragten ihn, ob er in ein Internat gehen wolle. Sie sahen hart aus,

er blieb in dem kleinen Dorf namens Steyning.

Auf dem Schulhof stand ein alter Kirschbaum. Darunter spielten Jungen mit einem Spielzeugauto. Es war ein teures Auto, mit Lenkung, die Türen ließen sich öffnen. Jack hätte gern mitgespielt, aber die Klassenkameraden stießen ihn zurück, wenn er es versuchte. Ein Junge aus seiner Klasse ließ das Auto fallen. Er versuchte es auf dem Boden zu schieben. Es fuhr im Kreis, die Lenkung klemmte. Der Junge ruckelte am Steuer, er konnte es nicht bewegen. Jack hatte Angst, aber er nahm das Auto und sagte, er werde es reparieren. Die Jungen staunten, dann lachten sie ihn aus. Nur einer nicht, Tony, ihm gehörte das Auto, er hatte es in die Schule mitgenommen und würde zu Hause Ärger bekommen, wenn es kaputt war. Am nächsten Morgen stand das Auto repariert auf Tonys Tisch.

Als Jack noch nicht Jack hieß, sondern Leopold, hatte er oft bei einem Onkel in der Werkstatt gesessen. Der Onkel war Uhrmacher, er verstand sich auf die Seele des Uhrwerks. Mit leuchtenden Augen hatte Leopold dem Onkel zugesehen, wie er mit eingeklemmter Lupe Rädchen betrachtete und sie mit winzigen Werkzeugen wieder zum Laufen brachte. Dabei redete er ununterbrochen mit den Uhren und den Zahnrädern, als müsse er sich Mut machen. Damals begann Leopold die Mechanik zu erforschen, auf kindliche Weise noch, dafür umso eindringlicher. Ein Rad musste ins andere greifen, Ungenauigkeiten verhinderten die Bewegung. Es half ihm, in Steyning zu überleben. Er konnte ein Spielzeugauto reparieren und fand einen Freund, Tony. Die anderen Schulkameraden hörten auf zu spotten, doch spürte Jack weiterhin die Blicke, die ihn trafen, wenn die Wehrmacht Siege errungen oder, später dann, Niederlagen erlitten hatte. Was mochten die anderen denken? Dass man immer Deutscher blieb, auch wenn Landsleute einen aus der Heimat getrieben hatten? Damals wusste Jack nicht, was dem alten Mann klar war. Er war Deutscher, er hasste die Nazis mehr, als ein Engländer sie hassen konnte. Sie hatten ihm alles genom-

men, Eltern, Geschwister, Großeltern. Als der alte Mann nach Deutschland zurückkam, da nahmen sie ihm auch noch sein Erbe. Bald darauf war Tony gestorben, bei einem Verkehrsunfall. Er konnte nicht an seiner Beerdigung teilnehmen. Deutsche durften damals nicht nach England reisen.

Der alte Mann stand auf und ging in die Küche. Es war Zeit für den Nachmittagstee. Er setzte den Wasserkessel auf den Gasherd, füllte Tee in eine Porzellankanne und wartete, bis das Wasser kochte. Er goss das kochende Wasser in die Teekanne, schaute auf die Uhr und setzte sich. Er würde den Tee lange ziehen lassen. Während er wartete, hatte er die Idee. Er würde ein Spielzeugauto kaufen und es mit Sprengstoff füllen. Er überlegte, ob er es ferngesteuert zünden sollte oder mit Hilfe eines Bewegungssensors. In einer Modellbauzeitschrift hatte er von einem Bewegungssensor gelesen. Die erste Methode setzte ihn der Gefahr aus, gesehen zu werden. Die zweite barg die Gefahr, den Falschen zu töten. Er würde darüber nachdenken und eine Entscheidung treffen. Immerhin wusste er nun, er würde im Haus oder im Garten zuschlagen. Dieser Schlag würde Holler den Rest geben.

Der alte Mann nahm eine zweite Porzellankanne und füllte den Rest des heißen Wassers aus dem Kessel hinein. Er wartete einen Moment, dann leerte er das heiße Wasser in den Ausguss. Er goss den Tee durch ein Sieb in die zweite Kanne. Er nahm sich eine Tasse, gab Tee hinein und nahm aus einer Dosis Kandiszucker. Er rührte um und trank einen Schluck. Er lehnte sich zurück. Der alte Mann war zufrieden, er hatte die Lösung gefunden. Noch nicht ganz, gewiss. Aber es würde gehen.

V

Der Mercedes 260 E stand in einer Tiefgarage in Rahlstedt, einem Stadtteil in Hamburgs Nordosten. Als Ossi ankam, waren die Leute von der Spurensicherung schon an der Arbeit. Später würden sie den Wagen zum Präsidium bringen, und die Kriminaltechniker würden ihn auseinander nehmen. Der Eigentümer, ein Kaufmann aus Poppenbüttel, war verweist, seine Frau wählte den Wagen in der Garage des Büros in der Innenstadt. Das hatte Taut als Erstes herausgefunden. Das Auto war kurzgeschlossen worden. Der linke Scheinwerfer war gesplittert, der Kühlergrill eingebault, auf dem Dach war eine großflächige Vertiefung zu erkennen, die Ulrikes Körper hinterlassen hatte. Der Wagen hatte sie hochgeschleudert, sie prallte aufs Dach und rutschte dann links nach hinten, als der Mercedes schleuderte. Beim Schleudern war der Wagen mit dem rechten hinteren Kotflügel an einen Pfeiler geschlagen. Davon zeugte eine tiefe Beule, der Lack war abgesplittert.

Es gab für Taut und Ossi nicht viel zu tun, die Kollegen der Spurensicherung taten ihre Pflicht und würden bald berichten. Ossi fürchtete, der Bericht würde kaum etwas hergeben. Irgendetwas sagte ihm, ein Profi habe Ulrike ermordet, weil sie dem Holler-Mörder auf die Spur gekommen sei.

Zurück in der Mordkommission, berichtete Ossi seinem Chef, was er in Ulrikes Wohnung gefunden hatte. Er zeigte ihm die Skizze und den Artikel aus dem Spiegel. Taut wiegte seinen Kopf und sagte lange nichts. Aufmerksam betrachtete er das Blatt mit der Skizze. »Stünde der Name Holler nicht hier, dann käme keiner auf die Idee, dass das irgendwas mit unserem Fall zu tun haben könnte.« Er drehte das Blatt. »Vielleicht spielt es keine Rolle, wie herum Holler geschrieben wird. Wenn der Name auf dem Kopf steht, ist die Zeichnung genauso sinnlos wie

anders herum. Sieht aus wie ein Stammbaum. Aber es fehlen die anderen Namen. Ginge es um die Familie Holler, wären die Namen leicht einzusetzen. Über Maximilian Holler wäre dessen Vater, Herrmann, einzutragen, ein nicht weniger ehrenwerter Mann als der Sohn, saß sogar eine Zeitlang in der Bürgerschaft. Von ihm hat Maximilian das Unternehmen geerbt. Aber erst der Sohn hat ordentlich expandiert. Ich habe das inzwischen recherchiert. Maximilian Holler hat reihenweise Konkurrenten aufgekauft. Wir werden sie uns alle vornehmen müssen. Ich schätze, irgendeinen hat er über den Tisch gezogen. Oder einer meint, er sei beschissen worden. Das ist noch immer das beste Mordmotiv. Sehen wir mal ab von unserer rätselhaften Freundin, der Eifersucht.«

Das war typisch Taut, dachte Ossi. Sein lyrischer Zynismus. Er brach durch, wenn sie bei einer Ermittlung im Regen standen. Sie standen zurzeit nicht im Regen, sondern in einem Wolkenbruch. Statt Indizien fanden sie Rätsel, immer neue Rätsel.

Taut legte das Papier auf den Schreibtisch. »Betrachten wir es als Aufforderung von Ulrike, uns die Familie noch mal anzuschauen.«

Ossi hörte am Tonfall, wie wenig Hoffnung Taut in diese Ermittlungsrichtung legte. Er bewunderte Tauts Spürsinn, er irrte sich selten. Eher nie.

»Ich glaube, es gibt einen Zusammenhang zwischen dieser Skizze und Ulrikes Tod«, sagte Ossi. »Jedenfalls in der Hinsicht, dass Ulrike etwas wusste und dass der Täter wusste, dass sie es wusste. Ich habe den Mercedes aus dem Wesselyring herauschießen sehen. Er raste gezielt auf Ulrike zu. Der Fahrer wollte sie töten.«

Taut nickte. »Ja, das ist möglich. Wir müssen dieser Spur folgen. Aber vieles sieht anders aus, als es ist. Manches erscheint uns so plausibel, dass wir gar nicht anders können, als es zu glauben. Das ist gefährlich.« Er stand auf und ging zum Fenster.

Er schaute hinaus. »Wer von uns hat zuletzt mit Holler gesprochen?«

Ossi überlegte einen Augenblick. »Ulrike«, sagte er.

»Und was?«, fragte Taut.

»Keine Ahnung.«

»Das heißt, ihr habt hier gegessen, und Ulrike hat kein Wort über ihren Besuch bei Holler gesagt?«

»Nein, so ist es nicht«, erwiderte Ossi. »Sie hat mir gesagt, dass sie noch einmal da war. Und sie hat mir auch gesagt, dass es nicht auf deine Weisung geschah. Sie wollte sich den Mann selbst in Ruhe anschauen, hören, was er sagte. Sonst nichts.«

»Komisch, seit wann hatte sie Geheimnisse? Und kurz darauf wird sie überfahren.«

»Ja«, sagte Ossi. »Kurz darauf wird sie totgefahren.«

»Und was ist mit dem Artikel?«

»Keine Ahnung, aber ich kenne da jemanden, mit dem ich darüber reden kann. Der beschäftigt sich von morgens bis abends mit dem Zeug.«

»Mit der SS?«

»Mit der SS«, sagte Ossi.

Mit einem selbst gebauten Boot hatten sich Kapitän Hornblower und seine Gefährten die Loire hinuntergeschlichen, verkleidet als Offiziere des napoleonischen Zolldienstes. In Nantes kaperen sie die Witch of Endor, die die Franzosen kurz zuvor erobert hatten, und schüttelten ihre Verfolger ab, Hornblower glänzte als Kanonier. Auf hoher See trafen sie auf ein britisches Linienschiff. Sie waren gerettet, Hornblower standen Beförderung und Ruhm in Aussicht und neue Abenteuer. Das fiel Stachelmann als

Erstes ein, als er aufwachte. Das Zweite war die Erinnerung an seinen Besuch bei Anne. Er hatte auf der Rückfahrt an nichts anderes gedacht. Er wurde nicht schlau aus dem, was er erlebt hatte. Was hatte Bohming vor? Eine Intrige? Steckte er mit Anne unter einer Decke, buchstäblich und im übertragenen Sinn?

Sicher war nur eines. Anne war keineswegs so selbstbewusst, wie sie aussah. Sie war ihm als unnahbar erschienen, wie jede schöne Frau. Schönheit schüchterte Stachelmann ein.

Während er seinen Tee trank und ein Müsli aß, las er in den Lübecker Nachrichten. Dem Holler-Mord war nur noch eine Spalte auf einer der hinteren Seiten gewidmet. Es war vorbei mit den Schlagzeilen. Wahrscheinlich würde Bild noch ein paar Pfeile auf den Senat verschießen, beklagen, dass es nicht genug Polizisten gebe, dass Hamburg eine der unsichersten Städte Deutschlands sei. Bald waren Bürgerschaftswahlen.

Das Telefon klingelte. Stachelmann hasste es, morgens angerufen zu werden. Er ging ins Wohnzimmer und meldete sich unfreundlich mit seinem Namen.

»Entschuldigung, Herr Stachelmann.« Es war Alicia.

»Ich dachte, wir hätten alles besprochen«, sagte Stachelmann. Es klang nicht so ruppig, wie es klingen sollte.

»Das stimmt ja auch«, sagte Alicia.

Stachelmann schwieg.

»Nur eines habe ich vergessen. Sie zu fragen, wann ich die Arbeit abgeben soll.«

»Bevor das nächste Semester beginnt«, sagte Stachelmann. »Aber das wissen Sie doch.«

Alicia atmete tief. »Ich bin gerade in Lübeck.«

Stachelmann spürte Erregung. Einen Augenblick zögerte er. Er hatte lange nicht mehr mit einer Frau geschlafen.

»Das ist eine schöne Stadt«, sagte Stachelmann und legte auf.

Er brauchte eine Weile, um sich zu beruhigen. Er ging in sein

Arbeitszimmer. Es war klein, an den Wänden standen Bücherregale, auf dem Boden lagen Bücherstapel. Der Schreibtisch bestand aus einer Holzplatte auf zwei Böcken. Er war bedeckt mit Büchern und Papier. In Zeiten guter Laune pflegte Stachelmann das Chaos in seinem Arbeitszimmer als paläontologische Herausforderung zu beschreiben. Wenn er etwas suchte, musste er Papierschichten durchwühlen. Manchmal überkam ihn der Ordnungssinn, und er staunte über seine Funde. Aber der Ordnungssinn war ein flüchtiger Geselle.

Stachelmann schaltete den PC ein, der in einer Ecke des Schreibtischs stand. Er mochte diesen Apparat nicht, aber er hatte sich an ihn gewöhnt. Er schrieb nichts mehr mit der Hand, weil er alle Notizen und Arbeiten am PC durchsuchen konnte. Er hatte kein Verständnis für die Anbetung des Internets, aber es erleichterte ihm das Leben. Er verstand es als riesige Datenbank, er hatte gelernt, in ihm zu suchen.

Heute gab es fast nur Werbe-Mails. Ossi hatte eine Mail geschickt und fragte, ob sie mal wieder ein Bier trinken könnten. Ja, warum nicht? Außerdem wusste Ossi bestimmt mehr über diesen Holler-Mord, als in der Zeitung stand. Warum interessiere ich mich für dieses Verbrechen? fragte sich Stachelmann. Es gibt jeden Tag Mord und Totschlag. Weil es diese furchtbare Systematik hatte?

Das Telefon klingelte. Schon wieder Alicia?

Er nahm den Hörer ab und sagte: »Ja?« Es klang verärgert.

Am anderen Ende Schweigen. Dann sagte eine leise Stimme: »Soll ich später noch einmal anrufen? Entschuldige bitte die Störung, hier ist Anne.«

»Tut mir Leid, ich war unhöflich«, sagte Stachelmann.

Sie zögerte. Dann fragte sie: »War ich aufdringlich, gestern?«

»Nein«, sagte Stachelmann.

»Wann kommst du wieder ans Seminar?«

»Montag, wie immer«, erwiderte er.

»Gehen wir dann über Mittag mal was essen, nicht in der Mensa? Ich zahl auch.«

»Gerne«, sagte Stachelmann. Er freute sich. Und zweifelte. Was wollte sie?

Er hatte am Wochenende Zeit, darüber nachzudenken. Er wusste, er würde keine Antwort finden. Vielleicht wusste nicht einmal Anne eine Antwort.

Er ging zurück in sein Arbeitszimmer und nahm sich einen Artikel vor, den er seit einiger Zeit zu lesen versuchte. Er war grauenhaft schlecht geschrieben, gespickt mit Fremdwörtern, gestelzt. Ja, so musste man schreiben, wenn man etwas werden wollte. Stachelmann schrieb wenig. Er fand seine Aufsätze zu einfach, ohne Raffinesse, ohne jenen Anflug der Überheblichkeit, der andere beeindruckte. Er musste diesen Artikel lesen, es würde darüber Streit geben, Studenten würden ihn fragen, was er von den Thesen des Autors hielt. Es ging um den Streit unter den Nazis über die ersten Konzentrationslager. Die einen wollten die meisten Gefangenen bald freilassen, die Einschüchterungswirkung sei erzielt und damit der Sinn der »Schutzhaft« erfüllt. Andere, darunter der Chef der noch kleinen Schutzstaffel, Herr der bayerischen KZs, vor allem Dachaus, wollten ihre Gefangenen dort behalten, wo sie waren. Himmler war rachsüchtig und hasste alle Leute, die das System von Weimar verkörperten. Sie sollten büßen für die Jahre der Schmach, besonders die Juden. Himmler setzte sich durch. Bald war er der Chef aller KZs. Der Autor des Artikels schwadronierte über den Versuch, Fundamente des Rechtsstaats im Dritten Reich zu retten. Es klang fast so, als wäre Hitlers Deutschland ein Rechtsstaat geblieben, hätte nicht Himmler seinen Willen durchgesetzt.

Stachelmann las den Aufsatz nicht fertig, er legte ihn auf eine Ecke des Schreibtischs.

Er stand auf und ging in seiner kleinen Wohnung hin und her.

Im Wohnzimmer stand ein zweisitziges Sofa, ein Sessel, die Musikanlage in einem Wandschrank, sonst nichts. Besuchern fiel auf, er besaß kein Fernsehgerät. Es macht dumm, sagte Stachelmann, wenn er gefragt wurde. Vielleicht würde er sich trotzdem irgendwann eines kaufen, manchmal ärgerte es ihn, wenn Leute über einen guten Film sprachen, den sie im Fernsehen gesehen hatten. Aber das geschah selten.

Die Unruhe trieb ihn aus dem Haus. Er lief durch Lübecks Altstadt, überall Zeugen des Reichtums aus der Zeit der Hanse. Von Reichtum und Hanse war nicht viel geblieben. Die Stadt hatte Schulden, Oberbürgermeister und Stadtparlament verbiß sich in Streitereien, an deren Ursache und Gegenstand sich schon nach kurzer Zeit keiner mehr erinnern konnte. Da war nichts mehr zu hören oder zu sehen von einstiger Größe. Er ging die Königstraße entlang bis zur großen Buchhandlung, die er hin und wieder besuchte, um sie niedergedrückt zu verlassen, nachdem er gesehen hatte, wie vielen Kollegen es gelungen war, ihre Bücher zu vollenden. Da standen sie im Regal unter der Rubrik Geschichte, eines neben dem anderen.

Morgen würde er seine Eltern in Reinbek besuchen. Er würde ein wenig herauskommen aus dem Sumpf, in dem er lebte. Aber er freute sich nicht.

Gleich nach dem Frühstück setzte sich Stachelmann in seinen alten Golf, mit der Bahn wäre es eine lange Reise geworden. Er nahm die Auffahrt Lübeck-Mitte und fuhr Richtung Hamburg. Auf der Gegenfahrbahn stauten sich die Autos, viele verbrachten das Wochenende an der Ostsee. Er fuhr in gemächlichem Tempo und fragte sich, wie lange er schon nicht mehr verreist war. Das letzte Mal hatte ihn Karin überredet, mit ihr nach Mallorca zu fliegen. Es war grauenhaft gewesen, überall Urlauber, fast nur Deutsche und Briten. Er wollte im Urlaub andere Gesichter sehen, das war auf Mallorca nicht möglich. Er fand die Mischung aus Prolos und Spießbürgern abstoßend. Sie waren laut,

tranken viel. Er hatte sich gestritten mit Karin, nach dem Urlaub war die Beziehung zu Ende. Das war vor ziemlich genau drei Jahren gewesen. Er hatte seitdem kaum mehr an Karin gedacht.

Er verließ die Autobahn an der Ausfahrt Reinbek. Nach wenigen Minuten parkte er seinen Wagen vor einem weißen Einfamilienhaus mit zwei Stockwerken und einem roten Spitzdach. Es lag in einer Siedlung mit weißen Einfamilienhäusern mit rotem Spitzdach. Alle Häuser hatten einen Vorgarten, manche mit Gartenzwerg, andere ohne. Manche mit Hecke, manche mit Zaun, andere verzichteten auf Abgrenzung. Seine Eltern hatten sich für einen Kaninchenzaun entschieden.

Sie taten an diesem Samstagnachmittag, was sie immer taten, wenn Stachelmann seine Eltern besuchte. Sie aßen Kuchen, tranken Tee, redeten über Stachelmanns Dasein an der Uni. Er verschwieg seinen Eltern, was ihn bedrückte. Sie hätten sich nur gesorgt, helfen konnten sie ihm nicht. Der Vater saß dünn und gerade am Tisch, sprach über Gaxottes Biografie Friedrichs des Großen, die schon 1938 erschienen, aber immer noch unübertroffen sei. Seinem Vater verdankte Stachelmann das frühe Interesse an der Geschichte, genauer an preußischen Heldensagen. Amüsiert bemerkte Stachelmann bei sich hin und wieder eine Abneigung gegen Süddeutsche, Bayern vor allem. Er erinnerte sich gern, wie ihm der Vater früher Bücher aus seiner Bibliothek gab, in denen Preußens Gloria gepriesen und die Hinterlist der Feinde verachtet wurde, vor allem der Franzosen. Jeder Stoß ein Franzos'. Längst hatte der Vater bemerkt, dass der Sohn seine Vorurteile nicht teilen wollte. So lebten sie friedlich aneinander vorbei. Meistens erzählte der Vater Geschichten aus seiner Zeit bei der Hamburger Oberpostdirektion und klagte über die magerre Pension, die man ihm nach so langer Dienstzeit zugesprochen habe. Immerhin reichte die Pension, jedes Jahr zwei Mal in Urlaub zu fahren und ein Haus zu unterhalten, das viele andere alte Leute als zu groß empfänden.

Seine Mutter drängte ihm immer mehr Kuchen auf, als seinem

Bauchansatz zuträglich war. Aber da er seine Eltern selten besuchte und er sich noch seltener wog, aß er gern ein weiteres Stück gedeckten Apfelkuchen mit Sahne. Seine Mutter setzte die Kaffeetasse an den Mund, nippte und stellte die Tasse bedächtig auf die Untertasse. Dann sagte sie: »Du hast doch bestimmt von diesem Kindsmord in Hamburg gelesen?«

Stachelmann nickte mit vollem Mund.

Sein Vater sagte: »Schlimme Geschichte.« Er nahm sich ein weiteres Stück Kuchen. »Übrigens, den alten Holler habe ich gekannt, ein feiner Kerl.«

»Woher?«, fragte Stachelmann.

»War wie ich im Staatsdienst, er blieb allerdings bei der Polizei.«

Stachelmann stutzte. Sein Vater hatte ihm nie erzählt, dass er bei der Polizei war. »Wann warst du denn bei der Polizei?«

»Nur kurz, im Krieg, eine Art Hilfspolizist.«

Stachelmann überlegte. Wie kam ein Postsekretär zur Polizei? »Davon hast du aber bisher nie was erzählt«, sagte er.

»Ist nicht wichtig«, sagte der Vater. »War nur kurz. Aber nach dem Krieg, da habe ich den Holler im Polizeisportverein wieder getroffen. Ein oder zwei Mal. Hat sich dann selbstständig gemacht, wurde Makler, Bürgerschaftsabgeordneter und so weiter. Das war ein feiner Kerl. Völlig uneitel, hatte für jeden ein offenes Ohr.«

»War?«

»Ja, der ist irgendwann in den siebziger Jahren gestorben. Auf Mallorca von einem Felsen gestürzt.«

»Und warum warst du bei der Polizei?«

Der Alte schloss kurz die Augen und legte den Kopf in den Nacken. Die Mutter starrte auf das Tischtuch. Dann sagte der Vater: »Ich war nicht wehrtauglich. Und als dann Goebbels, dieser Idiot, den totalen Krieg ausgerufen hat, haben sie alle

Dienststellen durchkämmt. Die Front brauchte Frischfleisch, vor allem im Osten. Mich hatten sie auch am Wickel, aber dann haben sie festgestellt, dass ich Rheuma hatte. Es ist Gott sei Dank nicht das Einzige, was ich dir vererbt habe. Aber für die Polizei hat es gereicht. Wir mussten Wache schieben und so was.«

»Und warum hast du davon nichts erzählt?«, fragte Stachelmann.

»Was gibt es da zu erzählen? Du läufst mit einer alten Flinte durch die Gegend und tust nichts.«

Stachelmann glaubte seinem Vater nicht. Nicht dass er log, aber er verschwieg etwas. Wenn es so harmlos war, dann hätte er es erzählt, so, wie er viele andere Geschichten erzählte. Aber hatte es einen Sinn, herumzubohren? Sein Vater hatte vielleicht Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter oder KZ-Häftlinge bewacht. Vielleicht Trupps, die eingesetzt wurden, Blindgänger zu entschärfen. Seine Mutter schaute zur Wand, sie sah aus, als wäre sie woanders.

Stachelmann blieb nicht zum Abendessen. Jedes Mal, wenn er seine Eltern besuchte, bat ihn seine Mutter, zum Abendessen zu bleiben. Jedes Mal lehnte Stachelmann ab. »Du sollst nicht so viel arbeiten«, sagte seine Mutter jedes Mal.

Er fuhr auf dem gleichen Weg zurück. Der Stau hatte sich aufgelöst, er war bald zu Hause. Er setzte sich aufs Sofa, legte die CD mit Mozarts 23. Klavierkonzert, Horowitz am Klavier, in den CD-Spieler und begann den nächsten Band mit Hornblowers Abenteuern zu lesen. Er kam nicht weit, etwas raubte ihm die Ruhe. Er schaltete den PC ein, wieder eine Mail von Ossi. Er müsse Stachelmann unbedingt sprechen. Es sei im Zusammenhang mit dem Holler-Fall ein Artikel aufgetaucht, darin gehe es um die SS-Totenkopfverbände.

Stachelmann schaltete den CD-Spieler auf Pause und rief Ossi an. Es meldete sich der Anrufbeantworter. Er sprach einen kur-

zen Text auf. Stachelmann ließ das Klavierkonzert weiter laufen. Diese CD hatte Anne aufgelegt, als er sie besuchte. Und jetzt wollte sie mit ihm reisen.

Er nahm den Hornblower-Band und begann wieder zu lesen. Es packte ihn nicht. Er wusste, es lag nicht am Buch. So war es immer, wenn etwas in ihm arbeitete.

Das Telefon klingelte, es war Ossi. Sie verabredeten sich für den nächsten Abend im Tokaja. »Diesmal ist es gewissermaßen dienstlich«, sagte Ossi. »Wir haben da was gefunden über die Totenkopfverbände der SS, oder wie immer die heißen.«

Am Vormittag erhielten sie die Ergebnisse der kriminaltechnischen Untersuchung des Mercedes. Bis auf ein weißes Haar waren alle Spuren dem Besitzer zuzuordnen. Na toll, dachte Ossi. Das bringt uns kaum ein Stück voran. Er glaubte nicht, dass das BKA mit dem Haar weiterkam. Bei DNS-Analysen braucht man Vergleichsstücke. Aber immerhin, sie würden herausfinden, dass es ein Mann mit altersweißen Haaren war. Ossi hätte darauf gewettet.

Er machte sich auf den Weg zu Maximilian Holler. Er fuhr zu Hollers Büro in der Palmaille neben dem Hochbauamt. Es war modern eingerichtet, alles sah zurückhaltend und sündhaft teuer aus. Ossi musste nicht warten, Holler kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. Haltung, ein besseres Wort fiel Ossi nicht ein. Alles an Holler war Haltung. Wie er ging, wie er blickte, wie er reagierte. Vor allem, wie er einen anschaute. Da war etwas Warmes, Einladendes, aber auch etwas Distanzierendes, sodass kaum einer die Einladung annehmen würde. Ossi wusste, dieser Mann war ihm überlegen. Hollers Stimme war ruhig und angenehm, er klang traurig.

»Wir müssen von der Möglichkeit ausgehen, dass Ihre Frau,

Ihr Sohn und Ihre Tochter vom selben Täter ermordet wurden«, sagte Ossi. Er schämte sich, aber wie sollte man über Mord sprechen, ohne es brutal klingen zu lassen? Ossi zweifelte, ob er das Gespräch richtig begonnen hatte.

Wenn Holler geschockt war, so ließ er es sich nicht anmerken. »Ja, das sagen alle.« Es klang gleichmütig und doch so wie: Nun erzähl mir mal was Neues.

»Es kann aber auch sein, dass es sich um Einzelfälle handelt«, sagte Ossi. Er hatte dieses Gespräch dumm eröffnet, wie ein kleiner Junge, der herumplappert, um seine Aufregung zu verbergen.

Holler nickte.

»Wir haben eigentlich keine klare Spur«, sagte Ossi.

»Und was ist mit der Polizistin, die überfahren wurde? Ich kannte sie, sie war einmal bei mir zu Hause.«

Ossi hätte gerne gewusst, was Ulrike gefragt hatte. »Ja, das ist eine Spur. Vielleicht hat sie etwas herausgefunden, von dem wir nichts wissen.«

»So?« Er dehnte das O.

»Wir müssen an alle Möglichkeiten denken.« Ossi zögerte, legte sich die Worte zurecht. »Sie sind sich sicher, dass keiner Ihrer Geschäftspartner Sie hasst ...«

»Mich so hasst, dass er meine Familie umbringt?«

Ossi nickte.

Holler dachte keine Sekunde nach. »Nein, keiner. Aber das bin ich auch schon ein paar Mal gefragt worden.« Es klang freundlich.

»Wann ist Ihre Firma gegründet worden?«

»Das war mein Vater, 1946.«

»Und der Firmensitz war immer hier?«

»Nein, mein Vater hat die Firma in Schenefeld gegründet. Er

ist dann ein paar Mal umgezogen, bis er starb. Zum Schluss war das Büro in Wandsbek. Er hat es vorgezogen, seine Firma nicht in der Innenstadt zu führen. Er mochte es ein wenig ruhiger. Nach seinem Tod zog die Firma von Wandsbek hierher.«

»Besitzen Sie noch die Geschäftsunterlagen Ihres Vaters?«

»Was meinen Sie?«

»Korrespondenz, Verträge, Bilanzen und so weiter.«

»Ja, es ist alles da.«

»Und die aus Ihrer Zeit auch?«

»Selbstverständlich, sie werden hier im Keller aufbewahrt.«

»Dürfen wir uns diese Unterlagen einmal anschauen, heute noch?«

Er zögerte keine Sekunde. »Natürlich. Nehmen Sie sie mit. Ich weiß aber nicht, was Sie da finden wollen. Wenn Sie es wünschen, bitte ich meinen Buchhalter, Ihnen zu helfen. Solche Unterlagen sind ja doch recht kompliziert.«

»Danke, wir haben für solche Sachen unsere Leute«, sagte Ossi. Er ahnte, es würde nicht leicht sein, Wirtschaftsermittler für diesen Fall loszueisen. Die Kollegen ersoffen in Arbeit. »Darf ich mal telefonieren?«

Holler stand auf, wies mit der Hand auf das Telefon auf seinem Schreibtisch – »Sie müssen die Null vorwählen« – und verließ das Zimmer.

Taut war nach dem zweiten Klingeln am Apparat. Er klang verärgert. Ossi schilderte, dass Holler die Geschäftsunterlagen herausgab. Aber das würde ihnen nicht helfen, wenn sie keinen fänden, der das Material entschlüsseln konnte.

»Da mach dir mal keine Sorgen«, sagte Taut. »Ich schick dir ein paar Leute mit Umzugskisten. So in eineinhalb Stunden.«

Ossi legte auf. Gleich darauf erschien Holler. Er schaute Ossi fragend an: »Nun?«

»In eineinhalb Stunden kommen ein paar Kollegen mit Kisten.«

»Gut«, sagte Holler. »Was machen wir in dieser Zeit?«

Er schaute auf die Uhr, ging zum Telefon, drückte eine Taste und sagte bei aufgelegtem Hörer: »Frau Mendel, sagen Sie den Termin 12 Uhr 15 bitte ab. Kümmern Sie sich bitte um einen Ersatztermin. Vielen Dank!«

»Wegen mir müssen Sie den Termin nicht absagen«, sagte Ossi.

Holler winkte ab. »Ist mir ganz recht so. Kommen Sie, wenn es Ihr Diensteid nicht verbietet, lade ich Sie zum Essen ein.«

Ossi wollte seine Überraschung nicht zeigen. Warum nicht? Lerne ich ihn noch besser kennen, dachte er.

Sie fuhren in Hollers Jaguar. Ein Wohnzimmer in Holz und Leder. Holler fuhr ruhig und sicher. Er hatte den Wagen im Griff. Sie hielten vor einem kleinen Lokal, es hieß Le Chapeau. Holler ging voraus und öffnete die Tür. Ein in einen schwarzen Anzug gehüllter Kellner hielt Holler die Hand zum Gruß hin. Holler ergriff sie und sagte: »Haben Sie noch einen Platz für uns, Jakob?«

»Natürlich, Herr Holler«, sagte Jakob. Er führte sie in eine Ecke, die durch eine Wand vom Gästeraum abgeschildert war. Sie hatten freien Blick auf die Elbe. »Darf ich Ihnen schon etwas zu trinken bringen?«, fragte Jakob Ossi. Ossi bestellte ein Mineralwasser. Jakob verschwand.

Ossi sagte: »Sie kommen oft hierher.«

»Ja«, sagte Holler. »Es ist ruhig und gut.«

Auf der Elbe fuhr ein großer Frachter in Richtung Hafen. Ossi versuchte, den Namen zu entziffern, es gelang ihm nicht. Am Heck eine Flagge, die er nicht kannte.

»Das ist die Esmeralda«, sagte Holler. »Sie kommt aus Argentinien, bringt Fleisch für Steakhäuser.« Er sagte das mit einem

Anflug von Verachtung.

Jakob erschien mit einem Tablett, darauf eine Flasche Mineralwasser und ein Glas. Jakob trug eine weiße Serviette über dem linken Arm. Er wandte sich an Ossi: »Soll ich Ihnen die Speisekarte bringen?« Es klang so, als wäre es ein Fehler, wenn Ossi die Karte verlangte.

»Was empfehlen Sie, Jakob?«, fragte Holler.

Jakob nannte Gerichte, nicht viele. Ossi verstand kaum etwas. Als er »Huhn« hörte, war seine Entscheidung gefallen.

Als Vorspeise wählte er eine Tomatensuppe. Holler bestellte sich einen Wein, der Name klang französisch. Ossi blieb bei Mineralwasser.

»Wie lange sind Sie schon bei der Polizei?«, fragte Holler.

»Sechzehn oder siebzehn Jahre«, erwiderte Ossi.

»Ich dachte, so was weiß man als Polizist genau.«

Ossi kannte Kollegen, die es genau wussten. »Mir ist es eigentlich egal. Am Ende zählen doch nur die Beförderungen.«

»Und wie sieht es da aus?«

»Könnte besser sein, aber es ist ja noch nicht vorbei.«

Sie schwiegen. Ossi schaut auf die Elbe. Er hatte einen Verdacht. Erst spürte er ihn nicht richtig, dann wurde er immer stärker. Warum sülzte der Mann ihn so ein? Was wollte er von ihm? Er würde nicht so freundlich tun, wenn er keine Absichten damit verbände. Da war sich Ossi sicher. Und da war noch etwas anderes. Etwas, das Ossi erst nicht aufgefallen war, aber dann monströs erschien. Der Mann hatte vor ein paar Tagen seine Tochter verloren, sie war ermordet worden. Und er saß hier und zeigte kein bisschen Trauer. Er hatte schon im Büro so getan, als gehe ihn die Sache nicht viel an. Aber da hatte Ossi es nicht gemerkt, er war froh, einmal nicht mit weinenden und verzweifelten Eltern oder Ehepartnern zu tun zu haben. Die Verzweiflung und

das Weinen waren normal, Hollers Kälte war es nicht.

»Sie werden sich jetzt bestimmt fragen: Warum zeigt der Mann keine Gefühle? Er hat seine Tochter verloren und geht schick essen.«

Ossi erschrak. »Nein«, sagte er. »Keineswegs.«

»Ach ja«, sagte Holler. »Das erstaunt mich jetzt aber. Ich würde so denken.« Er kratzte sich mit dem kleinen Finger an der Nase. »Aber Polizisten sind natürlich anders.« Er verriet nicht, in welcher Hinsicht Polizisten anders sein sollten.

Vor ein paar Minuten hatte Ossi geglaubt, Holler wolle etwas bei ihm erreichen, jetzt fürchtete er, Holler spiele mit ihm. führe ihn aufs Glatteis, zeige ihm seine Überlegenheit. Es ging um den Mord an seiner Tochter, und Holler trieb Spielchen.

»Und Sie sind sich absolut sicher, dass Sie sich keine Feinde gemacht haben, privat oder im Geschäftsleben?«, fragte Ossi. Er musste dienstlich werden. Ossi glaubte, ein Lächeln in Hollers Gesicht gesehen zu haben.

»Nein, nicht dass ich wüsste. Aber vielleicht ist mir ja jemand böse, ohne einen Grund zu haben.«

»Vielleicht«, sagte Ossi. »Vielleicht haben Sie aber auch einen Konkurrenten verärgert. So verärgert, dass er rot sieht. Ihre Firma ist in den letzten Jahren stark gewachsen, habe ich gehört.«

»Wir haben in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren unseren Umsatz um mehrere tausend Prozent erhöht.«

»Ich dachte, es habe vor einiger Zeit so etwas wie eine Immobilienkrise gegeben«, sagte Ossi.

»Ja, aber nicht für mich. Außerdem ist das schon ewig her. Das war, als ich das Geschäft gerade von meinem Vater übernommen hatte. Seitdem geht's bergauf. Sehen Sie, wenn der Markt schrumpft, muss man Konkurrenten aufkaufen, damit man seinen Marktanteil trotz widriger Umstände erhöhen kann. Und ich habe die Krise genutzt, um Immobilien zu günstigen

Preisen zu kaufen. Keine Krise dauert ewig. Als sie vorbei war, habe ich einige gute Geschäfte gemacht.«

»Und es fühlte sich wirklich keiner über den Tisch gezogen?«

Holler lächelte. »Ich habe für die anderen Maklerfirmen gute Preise bezahlt. Es mag sein, dass manche Kollegen glauben, sie hätten doch nicht verkaufen sollen, man kann ja längst wieder gute Geschäfte machen. Aber dieser Ärger kann so schlimm nicht sein, denn die Herren Kollegen haben von mir einen Haufen Geld bekommen. Ich habe ihre Lage nicht ausgenutzt. Und was den billigen Einkauf angeht, sehen Sie, ich habe niemanden gezwungen, an mich zu verkaufen. Kaum jemand hat damals gekauft. Makler haben mich angerufen und gefragt, ob ich nicht dieses oder jenes Haus oder Grundstück haben wolle. Und wenn mir etwas gefiel, dann habe ich es gekauft, zum Marktpreis.«

»Aber das muss Sie doch einen Haufen Geld gekostet haben?«

»Das stimmt. Die Banken haben ein bisschen geholfen. Damals kriegte man leichter Kredite als heute. Und mein Vater hat mir eine kerngesunde Firma hinterlassen, das Geschäftskonto war gut gefüllt. Die Zukäufe haben meine Marktposition nicht gerade verschlechtert.«

Er sagte es leichthin, als spräche er über einen Film, den er gerade gesehen hatte. Ossi hätte ihn gerne gefragt, wie er sich wirklich fühle. Die Leiche seiner Tochter war noch nicht zur Beerdigung freigegeben worden. Morgen würde es geschehen, hatten die Rechtsmediziner gesagt. Dann musste Holler seine Tochter beerdigen. Ob er es auch so leicht nehmen würde?

Jakob kam mit dem ersten Gang. Ossis Tomatensuppe war ein roter Klecks in einem riesigen Teller, dessen Rand mit Sahne oder Ähnlichem verziert war. Es duftete nach Basilikum.

Holler aß eine Hummersuppe, der Klecks im Teller stach ins Beige.

Ossi schmeckte es gut, es war die beste Tomatensuppe seines Lebens. Er hätte noch einen Teller bestellen mögen.

Sie aßen schweigend.

Auch beim zweiten Gang sprachen sie nicht viel. Sie tranken noch einen Espresso und fuhren zurück zur Firma. Kamm und Kurz warteten vor dem Eingang, sie hatten zwei uniformierte Polizisten mitgebracht. Holler führte sie in den Keller. Er war sauber und hell, kein richtiger Keller, dachte Ossi. Holler öffnete einen Raum, an einer Wand standen Dutzende von Aktenordnern, an einer anderen ein mächtiger Metallschrank. Die Ordner waren sortiert nach Geschäftsjahren. Die Beschriftung war sauber und eindeutig. Erst nach einer Weile merkte Ossi, der Raum war trocken, die Luft frisch. Er schaute sich um und erblickte unter dem Fenster einen Kasten. Er hörte ihn surren. Eine Klimaanlage. Ossi hatte noch keinen Keller mit Klimaanlage gesehen.

»Warum gibt es hier eine Klimaanlage?«, fragte er Holler.

Der deutete auf den Metallschrank. »Darin stehen einige Stücke, die gute Luft brauchen, nicht zu viel und nicht zu wenig Feuchtigkeit vor allem.«

»Bilder?«

Holler nickte.

»Können Sie den mal aufmachen?«

Holler zögerte, dann zog er aus der Jackettasche einen Schlüssel. Im Schrank lagen drei in Leinen eingepackte Gegenstände, die ihrer Form nach Bilder sein mussten. Holler nahm eines heraus und öffnete die Verpackung. Es war ein Madonnenbild. »Das sagt Ihnen nichts, nicht wahr? Es ist wertvoll, sehr wertvoll. Wollen Sie die beiden anderen auch sehen?«

Ossi schüttelte den Kopf.

Die Polizisten hatten Umzugskartons mitgebracht. Darin verstauten sie die Aktenordner. Jeder trug eine Kiste zum Transporter, nur Holler nicht. Als sie die Kisten im Wagen verstaut hatten, verabschiedete sich Ossi von Holler. Auf der Fahrt zum

Präsidium ahnte Ossi, sie hatten Zeit verschwendet. Sie würden weiter Zeit verschwenden. Sie würden nichts finden in den Tausenden von Seiten. Hollers Akten waren so sauber wie sein Keller. Wenn nicht sauberer. Es war zum Kotzen.

VI

Montag.

Stachelmann saß an seinem Schreibtisch und las das Referat eines Studenten. Es langweilte ihn. Das Referat kaute wieder, was Koryphäen der Geschichtswissenschaft herausgefunden hatten. Es klopfte an der Tür, Anne. Sie lächelte ihn an, hatte ihm einen Becher Kaffee mitgebracht. »Zum Aufwachen«, sagte sie. Er hatte keine Lust auf Kaffee und nahm ihn. Er bedankte sich. Anne legte einen dünnen Ordner auf seinen Schreibtisch. »Das ist das Konzept meiner Arbeit.«

»Ich dachte, du suchst noch Quellen.«

»Ich habe es auf Grundlage der Sekundärliteratur und einiger Quellensammlungen geschrieben. Ist natürlich nur vorläufig. Schaust du mal rein?«

Er nickte. Er hatte kein Konzept.

Sie kam auf seine Seite des Schreibtischs. Ihre Hand streifte seine Schulter. Stachelmann spürte die Gänsehaut.

»Was liest du da?« Stachelmann sah, wie sie erschrak. »Entschuldigung«, sagte sie und ging auf die andere Seite des Tisches. »Entschuldige, manchmal denke ich nicht nach, und dann bin ich furchtbar aufdringlich.«

»Nein, nein«, sagte Stachelmann. »Es ist in Ordnung. Es ist ein Referat.«

»Wann fahren wir? Wir haben noch gar nicht darüber gesprochen.«

»Ich habe mich im Bundesarchiv angemeldet, für den 29. und will vielleicht zehn Tage bleiben. Danach geht's weiter nach Weimar. Dort komme ich kurzfristig rein, ich kenne den Oberarchivar.«

»So, so«, sagte sie vergnügt. »Das ist ja wie bei der Mafia. Eine Hand wäscht die andere. Und was tust du dafür?«

»Nichts«, sagte Stachelmann. »Der Kollege bildet sich wahrscheinlich ein, dass seine Akten bei mir in guten Händen sind. Hat behauptet, er habe mal was von mir gelesen. Seitdem kriege ich hin und wieder einen guten Tipp und erspare mir die Anmeldung.«

»Na ja, ich werde das ja alles sehen und danach mein Urteil fällen.«

»Ich bin übrigens gegen die Todesstrafe, besonders in meinem Fall.«

»Ich auch, außer wenn es um Aktenschieberei geht«, sagte Anne. Sie schwieg einen Augenblick. »Dann wird es ja nichts mit meinem Urlaub. Ich wollte nach Griechenland, gleich Ende des Monats, mitten hinein in den Trubel. Na gut, macht nichts, ist sowieso zu heiß. Ich habe eine Reisekostenrücktrittsversicherung und einen Freund, der Arzt ist.«

»Ich muss eine Einschränkung machen«, sagte Stachelmann. »Bei Versicherungsbetrug bin ich für Erschießen, standrechtlich natürlich.«

»Wie grausam!«, sagte Anne. »Was machst du heute Abend? Du könntest mich in den letzten Tagen meines Lebens ein wenig unterhalten.«

»Heute Abend treffe ich einen Freund, hier um die Ecke, im Tokaja.«

Sie überlegte einen Moment. Dann fragte sie: »Einen von der Uni? Entschuldige, ich bin manchmal neugierig.«

Stachelmann war verunsichert. »Nein, er ist bei der Polizei.«

»Aktenschiebers bester Freund ist Polizist. Wahrscheinlich hast du den auch schon in deine Machenschaften verwickelt.«

»Noch nicht. Aber es wird schon. Nein, heute Abend geht es nur um Mord.«

Anne zog die Brauen hoch. »Um Mord?«

»Um den Holler-Mord. Du hast bestimmt davon gehört.«

»Klar.« Sie zögerte, dann fragte sie: »Was hast du damit zu tun?«

»Nichts. Bei den Ermittlungen scheint irgendwas aufgetaucht zu sein, was mit der Nazizeit zusammenhängt.«

»Und wie kommen die Bullen auf dich?«

»Ich sag doch, ich habe einen Freund, der ist Bulle.« Er klang ungeduldig, es tat ihm Leid.

Anne überlegte, die Spitze des rechten kleinen Fingers im Mundwinkel, dann fragte sie: »Darf ich mit?«

»Wohin?«

»Na, heute Abend, mit zu deinem Freund.«

»Klar«, sagte Stachelmann. »Bist ja richtig blutrünstig.«

»Man nennt mich den Vampir des Von-Melle-Parks«, sagte Anne. Sie fletschte die Zähne.

»Na ja, Nachwuchsvampir«, sagte Stachelmann. »Aber euresgleichen wird ja ein bisschen älter als wir Sterblichen. Versuch's mal mit einem Zahnwuchsmittel.«

»Hab ich schon. Nur dauert das so lange.« Sie schaute ihn betrübt an. »Oder soll das ein Herrenabend werden?«

Stachelmann lachte. »Nein, ich freu mich, komm mit. Kurz vor acht geht's los.«

Als sie gegangen war, wurde ihm seine Verwirrung bewusst. Die Unnabare konnte richtig albern und ein wenig aufdringlich sein.

Er schaute auf die Uhr, das Seminar begann. Er schnappte seine Tasche, unterwegs zum Seminarraum fiel ihm eine Frage ein, die er gleich stellen wollte. Er merkte, wie ihn der Abend beschäftigte. Im Seminar herrschte Unruhe. Einige unterhielten sich weiter, nachdem Stachelmann den Raum betreten hatte.

Andere schienen zu dösen. Wieder andere lasen Zeitung oder in einem Buch. Er ließ seine Tasche auf seinen Tisch fallen. Das Klatschen brachte ihm einige Blicke ein. »Guten Morgen!«, sagte er, obwohl Nachmittag war. »Darf ich Ihre Gespräche und Lektüre unterbrechen?«, fragte er freundlich. Die Studenten schauten ihn neugierig an. So forsch hatten sie ihn noch nie erlebt. Manche kicherten. Sie setzten sich auf ihre Plätze und blickten ihn erwartungsvoll an. Alicia Weitbrecht fehlte, ein gutes Zeichen. Simone Wagner saß entspannt hinter ihrem Tisch und schaute ihn freundlich an. Ihr Zorn war offenbar verraucht.

»Wir greifen heute ein wenig vor in der Zeit, aber die Frage, die ich Ihnen stellen will, ist für unser gesamtes Seminar wichtig. Die Frage lautet: Was waren die Totenkopfverbände der SS? Was waren ihre Aufgaben?«

Links vorne ein Finger, hoch in die Luft gestreckt. Stachelmann freute sich, dass sich gleich jemand meldete. Er kannte den Namen des Studenten nicht. Der sagte: »Und was ist mit meinem Referat, das ich heute vorstellen soll?«

»Dazu kommen wir noch, wenn nicht heute, dann nächste Woche«, erwiderte Stachelmann.

»Und mein Referat geht dann über den Jordan, weil nämlich in zwei Wochen Semesterferien sind, falls das jemand vergessen hat.« Es klang quengelig. Auch das war ein Student, von dem er bisher keinen Ton gehört hatte.

»Ich lese und benote jedes Referat. Es war doch von Anfang an klar, dass nicht jeder drankommen kann.« Er staunte, verstand Studenten nicht, die monatelang den Mund nicht aufkriegten, um dann zu fordern, ihr Referat im Seminar vorstellen zu dürfen. Sie würden höchstens drei Viertel der Referate diskutieren können, das Sommersemester war kurz und das Seminar überfüllt. Am Ende stand eine Klausur, die würde Stachelmann korrigieren müssen, nachdem er von seiner Recherchereise zurück war. Er dachte an Anne.

»Lassen Sie mich auf meine Frage zurückkommen«, sagte er. Schleppend kam eine Diskussion zustande. Sie ergab, seine Studenten wussten nicht viel mehr als nichts. Sie wussten nicht einmal, wer die KZs bewachte.

Als er nach Ende des Seminars die Tür seines Dienstzimmers öffnete, hörte er im Rücken eine Stimme. »Herr Stachelmann! Herr Stachelmann!«, rief es. Es war Renate Breuer. Sie kam auf hohen Absätzen angetrippelt und winkte mit einem Zettel. Sie atmete schwer, als sie vor ihm stand. »Ein Anruf aus der Klinik Eppendorf. Frau Weitbrecht. Hier ist eine Telefonnummer!«

Stachelmann bat Renate Breuer in sein Dienstzimmer. Sie redete auf ihn ein. Langsam begriff er. Irgendjemand von der Klinik Eppendorf hatte angerufen, Alicia Weitbrecht sei eingeliefert worden. Er möge zurückrufen. Auf dem Zettel stand ein Name, Dr. Möller.

Stachelmann setzte sich auf seinen Schreibtischstuhl und schwieg. War es ein Trick? Die Sekretärin schaute ihn an. Was dachte sie? Glaubte sie, er habe etwas mit Alicia? Er bat sie hinaus und erntete einen bösen Blick. Dann nahm er den Telefonhörer und wählte die Nummer auf dem Zettel. Eine Frau hob ab und sagte, sie werde ihn mit Dr. Möller verbinden. Es dauerte einige Minuten, bis sich Dr. Möller meldete.

»Sie sind Dr. Josef Maria Stachelmann?«, fragte Möller. Stachelmann hatte sich mit seinem Namen gemeldet, er wiederholte ihn.

»Ich muss Sie das fragen, weil meine Patientin mir erlaubt hat, Sie über ihren Zustand zu unterrichten.«

»Welcher Zustand?«, fragte Stachelmann.

»Es geht ihr körperlich gut. Psychisch nicht, sie hat versucht Suizid zu begehen.«

»Was, bitte?«

»Selbstmord«, sagte Möller. »Wenn Sie einen Augenblick Zeit

haben, kommen Sie doch mal vorbei in der Psychiatrie. Ich würde gerne mit Ihnen sprechen. Es ist wichtig, glaube ich.«

»Jetzt gleich?«

»Das wäre gut.«

Stachelmann rief ein Taxi. Es brauchte keine zehn Minuten zum Krankenhaus. Er fand im Labyrinth der Betonbauten die Psychiatrie und fragte an der Pforte nach Dr. Möller. Der Pförtner erklärte ihm den Weg. Stachelmann fand das Zimmer gleich. An der Tür des Zimmers 35 stand »Oberarzt«. Stachelmann klopfte leise. Eine kräftige Stimme rief: »Herein!« Die Stimme passte nicht zum Körper. Möller war klein und drahtig, hinter einer runden Brille mit dicken Gläsern quollen schwarze Pupillen hervor. Er hatte fast schon eine Glatze, und doch schätzte ihn Stachelmann auf nicht älter als fünfunddreißig. Wieder einer, der in seinem Leben mehr erreicht hatte als er.

Dr. Möller bot ihm einen Stuhl an. Er kratzte sich am Kinn und sagte: »Vielleicht können Sie mir weiterhelfen?«

»Ich fürchte, eher nicht«, sagte Stachelmann. »Was ist passiert?«

»Sie hat versucht, sich zu ersticken. Das Ende eines Schlauchs in den Auspuff, das andere ins Auto, alle Fenster zu, und den Motor laufen lassen. Das sieht man ja hin und wieder im Kino. Ist nicht schwer und tut nicht weh.«

Möller sprach gleichförmig, es klang teilnahmslos.

»Aber es hat nicht geklappt«, sagte Stachelmann.

»Das konnte nicht funktionieren. Frau Weitbrecht hat ein modernes Auto. So ein Katalysator filtert eine Menge Gift aus den Abgasen, Kohlenmonoxid zum Beispiel. Die heutigen Autos reichen zwar, um es schön warm zu machen auf Mutter Erde, aber Leute, die sich auf einigermaßen bequeme Weise umbringen wollen, sollten sich Oldtimer zulegen. Damit klappt es noch.«

Stachelmann schwieg. Er hatte das Gefühl, er sollte etwas sagen: »Und wie ging es aus?« Eine blöde Frage, dachte er.

»Sie saß in ihrem Auto und hat sich, Entschuldigung, voll gekotzt. Autoabgase sind keine Luftkur. Sie stand mit ihrem Auto auf einem Parkplatz, an der B 75, in der Nähe von Reinfeld. Zwei Handwerker haben sie gefunden. Die kamen von einem Noteinsatz wegen einer Rohrverstopfung. Einer musste mal austreten, und der hat das Auto mit laufendem Motor und Schlauch gesehen.«

»Wann?«

»Gestern Abend.«

Dann hatte sie sich den ganzen Tag in Lübeck oder wenigstens in der Nähe aufgehalten. »Und was habe ich damit zu tun?«

»Das wissen nur Sie und Frau Weitbrecht«, sagte Möller. Er schaute Stachelmann in die Augen, als wollte er sagen: Du wirst schon wissen, was du mit ihr angestellt hast. »Sie spricht dauernd von Ihnen. Sagt, Sie hätten sie verraten oder sitzen lassen. Waren Sie mit ihr befreundet?« Möllers Blick war misstrauisch.

»Nein, sie ist in meinem Proseminar, das ist alles.«

»Aha«, sagte Möller.

Stachelmann wurde wütend. Der Mann glaubte, er habe etwas gepflegt, was Juristen als Verkehr mit Abhängigen oder so ähnlich verurteilten. Und er sollte nun auch noch verantwortlich sein für die Wahnsinnstat einer Hysterikerin, die ihm nachstellte. Er war das Opfer, nicht sie. Was konnte er dafür, dass sie verrückt war? Er hatte ihr keine Hoffnungen gemacht. Er hatte sie beim ersten Anzeichen ihres Wahns zurückgewiesen. Er hatte bei ihrem letzten Anruf aufgelegt. Man konnte einem Menschen nicht deutlicher sagen, dass man nichts mit ihm zu tun haben wollte. Jedenfalls nicht das, was offenbar in Alicias Kopf herumspukte. Wenn am Fachbereich irgendetwas zirkulieren würde über ein Verhältnis zwischen Stachelmann und Alicia, stand er am Abgrund. Ein Selbsttötungsversuch war ein

Argument gegen ihn. Er spürte, Möller betrachtete ihn aufmerksam.

»Ach, wissen Sie, das gibt es immer wieder. Da steigern sich Frauen in etwas hinein, glauben schon fast, Sie hätten ein Liebesverhältnis mit einem Mann, und wenn sich die Wahrheit herausstellt, dann ist die Enttäuschung riesig. Manche verfallen in Depressionen, andere bringen sich um, wieder andere entwickeln Hass und versuchen dem zu schaden, der sie zurückweist.« Es klang so, als hätte er gesagt: In Ihrer Haut möchte ich aber nicht stecken. »Wollen Sie sie sehen?«

»Nein«, sagte Stachelmann.

»Es wäre aber besser«, sagte Möller. »Auf jeden Fall für sie.«

Stachelmann spürte ein Würgen im Hals. Er bekam Angst. Er wollte nichts damit zu tun haben. Er war nicht schuldig, und doch zog ihn Alicia in eine Sache hinein, die ihn anwiderte. Das hatte sie nun geschafft. Nun war er verantwortlich und wollte doch nichts mehr, als sie nie wieder zu sehen.

Dr. Möller zeigte ihm den Weg zu ihrem Krankenzimmer. Nach einem Zögern klopfte Stachelmann und drückte die Klinke. Es gab nur ein Bett im Zimmer. Sie lag da und sah aus wie ein Engel. Weißes Gesicht, lange blonde Haare, sie musste sich gerade gekämmt haben. Ihre Augen waren geschlossen. Stachelmann schaute sie an und wusste, sie schlief nicht. Ihr Gesicht zeigte Anspannung. Sie öffnete die Augen und sagte: »Komm, setz dich zu mir.« Sie klang wach. Ihre Handfläche schlug auf die Matratze. Stachelmann nahm sich einen Stuhl, der stand an einem Tisch, darauf ein Blumenstrauß und eine Schale mit Obst. Er rückte den Stuhl nahe an die Seite ihres Betts.

»Warum haben Sie das getan?«, fragte Stachelmann.

»Nein, lass uns über etwas anderes sprechen.«

Schweigen.

»Wie war es heute im Seminar? Hast du gemerkt, dass ich gefehlt habe? Es war das erste Mal.«

»Ja.«

»Rück ein bisschen näher.«

Stachelmann schob seinen Stuhl einige Zentimeter näher ans Bett.

Sie streckte ihre Hand in seine Richtung.

Er zögerte, dann griff er sie. Er drückte sie und ließ sie wieder los. Er legte seine Hand auf sein Knie, dann auf den Oberschenkel.

»Es ist gut, dass du da bist.«

»Wie lange bleiben Sie im Krankenhaus?«

»Ich weiß nicht, diese Woche bestimmt noch. Und du musst mich jeden Tag besuchen.«

Er antwortete nicht.

»Versprichst du das?« Eine sanfte Stimme mit energischem Unterton.

»Ja«, sagte er. »Aber jetzt muss ich gehen.«

»Schon?«

»Ja, die Arbeit.«

»Dann gib mir einen Kuss und geh.«

Stachelmann beugte sich über sie, roch ihr Parfüm, leicht, ein bisschen aufregend, und küsste sie flüchtig auf die Wange. Sie lächelte. Er verließ sie, ohne sich umzudrehen.

Er ging den Weg zum Von-Melle-Park zu Fuß zurück. Der Nieselregen störte ihn nicht, er passte zu seiner Stimmung. Wie sollte er sie jemals loswerden, ohne dass sie sich umbrachte?

Anne erschien um halb acht in seinem Dienstzimmer. Sie setzte sich ihm gegenüber und schaute ihn an. »Mein Gott, wie siehst du denn aus?«

Er zuckte mit den Achseln, fühlte sich wie ein Trauerkloß. Seit er von Alicia zurückgekehrt war, hatte er an seinem Schreibtisch gesessen, ohne etwas zu tun. Er erzählte Anne, was geschehen war.

Danach sprachen sie lange nicht.

»Du kannst nichts dafür«, sagte Anne. »Du hast ihr keine Hoffnungen gemacht.« War es eine Feststellung, war es eine Frage?

»Nie«, sagte Stachelmann. »Eher im Gegenteil, wenn es so was gibt.«

»Vielleicht hat gerade deine Zurückweisung sie glauben lassen, dass du gewissermaßen deinen wahren Willen unterdrückst. Vielleicht gab es in ihrer Kindheit ein Beispiel dafür, dass ein besonders starkes Nein nur ein Ja versteckt. Dass man nachbohren muss, um das Ja zutage zu fördern.«

»Das ist so eine Mischung aus Bergbau und Amateurpsychologie«, sagte Stachelmann. Seine Knie schmerzten. Er war schon müde gewesen, als er am Morgen ans Seminar kam. In der Nacht war er in seiner Wohnung herumgelaufen, hatte sich hingelegt, war wieder aufgestanden. Alles tat ihm weh. Schließlich schluckte er eine Überdosis Schmerztabletten, um wenigstens zwei, drei Stunden liegen zu können.

»Entschuldigung«, sagte Anne. Es klang eingeschnappt.

»Da braucht man kein Psychologe zu sein. Ich hatte eine Freundin in meiner Schulzeit, in deren Familie ging es nur so zu. Und mit Bergbau hatte ich nie was zu tun. Da schluckt man zu viel Kohlenstaub.«

Stachelmann war ihr dankbar. Sie nahm ihm seine Laune nicht krumm und mühte sich, ihn aufzumuntern.

»Die werde ich nie wieder los«, sagte er leise.

»Ich kenne ein paar Männer, die wären gerne in deiner Notlage. Sie ist bildhübsch und nicht dumm.«

»Vielleicht setzt du mal so einen Mann auf sie an. Du scheinst dich ja auszukennen.«

Anne lachte. Sie blickte auf ihre Uhr. »Wir müssen los«, sagte sie.

Sie hatten die Akten im Dienstzimmer eines Kollegen gestapelt, der krank war. Es war nicht sicher, ob oder wann er wieder zurückkommen würde. Taut hatte zwei Wirtschaftsermittler herbeigeschafft. Das war nicht einfach gewesen, der Kriminalrat musste helfen. Wie Taut es gelungen war, den Kriminalrat dazu zu bringen, würde sein Geheimnis bleiben. Der Kriminalrat wusste, dass der Präsident Holler gut kannte. Er hatte deswegen wohl beim Präsidenten vorgefühlt, und der wollte sich wahrscheinlich nicht nachsagen lassen, er fördere die Ermittlungen nicht nach Kräften, nachdem er seine Leute zusammengestaucht hatte. Taut hatte offenbar den richtigen Augenblick abgepasst. Außerdem, wie würde die Innenbehörde in den kommenden Wahlen dastehen, wenn gemunkelt würde, der Polizeipräsident habe seine Hand über einen Verdächtigen gehalten? So gesehen, müssten jedes Jahr Bürgerschaftswahlen stattfinden, dachte Ossi. Dann käme man weiter.

Während die Wirtschaftsermittler einen ersten Blick in Hollers Bücher warfen, saßen die Mitarbeiter der Rufbereitschaft in Tauts Büro. Sie fassten ihre Ergebnisse zusammen. Es waren wenige, und ein Zusammenhang war nicht erkennbar. Sie hatten Fotos von Ulrike und dem Mercedes in Zeitungen und im Regionalprogramm des Fernsehens zeigen lassen. Viele Anrufe, meistens Spinner. Einige hatten Ulrike gesehen, als sie schon längst tot war.

Ossi hatte den Artikel über die Totenkopfverbände und Ulrikes Skizze kopiert und an die Kollegen verteilt. Kamm sagte nichts,

Kurz drehte die Skizze nach allen Seiten und brummte: »Daraus werde einer schlau. Stimmt, sieht aus wie ein Stammbaum. Aber was soll es bringen, ist doch kein Problem, an den richtigen Stellen die richtigen Namen einzutragen? Und dann?«

Taut sagte: »Mach das mal.«

»Was?«

»Na, die Namen eintragen.«

Ossi sagte: »Nachher hat das alles mit unserem Fall nichts zu tun, und wir laufen in den Dschungel. Wahrscheinlich ist alles ganz anders.«

»Hast du was Besseres?«, fragte Taut.

Ossi schüttelte den Kopf.

»Und was sagt dein Historiker?«

»Den treffe ich heute Abend.«

Diesmal saß Ossi schon an einem Tisch, als Stachelmann und Anne das Tokaja betraten. Stachelmann stellte Ossi Anne vor. Statt einer Begründung sagte er: »Eine Kollegin.« Es war ihm unangenehm, als er den Anflug eines Grinsens in Ossis Gesicht sah.

Die Schwarze erschien. Mürrisch nahm sie die Bestellungen entgegen. Anne und Stachelmann bestellten Gemüsepfanne, überbacken mit Käse, und Rotwein, Ossi ein Bier und einen Doppelkorn. »Mir ist der Appetit vergangen«, sagte Ossi.

»Mir auch«, sagte Stachelmann. »Aber Verhungern macht einen auch nicht glücklich.«

Ossi berichtete von den Ereignissen seit ihrem letzten Treffen.

»Ich habe von deiner Kollegin gelesen«, sagte Stachelmann. »Du bist sicher, dass ihr Tod etwas mit dem Holler-Fall zu tun hat?«

»Nein«, erwiderte Ossi. »Offen gesagt, wir tapen im Dun-

keln. Das habe ich natürlich nie gesagt und will das auch nicht in der Zeitung lesen.«

»Ich habe verstanden«, sagte Anne. Sie klang nicht beleidigt. »Ich schwöre, zu schweigen wie ein Grab. Heiliges Indianerehrenwort.«

Ossi verzog keine Miene. Er sah müde aus. Er griff in die Innentasche seines Jacketts und zog ein Papier heraus.

»Ich habe einen Artikel in ihrer Wohnung gefunden. Hat sie aus dem Spiegel ausgeschnitten. Vielleicht hat es was mit dem Fall zu tun, wahrscheinlich nicht. Aber wenn man nichts weiß, ist Spekulation fast schon eine Spur.« Er schob Stachelmann den Artikel hin. Der überflog ihn und gab ihn Anne.

»Warum schneidet jemand so einen Artikel aus?«, fragte Anne. »Hat sich Ihre Kollegin für Geschichte interessiert?«

»Nicht dass ich wüsste. Dann hätte sie doch mal was darüber gesagt. Sie las gerne, aber Romane, Zeitgenössisches. Hielt sich an die Empfehlungen im Literarischen Quartett.«

»Eine literaturbegeisterte Polizistin.« Anne sagte es mit einem Staunen in der Stimme.

»Gucken Sie nicht so viele Krimis«, sagte Ossi. Er wandte sich an Stachelmann: »Und wer sind die Totenkopfverbände?«

»Das waren die Wachmannschaften der KZs. Teile von ihnen kämpften als Einheiten der Waffen-SS auch an der Front. Ihr Chef hieß Eicke, einer der übelsten Totschläger in Himmlers Reich. Ist 1943 gefallen. Deswegen konnten die Alliierten ihn nicht aufhängen. Er hätte zu den Hauptkriegsverbrechern gezählt.« Anne leierte es sachlich herunter, bevor Stachelmann ein Wort herausgebracht hatte. Ihm blieb nur zu nicken.

Dann fragte er: »Und das hast du zusammen mit dieser Skizze in der Wohnung deiner Kollegin gefunden?«

Ossi nickte. »Zusammen in einer Mappe.«

»Habt ihr einmal den Stammbaum der Hollers durchleuchtet?«

»Sind gerade dabei.«

»Was weiß man über die Familie?«

»Nur Glorreiches.« Er berichtete von seinem Essen mit Holler. »Und wenn ich schon mal dabei bin, Dienstgeheimnisse zu verletzen, kommt es auf eines mehr nicht an. Wir prüfen gerade seine Bücher.«

»Habt ihr doch eine Spur?«

»Wir stochern wild herum, versuchen irgendwo ein Ende zu finden, an dem wir ziehen können, und hoffen, dass was anderes dranhängt als ein toter Hering. Holler sagt, er habe keine Feinde. Aber wer rottet dann seine Familie aus? Es könnte doch sein, er hat einen Konkurrenten oder Geschäftspartner ruiniert. Vielleicht ohne Absicht. Woher kommt so viel Hass?«

»Es könnte doch auch ein Verrückter sein«, sagte Anne.

»Der ist vielleicht neidisch.«

Ossi nickte. »Kann sein«, sagte er. »Unser Psychologe vertritt diese Theorie auch. Aber fang mal einen Verrückten, der keinerlei Verbindung mit seinem Opfer hat und keine Fehler macht.«

Anne stand auf und ging in Richtung Toilette.

Ossi grinste Stachelmann an. »Da hast du dir ja eine ausgesucht.«

Stachelmann verstand nicht, was Ossi meinte. Er zuckte mit den Achseln.

»Dann ist sie noch zu haben?«, sagte Ossi.

Stachelmann spürte Eifersucht.

Anne kam zurück.

Ossi wandte sich ihr zu, drehte Stachelmann halb den Rücken entgegen. Stachelmann merkte, wie Ossi sich mühte, Anne in ein Zwiegespräch zu verwickeln. Er hörte mit halbem Ohr zu. Ossi erzählte von ihrer wilden Zeit in Heidelberg. Es klang angeberisch.

Ossi wurde lauter: »Einmal habe ich ihn retten müssen. Da hat er mal wieder geträumt, und schon stand er mitten in einem Pulk von Ultrarechten. Am Tag davor hatte er auf einer Uni-Vollversammlung mal wieder gegen die gewettert, und die hatten das mitgekriegt. Ich rein in den Pulk, Jossi am Arm gepackt und in die Mensa gezogen.

Die Ultras konnten gar nicht so schnell denken, wie das passiert ist. Das ist ja überhaupt so, wären die meisten Rechten nicht gehirnamputiert, sie hätten schon längst die Macht im Staat.«

Die Schwarze brachte die Getränke. Ossi trank seinen Doppelkorn in einem Zug aus. »Noch einen«, sagte er.

Anne wandte sich an Stachelmann: »So so, Jossi, warst ja ein richtiger Held.«

Stachelmann sagte: »Gewöhn dir den Namen gar nicht erst an, sonst bin ich ab sofort der Dr. Stachelmann für dich.«

»Jawohl, Herr Doktor.«

Der Spielautomat dödelte.

Die Schwarze brachte das Essen. Ossi bestellte noch ein Bier und einen Doppelkorn. Dann lehnte er sich zurück und fragte: »Was könnten die Totenkopfverbände mit der Sache zu tun haben? Überlegt doch mal. Dafür habe ich euch schließlich studieren lassen.«

»Saß der alte Holler im KZ?«, fragte Stachelmann.

»Keine Ahnung«, sagte Ossi.

»Dann überprüf das mal. Vielleicht ist da noch eine Rechnung aus dem KZ offen.«

»Ich versteh nur Bahnhof«, sagte Anne. »Wenn da noch eine Rechnung aus einem KZ offen ist, warum rottet dann einer die Familie vom Filius aus? Das ist doch Quark.«

»Quark ist gut«, erwiderte Ossi. »Ich arbeite in einem milchverarbeitenden Gewerbe. Was ich denke, ist Quark. Was ich tu,

ist Käse. Aber am Ende kommt manchmal sogar Sahne dabei heraus. Zumindest in schwierigen Fällen. Meistens ist das einfach. Mann erschlägt Frau, Frau ersticht Mann, wegen Suff, Eifersucht, Geldmangel oder was auch immer. Du siehst die Leiche, und ein paar Minuten später weißt du, wer es war. Dann gibt's die Oberschlaunen, die den perfekten Mord begehen, aber einen Fehler machen oder gleich ein paar. Spätestens seit wir mit DNS-Analysen arbeiten, haben wir diese Genies schnell am Wickel. Am meisten Schwierigkeiten machen Zufallsmorde. Der Mörder hat das Opfer nur gesehen, als er es umbrachte. Dann stellt euch vor, er kommt aus einer anderen Stadt und hat keine brauchbaren Spuren hinterlassen außer vielleicht einem Haar. Sollen wir nun zig Millionen Deutschen ein Haar ausreißen? Es geht nicht.« Er schaute fast nur Anne an, während er sprach. Stachelmann war sich sicher, Ossi hätte diesen Vortrag nicht gehalten, hätte Anne nicht am Tisch gesessen.

»Aber so einen Fall wie unseren hat es wohl noch nie gegeben. Jedenfalls nicht in Deutschland. Und da ist jeder Quark und jeder Käse recht.«

Die Schwarze brachte Ossi Getränke.

»Ihr müsst die Familie durchleuchten bis ins letzte Glied.«

»Oho, Herr Doktor werden biblisch«, sagte Anne.

»Das müssen wir wohl«, sagte Ossi. Er wiegte seinen Kopf, seine Augen richteten sich auf Anne. »Wir haben nichts, gar nichts.«

»Und was gibt's im Fall deiner toten Kollegin, mal abgesehen von diesem Artikel?«, fragte Stachelmann »Auch nichts. Wir haben den Fahrer nicht gefunden. Der Besitzer war zur Tatzeit nachweislich in den USA. Der Wagen wurde geknackt und kurzgeschlossen. Der oder die Täter haben sogar die Alarmanlage ausgeschaltet. Waren Elektronikprofis.«

Der Spielautomat dödelte.

Stachelmann schaute sich im Lokal um, während Ossi auf An-

ne einredete. Wortfetzen entnahm er, dass Ossi mit seinem Job prahlte. Er überlegte, was er mit den Hollers und Ossis Kollegin zu tun hatte. Nichts, gar nichts. Es war idiotisch, wenn er sich auch noch darum kümmerte. Er hatte genug zu tun. Oder half die Polizei ihm etwa bei seiner Habilitation?

Die Schwarze erschien. Sie stellte die leeren Teller und Gläser auf ein Tablett und blickte in die Runde: »Darf es noch was sein?« Es klang unfreundlich. Keiner bestellte etwas. »Die Rechnung bitte«, sagte Stachelmann. Die Schwarze drehte sich um und ging.

Sie verabschiedeten sich vor der Tür. »Bringst du mich noch nach Hause, ich habe Angst vor Räufern«, sagte Anne.

»Da wäre ich als Polizist aber besser geeignet«, sagte Ossi. Seine Zunge war schwer.

»Bestimmt, aber heute Abend nicht«, sagte Anne.

»Außerdem brauche ich eher geistigen Beistand, nachdem ich so tief eingetaucht bin in die Welt des Verbrechens. Mir gruselt.« Sie tat so, als zitterte sie.

Ossi guckte betrübt, als er ging.

Anne hakte sich bei Stachelmann ein. So nah war sie ihm nie gewesen. Feine Tropfen trafen sein Gesicht, es nieselte noch. Nach einer Weile sagte Anne: »Der ist ja eigentlich ganz nett, hat aber einen schrecklichen Beruf.«

»Ich weiß nicht«, sagte Stachelmann, »manchmal mag ich ihn, manchmal finde ich ihn penetrant.«

Anne drehte ihm das Gesicht zu und lächelte. »Gewiss«, sagte sie. »So kann man das sehen.«

Sie fühlte sich leicht an. Er hätte ewig so gehen können. Er bedauerte es, als sie vor ihrem Hauseingang standen. Sie ging zur Haustür, drehte sich um und fragte: »Kann ich dir noch etwas anbieten?«

Er spürte ein Zittern in der Magengrube. »Der letzte Zug fährt bald.«

»Ja«, sagte sie.

Er stand eine Weile da, dann ging er auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen. Sie nahm seine Hand, zog ihn zu sich, umarmte ihn kurz und küsste ihn auf den Mund, leicht, fast flüchtig. »Dann musst du dich beeilen«, sagte sie. Sie lächelte.

»Sonst muss ich auf einer Parkbank übernachten«, sagte er. Selten hatte er sich so unsicher gefühlt. Er kam sich dumm vor. So dumm.

»Bei dem Wetter würdest du glatt einen Schnupfen kriegen.«

»Bis morgen«, sagte er.

»Bis morgen, verpass deinen Zug nicht.«

Er saß niedergeschlagen im Zug und schaute aus dem Fenster. Er sah sein Gesicht. Es erschien ihm hässlich, stumpf. Er begriff nicht, was er erlebt hatte. Er begriff sich nicht. Anne hatte ihn eingeladen, nur ein Trottel konnte es nicht verstehen. Er hatte Angst, sie zu enttäuschen.

Du bist krank, sagte er im Selbstgespräch. Manchmal liegst du auf dem Bett, weil du nicht laufen kannst und dich fühlst, als hätte dir jemand Valium verpasst.

Na und, du hättest trotzdem mit zu ihr gehen sollen.

Aber wenn sie erfährt, dass du krank bist, wird sie erst Mitleid haben und dich dann fortschicken.

Vielleicht, aber du hättest es besser versucht, als den Fehlschlag vorwegzunehmen.

Du kannst aber nur noch allein leben. Du lebst schon lang allein und hast es dir eingerichtet. Du bist zufrieden.

Nein, du bist unausgeglichen und feige. Du stehst am Abgrund. Du wirst nie Professor. Du hast vor allem und jedem

Angst, traust dir nichts zu. Du bist reif für die Klapsmühle.

In der Nacht rissen ihn die Schmerzen aus dem Schlaf. Der Brustkorb war wie ein Stahlkorsett, das Atmen tat weh. Er spürte jedes Gelenk, die großen und die kleinen. Er stand auf, ging ins Bad und schluckte fünf Tabletten. Im Wohnzimmer legte er Mozarts 23. Klavierkonzert ein. Er setzte sich aufs Sofa. Als die Musik einsetzte, fühlte er die Tränen.

Der Junge hatte gestrahlt, als er ihm die Lokomotive zurückgab. Sie lief, als wäre sie neu. Der alte Mann ging ins Schlafzimmer und legte sich aufs Bett. Er war müde. Er lag auf dem Rücken und starrte an die Decke. Er ahnte, er würde nicht einschlafen können. Er erinnerte sich an seinen zweiten Schlag. Es war einfach gewesen. Er hatte sich dem Jungen an die Fersen geheftet, Monate lang. Bis ihm die Idee kam, so einfach, so wirksam. In Goldblums Keller lag das Gift, als würde es auf ihn warten. Goldblum hatte ihm erzählt, wie er einem Nazi auf dem Schwarzmarkt die Zyankalikapseln abkaufte. Es klang, als hätte Goldblum ihm gesagt: Nimm die Blausäure, und tu, was du für uns alle tun musst.

Er hatte sich neben den Jungen an den Beckenrand gesetzt. Im richtigen Moment leerte er die Kapsel in die Flasche. Dann stand er auf und ging.

VII

Als er aufwachte, brannten seine Augen. Das taten sie immer, wenn er zu wenig schlief. Es war ein Wunder, dass er überhaupt geschlafen hatte. Er frühstückte und duschte. Er dachte an den gestrigen Abend und fühlte sich mies. Ihn quälte die Vorstellung, an die Uni zu müssen. Er zog sich an und verließ bald seine Wohnung.

Auf seinem Schreibtisch im Philosophenturm lag ein Zettel, er möge Dr. Möller anrufen. Renate Breuer hatte auch die Telefonnummer aufgeschrieben. Stachelmann stöhnte leise. Er wählte die Nummer, erreichte den Psychiater aber nicht. Er sei nicht abkömmlich, sagte eine weibliche Stimme. Er möge in einer halben Stunde noch einmal anrufen. Stachelmann hätte fast gefragt, wer hier von wem etwas wolle.

Es klopfte an der Tür, sie öffnete sich, Anne streckte ihren Kopf hinein. »Na, hast du den Zug gekriegt?«

»Ja«, sagte er.

»Du siehst ja schlimm aus. Bist du krank?«

»Nein, nein«, sagte Stachelmann. »Ich habe mies geschlafen.«

»Ich auch«, sagte Anne. »Was ich fragen wollte: Hast du im Bundesarchiv angerufen und denen gesagt, du hättest dich vermehrt?«

Stachelmann schlug sich mit der flachen Hand an den Kopf. »Scheiße, ich hab's vergessen. Ich mache es heute noch. Ich werde dich als meine Assistentin einschmuggeln. Dann können sie schlecht nein sagen.«

»Ist ja interessant, Assistentin«, sagte Anne. »Wie schön, dass ich dir einen Wunsch erfüllen kann.«

Stachelmann sagte: »Nein, nein, so habe ich das nicht gemeint. Es wäre nur die einfachste ...«

Sie grinste und ging.

Was für ein wunderbarer Tag.

Er blätterte im Deutschlandarchiv, das er im Posteingang gefunden hatte. Seit einigen Nummern wurde darin gestritten über die sowjetische Deutschlandpolitik Anfang der fünfziger Jahre. Seine Aufmerksamkeit für diese Artikel schwand von Heft zu Heft. Sie verloren an Substanz und gewannen an Rechthaberei. So war es immer, wenn Streit unter Kollegen ausbrach. Am Anfang verfolgte Stachelmann die Debatte gespannt, um dann rasch das Interesse zu verlieren. Zuerst gab es den Inhalt, übrig blieb der Popanz. Stachelmann verglich die Kontroversen gerne mit dem Kampf der Hirsche zur Brunftzeit. Ein paar von den alten Diven der Zunft waren leicht beleidigt und in diesem Zustand nicht bereit, anzuerkennen, dass zwei und zwei vier sind, sobald der Konkurrent dies behauptete. Manche ritten sich so in den Sumpf, weil sie Recht haben mussten und auch auf Missverständlichem beharrten. Bohming, der Sagenhafte, der als Trabant mal um diesen und mal um jenen Planeten im Historikerkosmos kreiste, wartete ab, wie sich ein Streit entwickelte, um sich dann für eine Seite zu entscheiden. Stachelmann musste grinsen. Bohming war ein Filou, er war längst auf der höchsten Ebene aller Debatten angekommen, dort, wo Streit um seiner selbst willen ausgefochten wurde.

Stachelmann legte das Heft weg und griff zum Telefonhörer. Diesmal war Dr. Möller gnädig. »Könnten Sie noch einmal kommen?«, fragte er. Natürlich musste es gleich sein, der Doktor hatte gerade Zeit. Und was morgen werde, wisse man nie. Man lebe ja in Zeiten, wo man stündlich damit rechnen müsse, zu den Opfern eines Unfalls gerufen zu werden. Stachelmann war überzeugt, es war der Tag der Verrückten. Möller war hysterisch, Anne war komisch, Alicia hatte sowieso eine Meise.

Diesmal hatte Stachelmann Zeit, und so lief er zur Klinik. Dr. Möller begrüßte ihn freundlich, bot ihm einen Stuhl an und schwieg. Dann sagte er doch etwas. »Ich bin mir ganz sicher,

dass Sie Frau Weitbrecht nicht immer abgewiesen haben. Ich verstehe schon, es ist Ihnen unangenehm. Und an der Uni kann es Ärger geben.«

Stachelmann schaute ihn an. Er schüttelte den Kopf. Er begriff nichts. »Nein, Frau Weitbrecht ist Teilnehmerin meines Proseminars. Das ist alles.« Er hob den Zeigefinger. »Das ist nicht alles. Kurz nach Beginn des Seminars in diesem Sommersemester begann sie mir nachzustellen.«

Stachelmann glaubte Mitleid in Möllers Augen zu entdecken.

»Und dann haben Sie sich nicht mehr wehren können«, sagte Möller mit sanfter Stimme.

»Nein, verflucht!« Stachelmann erschrak über seine Stimme, sie war laut und durchdringend. »Das ist eine Hysterikerin. Die ruft alle paar Tage an und will mich besuchen. Weiß der Henker, warum sie sich vorgenommen hat, mir hinterherzulaufen.«

Möller lächelte. Es schien so, als sagte er: Ja ja, sprich dich aus. Ich glaube dir sowieso kein Wort. Er sagte: »Nun gut, wie dem auch sei, ich schätze, Sie haben eine Verantwortung für Frau Weitbrecht. Wenn Sie wollen, betrachten Sie diese Verantwortung als Ausfluss jener allgemeinen Verpflichtung, die wir Menschen gegeneinander haben, weil wir Menschen sind.«

Stachelmann hätte fast laut gestöhnt. Möller war mindestens genauso verrückt wie Alicia. Dem muss sie ein tolles Theater vorgespielt haben, dachte Stachelmann.

»Es wäre schön, Sie könnten sie gleich besuchen. Und wenn wir sie dann entlassen, sollten Sie den Kontakt nicht abbrechen. Wenigstens nicht gleich.«

Wer hatte diese Pfeife eingestellt? Stachelmann mühte sich, seinen Zorn zu unterdrücken. »Ich bin nicht Frau Weitbrechts Privattherapeut. Es mag schon sein, dass es der Frau gelungen ist, Sie davon zu überzeugen, dass ich ein herzloses Monster bin ...«

»O nein«, sagte Dr. Möller, »Frau Weitbrecht hält Sie für einen wunderbaren Menschen.« Seine Augen strahlten.

»Ich werde Frau Weitbrecht nicht besuchen. Und ich fände es gut, sie würde meine Seminare und mich möglichst großflächig meiden. Ich habe ihr keinen Anlass gegeben, auch nur zu träumen, es bestünde die geringste Chance, dass ich mehr mit ihr tun haben wollte als mit irgendeinem anderen Teilnehmer meines Seminars. Ich kann nicht einmal sagen, dass sie zu den Leuchten zählt.«

Dr. Möller lächelte freundlich: »Mir scheint, dass gerade Ihre Aufgewühltheit eine deutliche Sprache spricht ...«

Stachelmann stand auf. »Wissen Sie was, sagen Sie ihr, beim nächsten Mal soll sie ein Messer nehmen. Aber bitte die Pulsadern längs aufschneiden, sonst klappt es nicht. Habe ich mal irgendwo gelesen. Und jetzt wünsche ich Ihnen einen schönen Tag mit Ihrer Patientin. Vielleicht haben Sie ja Verwendung für sie.«

Er knallte die Tür zu und ging. Nach wenigen Schritten kam er sich hart vor, nach weiteren grausam. Einen Augenblick zog es ihn zurück, aber dann stellte er sich Dr. Möllers triumphierenden Gesichtsausdruck vor. Er ging schneller. Ein kalter Wind blies durch die Straßenschluchten, mitten im Sommer.

Der Mann war klein und fett. Er hatte eine Hornbrille auf der Nase. Er redete langsam, als würde es ihm Qualen bereiten, Ossi wurde ungeduldig. Der Dicke war einer der beiden Wirtschaftsermittler, die Taut angeheuert hatte. Sie hatten Hollers Akten in einem ersten Durchgang angesehen. Taut hatte sie überredet, ein Zwischenergebnis ihrer Prüfung vorzutragen.

Der Dicke hieß Steinbeißer. »Sie wissen, meine Herren, mein Kollege Tannhuber und ich finden es, na, sagen wir mal, nicht

ganz seriös, dass ich Ihnen schon etwas über Akten sage, die wir nicht genau prüfen konnten. Dafür war die Zeit zu kurz, wir werden noch wenigstens zwei Wochen damit zu tun haben. Aber Sie sagten, Sie hätten keine Zeit, Ihre verstorbene Kollegin, dringender Fall, wir verstehen das. Aber verstehen Sie bitte, wenn wir auf keinen Fall einen schriftlichen Zwischenbericht vorlegen. Es mag durchaus sein, dass unsere jetzigen Auskünfte sich im Licht des Ergebnisses als teilweise oder sogar ganz falsch herausstellen. Das ist gewiss unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich. Insofern hat das, was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, keinerlei Beweiskraft. Deshalb frage ich mich auch weiterhin, was Ihnen meine Angaben nützen sollen.« Er zuckte mit den Achseln und strich sich durch das fettige Haar.

»Und?«, fragte Taut.

Steinbeißer murmelte etwas, zu leise, als dass es jemand hätte verstehen können. Dann streckte er seine Schultern.

»Herr Holler ist ein reicher Mann, sofern er die beträchtlichen Gewinne seiner Firma nicht in der Spielbank abgegeben hat. Er besitzt die größte Immobilienfirma in Hamburg ...«

»Das habe ich auch in der Zeitung gelesen.« Es war Ossi herausgeplatzt. Steinbeißer belastete die Nerven seiner Zuhörer.

Der Wirtschaftsermittler warf Ossi einen scharfen Blick zu. »Die Bücher des Unternehmens werden jedes Jahr kontrolliert, und zwar von einem Wirtschaftsprüfer, dessen Kanzlei zu den besten Hamburgs zählt. Niemeyer & Söhne, Sie haben vielleicht davon gehört. Ich habe dort vor fast zwanzig Jahren ein Praktikum gemacht.« Er blickte stolz um sich. »Allerdings erst seit 1975.«

»Was seit 1975?«

»Erst seit diesem Jahr werden Hollers Bücher von Niemeyer & Söhnen geprüft.«

»Davor steht eine Firma in den Akten, die wir nicht kennen und die es nicht mehr gibt: Hansen Notare und Wirtschaftsprü-

fer. Das sagt der Stempel und steht im Briefkopf der Rechnungen. Die Firma hat nur fünf Jahre existiert, von 1971 bis 1975.«

Ossi sah seine Finger auf der Tischplatte trommeln. Taut warf ihm einen bösen Blick zu, zog die Augenbrauen zur Nase. Ossi steckte seine Hand in die Hosentasche.

»Da wir die Firma Niemeyer & Söhne für über jeden Zweifel erhaben halten, gut, frei von Irrtum ist niemand, aber es wäre nicht vernünftig, davon auszugehen, also daher haben wir uns die Bücher aus dem Jahr 1974 angeschaut.«

»Aha«, sagte Taut.

»Am 16. Juni 1974 starb Herrmann Holler. Sein Sohn war offenbar Alleinerbe, jedenfalls weisen die Bücher niemanden sonst aus. Herrmann Holler hinterließ seinem Sohn die Maklerfirma. Die war damals schon gut im Geschäft. Auf den Konten der Firma befanden sich mehr als eine Million als Liquidität. Das war damals mehr als beachtlich. Und dann gab es noch ein Sonderkonto, auf dem mehr als elf Millionen Mark angelaufen waren.«

Taut piffte durch die Zähne.

»Das besagt erst einmal gar nichts«, sagte Steinbeißer ungehört. »Stellen Sie sich vor, er hätte kurz vor seinem Tod ein Bürogebäude oder ein Mehrfamilienhaus verkauft und die Transaktion für seine Kunden über das eigene Konto laufen lassen. Dann wäre diese Summe leicht erklärbar. Wie dem auch sei. Das Geld landete nicht bei einem Kunden, sondern Holler behielt das Konto. Und es geschah zunächst nichts. Er legte das Geld nicht an und ließ sich eine Menge Zinsen entgehen.«

»Sie meinen, er hatte jahrelang elf Millionen gebunkert und machte nichts damit?«, fragte Ossi.

»Exakt.«

»Und dann, offenbar hat er das Geld schließlich doch angefasst?«

»Nach ein paar Jahren fing er an es auszugeben. Es handelt sich wohl durchweg um Überweisungen, keine Barabhebungen.«

»An wen?«, fragte Taut.

Steinbeißer blickte ihn unsicher an: »Ich habe hier eine Liste der Empfänger.«

»Wissen Sie, wofür er das Geld überwiesen hat?« Taut war unruhig.

»Ich kann das noch nicht überschauen. Da müssen mein Kollege und ich noch ein bisschen sortieren.«

»Keine Ahnung, wirklich?«

»Ich habe eine Vermutung«, sagte Steinbeißer. Er kaute auf einem Nagel und versteckte die Hand blitzschnell hinter seinem Rücken, als er die Blicke seiner Zuhörer merkte. »Es ist wirklich unseriös, was ich hier mache.«

»Wir verwenden es als Vermutung, nicht als Beweis. Damit warten wir, bis Sie alles gerichtsfest haben.«

Steinbeißer schien etwas erleichtert zu sein. »Gut, er hat von dem Geld andere Firmen gekauft. Maklerfirmen, Konkurrenten. Sehen Sie, ich habe bisher keine Kaufverträge, keine notariellen Urkunden gefunden. Ich rate gewissermaßen.«

»Aber Sie meinen, dass Sie richtig raten?«, fragte Taut.

Steinbeißer nickte.

»Na, das werden wir gleich wissen.« Er gab Steinbeißers Namensliste Kamm. »Such die mal raus.«

Kamm verließ den Raum.

Steinbeißer stand in der Mitte des Zimmers, Schweißperlen auf der Stirn. Taut dankte ihm und brachte ihn zur Tür.

Als Steinbeißer gegangen war, saßen sie schweigend da. Ulrike hatte immer in der Ecke neben Tauts Schreibtisch gesessen, der Platz war frei.

Taut blickte zu Ossi. »Haben deine Recherchen bei dem Historiker etwas ergeben?«

»Er hat 'ne hübsche Freundin«, sagte Ossi und zuckte mit den Achseln.

»Toll«, sagte Taut. Es klang genervt.

»Die elf Millionen, die waren so was wie eine Kriegskasse«, sagte Kurz.

»Noch besser.« Taut stand auf und streckte sich. »Aber wo kommt das Geld her? Der alte Holler hatte eine feine, aber kleine Maklerfirma. Einfach so elf Millionen auf der hohen Kante?«

»Ob die versteuert waren?«

»Das werden wir kaum rauskriegen. Ist sowieso verjährt. Und wenn einer hinterzogen hat, dann wohl eher der alte Holler. Damit werden wir den heiligen Maximilian kaum ärgern können.«

»Aber der hätte sich das wenigstens fragen können«, sagte Ossi.

»Vielleicht hat er das ja.«

»Wir werden ihn fragen müssen«, sagte Taut. »Ossi, du bist doch schon sein bester Freund. Mach du das mal.«

Ossi nickte. Typisch, dachte er. Im Krimi macht der Hauptkommissar so was selbst. In der Rufbereitschaft 3 der Hamburger Mordkommission schickt er seine Leute. Sitzt wie eine Spinne im Netz und wartet. Taut war geduldig, ein Meister logischer Schlüsse, das hatte er allen anderen voraus. Und eigentlich war es Ossi recht, noch einmal zu Holler zu gehen. Schließlich wollte er ihn fragen, ob sein Vater in einem KZ gesessen habe. Inzwischen fand Ossi diese Frage abwegig, aber er hatte sich vorgenommen, sie zu stellen. Ist mal was anderes, dachte er.

»Kann ich meinen Historikerspezi mitnehmen?«

Taut überlegte eine Weile. »Wenn er sich zurückhält.

Ich möchte keinen Ärger kriegen. Das ist eine polizeiliche Ermittlung.«

Sie bildeten Jack zum locksmith aus. An eine bessere Schulbildung oder den Besuch einer Universität war nicht zu denken. Seine Pflegeeltern waren nicht reich, aber auch wenn sie reich gewesen wären, er war nicht ihr Sohn. Es erstaunte ihn, seine Hände waren zu etwas zu gebrauchen. Er lernte feilen und begriff die Gesetze der Mechanik. Bald hatte er einen guten Ruf in der Werkstatt. Er bekam weniger Schläge als die beiden anderen Lehrlinge. Dafür verprügelten Joe und Phil ihn, warfen ihm vor, sich aufzuspielen auf ihre Kosten. Sie ertrugen nicht, dass er besser war als sie. Und sie hassten ihn umso mehr, weil er Deutscher war. Sie betrachteten ihre Quälerei als ihren Beitrag zum Krieg. Sie schwärzten ihn an, schoben ihm schlechte Werkstücke unter und stahlen seine Arbeiten. Sie verschmutzten seinen Arbeitsplatz mit Eisenspänen und Öl. Der Meister ahnte, was sich abspielte. Er griff nicht ein, bestrafte Jack hin und wieder, wenn Joe und Phil ihm etwas anhängten. Die Strafe bestand meist aus Überstunden. Jack begriff bald, die Überstunden waren dem Meister recht. Sie brachten ihm Gewinn.

Und doch war Jack glücklich, etwas entdeckt zu haben, das ihn befriedigte. Er lernte seine Hände zu gebrauchen, um Kunstwerke zu schaffen. So nannte er für sich, was er in seiner Lehrzeit feilte und zusammenbaute. Zahnräder liebte er am meisten. Mit ihnen konnte man auf vielfältige Weise Kraft übertragen. Er lernte Übersetzungsverhältnisse zu berechnen und aufwändige Antriebe zu konstruieren. Bald konnte er die Getriebe von Traktoren reparieren, das brachte seinem Lehrherrn neue Kunden und Geld, Jack verschaffte es die Anstellung als Hilfsarbeiter. Jack war dankbar, Deutsche wurden nicht gern beschäftigt. Die

Leute auf dem Land waren misstrauisch. Da nutzte es wenig, dass Jack Jude war. Für Engländer blieben Deutsche immer Deutsche. Aber immerhin, sie ließen ihn lernen. Es ging ihm besser als seiner Familie. Die, so munkelten manche, sei längst tot. Die Juden würden ermordet, sagten einige. Sie hätten es im Radio gehört. Es klang nicht so, als würden sie es glauben. Sie sagten Jack, im Weltkrieg habe die Propaganda auch gelogen, warum sollte sie es in diesem Krieg nicht tun?

VIII

Anne hatte ihn in die Mensa eingeladen. Sie aß Spaghetti und einen Salat, er Kohlrouladen. Das Essen war besser als sein Ruf. Es war Mode, das Mensaessen schrecklich zu finden. Stachelmann störte das Geklapper und Gerede der Leute um ihn herum. Anne schien es nichts auszumachen.

»Übermorgen geht's endlich los, ich freue mich schon«, sagte Anne.

»Vergiss die Zahnbürste nicht.« Die Vorstellung, in zwei Tagen mit Anne zu verreisen, stimmte ihn fröhlich. Von Alicia hatte er nichts mehr gehört. Er war inzwischen ein wenig stolz über seinen Auftritt bei Dr. Möller. Er erzählte Anne davon.

Sie hörte aufmerksam zu, ließ sogar ihre Spaghetti kalt werden. »Und du hast keine Angst, die macht das noch mal?«

Er hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Ich glaube, sie macht das mit Methode und versteht von Autos mehr, als sie zugibt.«

»Und wenn nicht?«

»Ich habe nichts getan, sie auf diesen Wahnsinnstrip zu bringen. Gar nichts. Und deshalb bin ich auch nicht verantwortlich.«

»Schon richtig. Aber es bleibt ein blödes Gefühl, oder?«

»Ja. Aber soll ich deswegen am Krankenbett sitzen und Händchen halten? Um von anderen Dingen gar nicht zu reden.« Stachelmann fühlte sich stark. So fühlte er sich immer, wenn er nicht zweifelte. Er hatte sich in letzter Sekunde aus einem Schlamassel befreit. Wenn die Not am größten war, hatte er noch immer eine Lösung gefunden. Er ließ die Dinge oft schleifen, brachte sich in Bedrängnis. Ihm fiel der Berg der Schande ein, seine Laune sank.

»Übrigens, Ossi hat heute Morgen angerufen. Er will, dass ich

mitkomme zu Holler. Ich soll mir den mal anhören. Seit sie diesen Artikel über die SS bei der toten Polizistin gefunden haben, reiten sie auf der Sache herum.«

»Das ist bestimmt Quatsch. Aber ein interessanter. So, so, wird der Dr. Stachelmann also Detektiv.«

Stachelmann grinste. »Kannst dich ja als Doktorin Watson versuchen.«

»Sehr witzig! Aber erzähl mal, was der Holler für einer ist.«

»Das bleibt ewig mein Geheimnis«, sagte Stachelmann.

»Jedenfalls für Leute, die weder Watson noch Assistentin sein wollen.«

»Oh, du irrst. Assistentin bin ich, aber nicht von dir, sondern von Herrn Professor Bohming. Und ich bin es gerne.«

Ossi holte ihn ab.

»Ganz ohne Blaulicht?«, fragte Stachelmann.

Ossi antwortete nicht. Er fuhr zügig auf der Reeperbahn in Richtung Blankenese.

»Die einzige Spur, die wir haben, ist wohl ein Schuss in den Ofen. Wenn an der Sache was dran wäre, würde mein Chef persönlich seinen Arsch in Bewegung setzen. Der will sich nachher nicht nachsagen lassen, er habe nicht alles versucht. Sogar einen Historiker habe man in die Ermittlungen eingeschaltet und Wirtschaftsermittler und die Heilsarmee und den HSV.« Ossi war sauer.

»Bist nicht gern der Laufbursche«, sagte Stachelmann.

»Wann wirst du Abteilungschef oder wie das bei euch heißt?«

»Könnte ich längst sein. Ich habe nur ein paar Lehrgänge ausgelassen. Und nun fragen Sie mich nicht mal mehr.«

»Dann sag doch, du hättest jetzt richtig Bock drauf, Superbulle zu werden.«

»Wenn ich mal wüsste, ob ich so einen Bock darauf habe. Heute schon, und immer wenn ich mich ärgere. Sonst weniger.«

Stachelmann lachte. »Dann geht's dir so wie mir.«

Ossi blickte ihn erstaunt an, dann riss er das Steuer herum. »Scheiße«, sagte er. »Radfahrer sind wie Schmeißfliegen. Die tauchen überall auf, wo sie keiner haben will.« Er fuhr sich mit der Hand durch die roten Haare.

»Inwiefern ist das bei dir so wie bei mir?«

»Ich komm auch nicht zu Potte. Jedenfalls nicht so richtig. Und weil das so ist, schmeißen sie mich irgendwann raus.«

Ossi bremste vor einer Ampel. Er schaute Stachelmann an. »Das hätte ich nicht gedacht«, sagte er.

Ein Auto hinter ihnen hupte.

Ossi winkte nach hinten und fuhr los. »Der hat's aber eilig.«

Holler empfing sie in seiner Villa. Ossi stellte Stachelmann als einen Kollegen vor. Stachelmann verstand nichts von den Dingen, die er sah, als Holler sie vom riesigen Flur in ein noch größeres Zimmer führte. Nur, dass alles teuer aussah, der polierte Marmorboden, die Wandteppiche, die Bilder und Leuchter. Eine Mischung aus Antik und Modern, die Stachelmann als harmonisch empfand. In dem Zimmer stand ein riesiges Bücherregal, manche Bücher waren in Leder eingeschlagen, aus anderen ragten Zettel hervor. Holler bot ihnen Sessel an in einer kleinen Sitzecke mit einem Tisch. Sonst war nur ein kleiner Schreibtisch mit einem Lederstuhl im Raum. Auf beiden Tischen standen Telefonapparate. Auf dem Schreibtisch sah Stachelmann aufgeschlagene Bücher und einen Notizblock. Er versuchte, die Titel der Bücher zu entziffern. Offenbar handelten sie vom Yachtsegeln.

Sie tauschten Belangloses über Wetter und Jahreszeit aus, dann fragte Ossi: »Aus Ihren Unterlagen geht hervor, dass Ihr

Vater Ihnen neben der Firma rund elf Millionen Mark bar hinterlassen hat, auf einem eigenen Konto. Es gibt auf dieses Konto nur eine Einzahlung, das sind die elf Millionen. Wo kommt das Geld her?«

Holler schaute ihn eine Weile an. »Ich weiß es nicht. Mein Gott, das ist ein Vierteljahrhundert her. Er wird es verdient haben. Er war ein fleißiger Mann, ich verdanke ihm viel.«

Ossi schaute aus dem Fenster. Es führte in den Garten. Dort war Hollers Tochter vergiftet worden.

»Also, ich weiß noch, dass mein Vater mir vor dreißig Jahren einmal zweihundert Mark in die Hand drückte, damit ich mir ein Fahrrad kaufen konnte«, sagte Stachelmann.

Ossi warf ihm einen bösen Blick zu.

Holler stand auf und begann hin und her zu laufen. »Die Menschen sind nicht gleich, ihr Gedächtnis schon gar nicht. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, aber in meinem Beruf hat man oft mit großen Summen zu tun. Letzten Monat zum Beispiel habe ich einen Bürokomplex in der City Nord für knapp dreißig Millionen verkauft.«

Ossi kratzte sich am Kinn. »Wenn Ihr Vater oder Sie, sagen wir mal, vergessen haben sollten, Steuern zu bezahlen, es wäre mir egal. Es wäre verjährt, außerdem arbeite ich nicht beim Finanzamt.«

Holler nickte fast unmerklich. »Sehr freundlich, dass Sie darauf hinweisen. Aber ich habe noch nie vergessen, Steuern zu bezahlen.« Er betonte das Wort »vergessen«.

»Sie können uns also nicht erklären, woher die elf Millionen kommen?«, sagte Ossi.

»Vielleicht hat mein Vater kurz vor seinem Tod ein paar gute Geschäfte gemacht. Ich habe mich damals nicht darum gekümmert.« Holler war immer noch in Bewegung.

»Außerdem, was hat das mit dem Mord an meiner Tochter zu tun?«

»Es könnte sein, dass da noch eine Rechnung offen ist. Vielleicht hat Ihr Vater etwas getan, was einem anderen nicht gefallen hat. Sosehr missfallen hat, dass er alles umbringen will, was den Namen Holler trägt.«

»Dann hätte er sich an mich wenden müssen. Wir hätten eine Lösung gefunden. Wenn er Geld gefordert hätte, dann hätte er welches bekommen, wenn auch nur der Verdacht begründbar gewesen wäre, dass mein Vater ihm Unrecht getan haben könnte.«

Stachelmann bewunderte die Wortwahl. Etwas gestelzt, aber genau.

Die Tür sprang auf. Ein Kind rannte in den Raum, rief »Papa! Papa!« und zeigte ihm ein Spielzeugauto.

»Ist es kaputt?«, fragte Holler.

»Auto putt«, sagte der Junge.

In der Tür erschien eine Frau, jung und schön. Ein Anflug asiatischer Exotik. »Es tut mir Leid, Herr Holler. Ich war einen Moment in der Küche, und schon ist es passiert.«

»Es macht nichts«, sagte Holler. »Es macht nichts.« Sein Gesicht verfinsterte sich. »Man kann ein Kind nicht vierundzwanzig Stunden festbinden. Und weil man es nicht kann, sind Sebastian und Valentina gestorben.«

Die Frau erbleichte.

Holler winkte ab. »Nehmen Sie ihn wieder?«

Der Kleine ergriff bereitwillig die Hand der Frau, sie verließen den Raum. Holler stellte das Spielzeugauto auf den Tisch.

»Wir müssen mit den Maklern sprechen, deren Firmen Sie gekauft haben«, sagte Ossi.

»Wenn Sie es müssen.«

»Unter denen gibt es keinen, der Grund hätte, sich an Ihnen zu rächen?«

»Das hat mich schon einmal jemand gefragt. Sehen Sie, ich habe veranlasst, dass unabhängige Gutachter den Wert jeder Firma schätzen, die ich kaufen wollte. Ich habe acht Firmen gekauft, und acht Mal haben die Leute einen Haufen Geld gekriegt. Die haben ausgesorgt, warum sollten Sie mich hassen? Da gab es kein Gefeilsche, sondern Preise, wie sie in einer Konjunktur bezahlt werden. Damals war die Branche aber im Abschwung.«

»Haben Sie die Namen der Käufer?«

»Die stehen doch in den Akten, die Sie mitgenommen haben.«

»Wir müssten sie heraussuchen. Sie haben sie bestimmt parat.« Ossi hoffte auf Abweichungen zwischen der Liste der Wirtschaftsermittler und Hollers Zusammenstellung. Vielleicht entdeckte er etwas, das Holler verbergen wollte. Aber optimistisch war er nicht.

Holler griff nach dem Hörer des Telefons auf dem Tisch.

Er drückte einen Knopf und bat irgendjemanden, die Käuferliste zusammenzustellen und sie ans Präsidium zu faxen. »Wenn Sie wieder im Präsidium sind, haben Sie die Liste auf Ihrem Schreibtisch«, sagte Holler.

Ossi warf Stachelmann einen Blick zu. »Danke. Eine ganz andere Frage. Wann hat Ihr Vater das Maklerbüro gegründet?«

»1946.«

»Woher hatte er das Geld dazu?«

»Keine Ahnung. Aber es war nicht schwer, so ein Büro zu eröffnen. Das ist es heute noch nicht. Wenn ich mir so anschau, wer alles Maklerbüros aufmacht. Nein, man braucht die Kunden und vor allem deren Vertrauen. Das wächst in den Jahren, wenn man anständig arbeitet. Das habe ich von meinem Vater gelernt, ab und zu verzichtet man auf einen Vorteil, um auf lange Sicht

umso besser dazustehen. Das ist gewissermaßen unsere Firmenphilosophie. Man wird in dieser Branche nur etwas, wenn man zu Geschäftspartnern, aber auch zu Wettbewerbern fair ist.«

»Was machte Ihr Vater, bevor er Makler wurde?«

»Er war ein Kollege von Ihnen, er war Polizist. Er hat wenig darüber erzählt. Das kann man ja verstehen, es war eine furchtbare Zeit. Er hatte einen angeborenen Herzschaden, wurde nicht zur Wehrmacht eingezogen, sondern blieb bei der Polizei. Mehr hat er mir nicht gesagt.«

Holler setzte sich hin. Er war ruhig. »Sie wollen jetzt bestimmt fragen, was er bei der Polizei war. Ich weiß es nicht.«

»Und er lebte während des gesamten Kriegs in Hamburg?«, fragte Stachelmann.

»Ich glaube schon.« Er zögerte. »Nein, ich erinnere mich dunkel. Er hat einmal gesagt: Wie gut, dass sie mich für ein paar Monate nach Russland schickten. Er meinte damit, dass er nicht in Hamburg arbeitete, als dieser furchtbare Bombenangriff war.«

»Und was hat er in Russland gemacht?«

»Polizeiarbeit, nehme ich an. Er hat nie darüber gesprochen.«

»Auch nicht, dass er in der SS war oder SS-Dienststellen unterstand?«

Holler schaute Stachelmann streng an. »Ich habe vorhin Ihren Namen nicht verstanden.«

»Dr. Stachelmann.«

»Sie sind kein Polizist.«

»Ich bin Historiker.« Stachelmann verfluchte innerlich den Schweiß, der ihm gleich auf die Stirn treten würde.

Holler wandte sich an Ossi: »Sie geben sich ja richtig Mühe.« Dann schaute er Stachelmann an.

Stachelmann wusste nicht, wie er diese Äußerung verstehen sollte. Er nickte.

»Glauben Sie, dass ich meine Tochter ermordet habe, und auch noch meine Frau und meinen Sohn?« Er richtete die Frage an Ossi.

»Nein«, sagte Ossi.

»Warum ermitteln Sie dann gegen mich?«

»Wir ermitteln nicht gegen Sie. Ich gebe zu, wir stochern im Nebel. Wir packen dort an, wo wir anpacken können.«

»Und landen womöglich in der Sackgasse. Wirbeln alles auf, richten Schaden an, finden den Mörder nicht. Wenn Sie so weitermachen, verliere ich auch noch meinen Ruf. Und der ist die Grundlage meiner Existenz, wie ich Ihnen vorhin erklärt habe. Sie sollen den Mörder meiner Tochter fangen und nicht mich zugrunde richten. Sie haben das doch verstanden?«

Ossi nickte. »Wir werden so behutsam vorgehen wie möglich.«

»Sie finden den Mörder aber nicht in meinen Geschäftsbüchern und nicht in der Biografie meines Vaters. Meine Tochter lebte noch nicht, als er starb.«

Stachelmann merkte erstaunt, der coole Holler wurde zornig.

Aber binnen Sekunden wurde Holler wieder freundlich. »Sie tun ja nur Ihre Pflicht. Nehmen Sie mir bitte meine Erregung nicht übel. Schließlich geht es« – er wischte sich mit dem Handrücken über die Augen, die Stimme erstarb kurz –, »schließlich geht es um meine Familie.« Er wandte sich an Stachelmann. »Erzählen Sie mir etwas über sich. Warum beschäftigt Sie dieser Fall?«

»Herr Winter hat mich gebeten.«

»Aber doch nicht einfach so.«

»Ich befasse mich mit der Nazizeit, vor allem dem KZ-System.«

»Also mit SS, Reichssicherheitshauptamt, Gestapo und so weiter.«

»Ja.«

»Was ist Ihr aktuelles Projekt?«

»Buchenwald.«

»Das KZ Buchenwald, bei Weimar. Ich war mal dort. Schauerhaft. Was Menschen anderen Menschen antun können.« Holler stand auf und ging zu einem Bücherregal. »Ich hatte doch mal einen Band über Buchenwald. Na ja, jetzt finde ich den nicht, und Sie haben bestimmt schon alles gelesen, was es darüber gibt.«

»Kaum. Vor allem nicht alle Akten. In den Semesterferien will ich die Lücken schließen.«

»Dann geht's also in die Archive?«

»Ja, nach Berlin und nach Weimar.«

»Da ist was im Busch«, sagte Stachelmann, als sie wieder im Auto saßen. »Er hat sich mehr über die Frage nach seinem Vater aufgeregt als über die nach dem Geld. Und dann hat er den Schalter wieder umgelegt und wurde scheißfreundlich.«

»Ja«, erwiderte Ossi. Er rümpfte die Nase. »Der Holler ist bestimmt nicht so heilig, wie er tut. Er hat eine Leiche im Keller und will nicht, dass wir sie finden. Aber diese Leiche hat vielleicht gar nichts zu tun mit den Morden. Als alter Kriminalist glaube ich ans Geld.«

»Mag sein«, sagte Stachelmann. »Ich bin aber kein Kriminalist.«

Ossi bremste, sie standen am Ende eines Staus. Er fluchte. Das Autotelefon klingelte. Ossi nahm ab und meldete sich: »Kastor 3.« Er hörte eine Weile zu, dann sagte er: »Okay. Ich stecke im Stau. So schnell es geht.« Er griff auf die Rückbank und nahm das Blaulicht. Er öffnete das Fenster und stellte das Licht aufs Dach. Dann schaltete er die Sirene ein. Langsam wichen die Autos zur Seite. Ossi quälte sich durch das Gedränge. Böse Ge-

sichter schauten sie an.

»Was ist los?«, fragte Stachelmann.

»Wir sollen zum Polizeipräsidenten. Sofort.«

Der Polizeipräsident empfing sie gleich. Er bot ihnen keinen Sitz an. Ossi hatte gerade die Tür hinter ihnen geschlossen, da fing der Präsident an: »Wer sind Sie denn?«, fragte er Stachelmann.

»Dr. Stachelmann.«

»Und was haben Sie in Ermittlungen einer meiner Dienststellen zu suchen?«

»Ich wurde dazugebeten.«

Der Präsident schaut Ossi zornig an. »War das Ihre Idee?«

»Gewissermaßen«, sagte Ossi. Stachelmann merkte, Ossi dachte nicht daran, seinen Chef zu belasten. Es war Tauts Idee gewesen.

»Gewissermaßen!«, brüllte der Präsident. »Gewissermaßen! Vielleicht geben Sie mir eine vernünftige Antwort?«

»Ja«, sagte Ossi.

»Was ja? Ihre Idee? Oder Ihre freundliche Bereitschaft, eindeutig zu antworten?«

»Beides.«

»Sie wollen sich wohl lustig machen ...« Der Polizeipräsident brach ab. Er setzte sich auf einen großen Stuhl hinter einem mächtigen Schreibtisch und schwieg.

Stachelmann amüsierte sich über die Ölschinken an der Wand, die Ruhmreiches aus der Hansezeit berichteten. Kogge in schwerer See. Marktplatz und Hafen. Er sah Ossis Finger hinter dem Rücken zittern.

Der Polizeipräsident bat sie mit einem ungeduldigen Fingerzeig, sich zu setzen. Ossi holte einen Stuhl, der an der Wand stand, Stachelmann setzte sich auf den Stuhl vor dem Schreib-

tisch.

»Wie kommen Sie dazu, jemanden in eine Ermittlung zu verwickeln, der keine polizeilichen Befugnisse hat?«, fragte er Ossi. Man sah ihm die Mühe an, die es ihm bereitete, ruhig zu bleiben.

»Der Fall hat vielleicht eine historische Dimension«, erwiderte Ossi. »Möglicherweise liegt der Schlüssel zur Lösung in der Vergangenheit. Außerdem, wenn Sie mir die Bemerkung gestatten, ziehen wir immer mal wieder Experten heran, die auch keine polizeilichen Befugnisse besitzen.«

Der Präsident nickte. »Aber nicht zu Vernehmungen.«

»Doch, manchmal sind Psychologen dabei. Außerdem haben wir Herrn Holler nicht vernommen, sondern uns bemüht, Informationen zu gewinnen, die uns vielleicht auf die Spur des Täters bringen. Und da fand ich es wichtig, jemanden mitzunehmen, der sich in der Geschichte auskennt.«

»Und was hat die Befragung ergeben?«

»Dass vielleicht der alte Holler Dreck am Stecken hatte. Aber das führt uns eher nicht weiter.«

»Der alte Holler?«

»Der war gewissermaßen Kollege«, sagte Ossi.

»Ich weiß«, sagte der Präsident. »Ich fürchte, viele Kollegen aus dieser Zeit haben Dreck am Stecken. Die Polizei unterstand Himmler. Nun hat natürlich nicht jeder Schupo Verbrechen begangen, auch nicht jeder Kriminalbeamte. Aber mit reiner Weste standen die Herren nicht da nach 45. Wenn ich nur an die Judenverfolgung denke. Das hätten die Nazis ohne Polizei gar nicht hingekriegt. Den Deportationsbefehl zustellen, die Leute aus der Wohnung holen, sie bewachen auf der Moorweide, sie zu den Zügen bringen. Das hat die SS allein nicht geschafft. Und glauben Sie, jeder Kripomann hat sich dagegen gewehrt, quasi eine Art Hilfsorgan der Gestapo zu sein? Diese braune Soße

kommt immer wieder hoch.« Er wandte sich an Stachelmann.
»Sie sehen das gewiss genauso?«

»Ja.«

»Wissen Sie, mein Vater war sozialdemokratischer Funktionär und Bürgerschaftsabgeordneter. 1935 haben die Nazis unsere Familie ins Exil getrieben. Ich bin gewissermaßen gebürtiger Franzose. Na ja, das tut hier nichts zur Sache. Nur Maximilian Holler, der hat mit all dem nichts zu tun, selbst wenn sein Vater ein Nazi war.«

Die Tür öffnete sich. Die Sekretärin des Präsidenten erschien mit einem Zettel in der Hand. Der Präsident las den Zettel und blickte auf seine Armbanduhr: »Sagen Sie das Mittagessen mit dem Herrn ab.« Die Sekretärin zog die Augenbrauen kaum sichtbar hoch, drehte sich um und verschwand.

Der Präsident putzte sich die Nase. »Sie haben es natürlich längst erraten, Herr Holler hat gleich bei mir angerufen, nachdem Sie dort weg waren. Er hat sich beklagt, Sie ermitteln nicht gegen den Mörder seiner Tochter, sondern gegen ihn. Sie graben alte Geschichten aus, die vielleicht einen Historiker« – der Präsident nickte Stachelmann zu – »interessieren, aber nicht die Polizei. Haben Sie keine andere Spur?«

Ossi schüttelte den Kopf. »Wir haben alles abgegrast. Wir suchen bisher vergeblich den Fahrer des Mercedes, der die Kollegin Kreimeier auf dem Gewissen hat. Wir wissen nicht einmal, ob der eine Fall etwas zu tun hat mit dem anderen. Wir haben im Fall Holler nicht einmal den Schatten eines Verdachts oder eines Motivs. Das Einzige, was wir wissen, ist, dass in der Familie Holler etwas nicht stimmt.«

»Und was?«

»Da gibt es ein Konto von elf Millionen, ohne dass klar ist, woher das Geld kommt ...«

Es klopfte an der Tür. »Herein!«, rief der Präsident. »Wo haben Sie denn gesteckt? Da gibt man Geld für Funkgeräte und

Handys aus und erreicht seine Mitarbeiter trotzdem nicht.«

Taut antwortete nicht. Er holte sich einen Stuhl und setzte sich neben Ossi.

»Wir reden gerade über die Fälle Holler und Kreimeier. Sie kommen nicht voran, Herr Taut. Warum?«

Taut und Ossi schauten sich kurz an.

»Wir haben eigentlich nichts in der Hand«, sagte Taut.

»Eigentlich, was heißt eigentlich?«

»Nichts Handfestes. Aber ein paar Unstimmigkeiten bei Herrn Holler.«

»Dessen Familie immerhin das Opfer eines Serienmörders ist.«

»Nicht einmal das wissen wir.«

Der Präsident lehnte sich nach hinten. »Wir können doch den Leuten nicht sagen: Hier läuft einer rum und bringt Frau und Kinder eines angesehenen Bürgers dieser Stadt um, und die Polizei weiß nichts und tut nichts. Mir laufen die Pressetypen seit Tagen die Bude ein. Ich soll endlich eine Pressekonferenz machen, damit sie uns danach noch besser schlachten können. Ich kann mich dem nicht ewig entziehen. Herr Taut, ich erwarte ja gar nicht, dass Sie mir morgen gleich den Mörder liefern, aber ich möchte doch gern mitteilen, dass wir wichtige Spuren verfolgen.«

»Die Spur Holler ist doch gut.« Als Stachelmann die Mienen der anderen sah, wusste er, er hätte besser geschwiegen.

»Herr Dr. Stachelmann, Sie meinen, ich soll vor die Presse treten und sagen: Wir haben zwar keinen Mörder, aber über das Opfer, und Holler ist ein Opfer, über das können wir dies und jenes Abträgliche vermuten.« Der Präsident schüttelte den Kopf.

Stachelmann berührten die Ausbrüche des Präsidenten nicht. Er konnte jederzeit aufstehen und gehen. Er empfand sich als Zuschauer in einem Theaterstück. »Ich glaube, Hollers Vater hat

keine Polizeiarbeit gemacht, jedenfalls nicht in Russland. Womöglich gehörte er zu den Polizeibataillonen, die in Russland Juden und Bolschewiken ermordet haben.«

Taut und Ossi schauten ihn erstaunt an.

Der Präsident schnaubte. »Das wird ja immer doller. Der Vater des Opfers ist also ein Massenmörder.«

»Das wäre möglich«, sagte Stachelmann.

»Und das soll ich der Presse erzählen?«

»Nein«, sagte Stachelmann, »aber ich würde dieser Spur folgen.«

»Selbst wenn Sie Recht hätten, was hat das dann mit den Morden an der Frau und den Kindern zu tun? Und selbst wenn Holler senior bei diesen Polizeieinheiten war, warum bringt dann jemand seine Schwiegertochter und Enkel um? Die Ermordeten kaum, und deren Nachfahren, wie sollen die wissen, wer ihre Leute umgebracht hat? Das waren für die fremde Soldaten, einer so deutsch wie der andere. Das sind doch Hirngespinnste, Herr Dr. Stachelmann.«

Stachelmann stand auf und sagte: »Herr Präsident, ich wollte nur meine Meinung sagen. Wenn Sie darauf keinen Wert legen, dann spinne ich lieber an der Uni weiter. Auf Wiedersehen!«

Der Präsident antwortete nicht, Taut und Ossi schwiegen.

Als Stachelmann den Türgriff in der Hand hatte, sagte der Präsident. »Sie können doch das, was wir hier besprochen haben, für sich behalten?«

Du meinst, dass dir der Arsch auf Grundeis geht so kurz vor den Wahlen? dachte Stachelmann. Es gefiel ihm, so derb zu denken. Er schloss die Tür hinter sich.

Auf seinem Schreibtisch im Philosophenturm lag ein Zettel. »Melde dich, Anne« stand darauf. Stachelmann ging zu ihrem Zimmer, es war kleiner als seines, aber gemütlicher. Dazu reich-

ten ein Blumentopf und zwei Bilder an der Wand, die Hamburger Stadtansichten zeigten. Gewissermaßen wie beim Präsidenten, nur nicht in Öl.

»Ich bin neugierig, verzeih. Wie war's bei Holler?«

Stachelmann berichtete kurz vom Gespräch mit Holler, länger vom Besuch beim Polizeipräsidenten.

Anne lachte. »Da hast du dich ja schön in die Nesseln gesetzt. Wenn du so weitermachst, landest du in Fuhlsbüttel bei den schweren Jungs. Und glaub bloß nicht, ich mogle dir eine Feile in den Kuchen.«

»Nein, aber vielleicht kommst du mit an den Strand?«

Sie schaute ihn an und fragte: »Zum Baden?«

»Wenn du willst, so Richtung Scharbeutz und Haffkrug.«

Ossi fluchte. Er versuchte Stachelmann anzurufen, aber niemand nahm ab. Er kriegte schließlich Renate Breuer an den Apparat. Sie wusste nicht, wo Stachelmann sich aufhielt. Seine Handynummer kannte sie nicht. Ossi knallte den Hörer auf die Gabel. »Ich versuch es später noch einmal.«

Er nahm das Fax auf seinem Schreibtisch in die Hand. Es war die Liste jener Makler, die ihre Firmen an Holler verkauft hatten. »Soll ich die mal abklappern? Der Kollege Kamm hat die Adressen herausgesucht.«

»Ja«, sagte Taut. »Wir hatten doch schon so lange keinen Ärger mehr mit dem Präsidenten.«

Ossi blickte ihn fragend an.

»Na, was meinst du, was passiert, wenn einer von den Geschäftspartnern Hollers, die du jetzt befragst, sich bei Holler und der sich beim Präsidenten beschwert?«

»Ich habe nicht gehört, dass uns jemand verboten hätte, die Leute zu befragen.«

»So schlau ist der Präsident auch. Und wenn wir den Täter in diesem Kreis finden sollten, dann wird der Präsident der Erste sein, der es geahnt hat.« Taut klang bitter.

»So schlimm ist er nun auch wieder nicht.«

»Übrigens, nachher kommt die Neue.«

»Seit wann weißt du das?«

»Ich hatte es vergessen.«

Es war nicht das erste Mal, dass Taut seinen Kollegen Informationen vorenthielt. Ossi winkte ab, er würde seinen Chef nicht mehr ändern. Taut grübelte vor sich hin und vergaß manchmal seine Umwelt. Die Zahl seiner Vorzüge war größer als die seiner Schwächen.

»Kommt vom Kommissarlehrgang«, sagte Taut. »Hat erstklassige Bewertungen.«

Sie wird Ulrike nicht ersetzen können, dachte Ossi. Er schloss die Tür hinter sich. Nun würde Taut lange am Schreibtisch sitzen, in Akten blättern oder an die Wand starren. Fast konnte man glauben, Wände lösten Rätsel.

IX

»Ich muss mein Badezeug packen«, sagte Anne. »Hoffentlich kriegt Bohming das nicht spitz. Ich komme mir vor wie in der Schule. Schwänzen!«

»Der Sagenhafte ist nicht da«, sagte Stachelmann.

»Jedenfalls steht sein Auto nicht auf dem Parkplatz. Wahrscheinlich ist er der Oberschwänzer.«

»In einer halben Stunde bin ich wieder hier, und dann geht es los.«

Stachelmann nahm sich ein Referat vom Stapel. Es stammt von einem der vielen Studenten, die ihre Arbeit nicht im Seminar vorstellen konnten. Zu viele Studenten oder zu wenig Stunden, wie man es sehen wollte. Es handelte vom Röhm-Putsch und kaute wieder, was andere schon Dutzende Mal geschrieben hatten. Stachelmann ermahnte sich. Er konnte von Studenten nicht erwarten, dass sie die Geschichte neu schrieben. Er schaffte nicht einmal den ersten Satz seiner Habilitationsschrift.

Der Röhm-Putsch also, in dem Hitler die SA enthauptete, weil sie im Weg stand, nachdem sie ihm die Straße freigeprügelt hatte. Die Wehrmacht wollte der einzige Waffenträger des Reichs sein, Hitler tat den Generälen den Gefallen und räumte die Konkurrenz weg. Nun gab es keine Hindernisse mehr auf dem Weg in den Krieg. Manche dieser Generäle würden nach der Niederlage behaupten, Hitler habe sie zum Krieg gezwungen. Dabei hatten sie schon zu Weimarer Zeiten die Revanche geplant für das Diktat von Versailles. Das stand nicht im Referat. Stachelmann überlegte, ob er es anmerken sollte. Es wäre zu viel verlangt. Er entschied sich, das Referat mit einer Zwei zu benoten.

Er blickte aus dem Fenster. Eine Wolkenwand schob sich vor

die Sonne. Bald würde es regnen.

Es klopfte, im selben Moment öffnete Anne die Tür.

»Das wird wohl nichts mit dem Baden«, sagte sie. »Jedenfalls nicht in der Ostsee.«

»Dann lass uns wenigstens spazieren gehen«, sagte Stachelmann.

Das Telefon klingelte. Stachelmann zögerte, dann nahm er den Hörer ab.

Es war Ossi.

»Der Präsident ist sauer auf dich, stinksauer.«

»Na und?«

»Das heißt, dass du raus bist aus den Ermittlungen.«

»Ich bin sowieso eine Fehlbesetzung.«

Anne schaute ihn streng an.

»Das bestimmt nicht. Aber die einzige vernünftige Spur führt zu den Maklern, die Holler vom Markt gedrängt hat.«

»Dann kriegst du wieder Ärger«, sagte Stachelmann.

»Der Präsident wird toben.«

»Kann sein, aber wenn wir auf diesem Weg den oder die Täter finden, wird er uns lieben.«

»So ist das mit der Liebe. Man findet sie oder eben nicht. Du bist jedenfalls auf dem besten Weg zum Glück«, sagte Stachelmann.

Anne grinste.

»Wie geht's deiner netten Kollegin?«

»Ganz gut, glaube ich.«

»Wir können ja bald wieder mal einen saufen gehen.«

»Du musst sowieso einen ausgeben, wenn du den Kerl hast.«

»Dann will ich mich mal beeilen«, sagte Ossi und lachte.

Sie brauchten eine Stunde bis nach Scharbeutz. Es war nicht

viel los auf den Straßen, obwohl die erste Urlauberwelle hereingebrochen war über die Ostseebäder. Viele Autos trugen Nummernschilder von Städten Nordrhein-Westfalens. Es nieselte, eine Brise wehte kalt über den Strand. Die Strandkörbe waren leer. Eine alte Frau mit Regenkappe missachtete die Verbotsschilder an den Strandzugängen und führte ihren Hund aus. Möwen und Krähen pickten Essbares aus dem Sand. Am Horizont eine Fähre, von Travemünde nach Dänemark oder Schweden.

Anne hatte sich bei ihm eingehakt.

Eine Idee setzte sich fest in seinem Kopf. Er wusste nicht, warum und warum in diesem Augenblick.

»Was weißt du über die Polizei in der Nazizeit?«, fragte Stachelmann.

»Nicht viel. Ist nicht mein Thema. So eine Art Hilfsorgan der Gestapo. Ist vielleicht übertrieben, aber so ungefähr.«

»Sie haben die Juden zusammengetrieben. Diese Reservepolizeibataillone haben im Osten das Gleiche getan wie die Einsatzgruppen.«

»Das Buch habe ich auch gelesen«, sagte Anne. »Wissenschaftlich solide, gut geschrieben. Ganz im Gegensatz zu Goldhagen.«

»Der hat doch abgeschrieben«, sagte Stachelmann. »Ist was für die bundesdeutsche Erregungsgemeinschaft, bedient den Schuldkomplex, an dem meistens die leiden, die keine Schuld haben.« Stachelmann warf einen Stein in die Wellen. Er setzte zwei Mal auf, bevor er im Wasser versank. »Mein Vater war bei der Polizei. Ich habe das gar nicht gewusst. Vor ein paar Tagen hat er es erwähnt, so nebenbei. Als ich mit ihm über Holler gesprochen habe.«

»Das lässt dich nicht los«, sagte Anne.

»Weniger die Holler-Geschichte als die Frage, was mein Vater

damals getrieben hat. Eingezogen zur Polizei, sagt er.«

»Frag ihn!«

»Davor habe ich Angst, aber ich werde es tun. Bald.

Mein Gott, er ist ein alter Mann.« Er schaute hinaus aufs Meer. Die Fähre war zum Punkt geschrumpft. »Vielleicht tu ich es auch nicht. Stell dir vor, da war was, es ist nicht mehr zu reparieren. Und, verdammt, wer weiß, was ich getan hätte in seiner Lage.«

»Trotzdem muss man fragen.«

»Ja, wirklich? Er wird bald neunzig.«

»Ich hätte bestimmt ein hübsches BDM-Mädel abgegeben«, sagte Anne.

»Hübsch, ja. Aber die falsche Haarfarbe.«

»Man kann nicht alles haben.«

Sie gingen schweigend bis zum Anleger in Haffkrug. Auf der Strandpromenade kehrten sie zurück zum Auto, für das Stachelmann erstaunlicherweise einen Parkplatz an der Straße gefunden hatte, nahe dem Ortsschild.

»Ich kenne in Lübeck eine nette Kneipe, Studenten, Musiker usw. Aber keine Studenten aus Hamburg.«

»Was macht deine Freundin eigentlich?«

»Wer?«

»Na, Alicia.«

Stachelmann tippte mit dem Zeigefinger an die Stirn.

»Die hat hoffentlich längst ein anderer an der Backe. Lenk nicht ab, ich lade dich zum Essen ein. Die Kneipe heißt Ali Baba. da gibt's Türkenkram.«

»Schön, wenn du bezahlst, esse ich auch Döner.«

Er lachte. »Ich glaube nicht, dass es dort nur Döner gibt.«

Stachelmann spürte die Spannung, als sie nebeneinander im Auto saßen. Sie sagten nichts. Aber Stachelmann ahnte, was sie

dachte. Und er wusste, dass sie ahnte, was er dachte. Dann wuchs die Angst in ihm, vor seiner Feigheit, vor der Aufdeckung seiner Macken, von deren Existenz er wusste, die er aber nicht als solche begreifen konnte, weil sie zu ihm gehörten wie Nase und Augen.

Er spürte es hin und wieder an der Reaktion anderer Menschen. Heute quälten ihn die Rückenschmerzen besonders stark.

Sie schaute auf die Uhr: »Es wird spät heute Abend.«

»Wir haben ihn!«, rief Wolfgang Kurz. Er riss die Tür zu Tauts Zimmer auf.

»Wen?«, fragte Taut.

»Den Fahrer!«

»Wer ist es?«

»Oliver Stroh. Wohnt in Steilshoop. Diverse Vorstrafen, schwere Körperverletzung, Trunkenheit am Steuer und so weiter.«

Zwei uniformierte Polizisten zerrten einen Mann in Tauts Zimmer. Er schimpfte, es war kaum verständlich. Taut winkte ab und rümpfte die Nase. »Führt ihn in ein Vernehmungszimmer.«

Die Beamten zerrten den Mann zurück in den Flur.

»Und wie kommt ihr auf den?«

»Der saß in einer Bierkneipe und soff. Erst still, aber dann riss er die Schnauze auf. Der Wirt hörte, wie er damit prahlte, er könne jedes Auto knacken. Und dann fing der Bursche an zu faseln. Wer sich ihm in den Weg stelle, werde umgenietet. Er kenne keine Gnade. Dann sagte irgendein Gast, Stroh solle nicht rumschreien, sie wollten in Ruhe ihren Skat spielen. Da drehte

Stroh erst richtig auf. Sie sollten alle die Schnauze halten. Er habe vor niemandem Angst, habe gerade eine Polizistin platt gemacht. Da wurde der Wirt aufmerksam. Von dem Mord an Ulrike hatte er gelesen. Er rief uns an, und wir haben uns den Kerl geholt.«

Taut überlegte es sich anders. »Lasst ihn erst mal seinen Rausch ausschlafen. Morgen quetschen wir ihn aus.«

Ossi hatte nichts gesagt. Wenn es war, wie es schien, dann war Ulrike nicht ermordet worden, sondern Opfer eines besoffenen Autoknackers.

Das würde sich schnell klären. Er aber saß bei Taut, um von seinem Besuch bei Otto Grothe zu berichten, dem ersten Makler auf Hollers Liste.

Otto Grothe lebte im ersten Stock eines alten Hauses, zu klein für eine Villa, aber groß genug für die Vermutung, dass es nicht billig war, hier zu wohnen. Grothe empfing Ossi freundlich. Er war ein vornehmer alter Herr. Grothe ging an einem Stock mit einem silbernen Hundekopf als Knauf. Er führte Ossi ins Wohnzimmer und bot ihm einen Platz an. Ossi versank tief in einem Sofa. Alte Möbel, irgendwas zwischen Biedermeier und Jugendstil, dachte Ossi. Aber er verstand nichts davon, er fand die Einrichtung des Zimmers alt und kitschig. Es roch muffig. Im Licht der Sonne sah Ossi eine Staubschicht auf dem Wohnzimmer-tisch. Die Fenster waren seit Monaten nicht geputzt worden. An den Wänden Regale mit alten Büchern. Ein großes Röhrenradio stand auf einer Kommode. Der Mann lebte nicht in diesem Jahrzehnt.

»Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten?«, fragte Grothe.

»Ich kann aber nicht versprechen, dass er so gut ist wie der meiner Frau.« Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ Grothe

das Wohnzimmer. Ossi folgte ihm zur Küche. Der Mann setzte einen Kessel Wasser auf den Gasherd und schaltete eine elektrische Kaffeemühle an. Sie klang wie eine Kreissäge. Als der Kaffee gemahlen war, fragte Ossi:

»Wo ist Ihre Frau?«

Grothe zeigte mit dem Finger nach oben. Er sah traurig aus.

»Entschuldigen Sie die Störung«, sagte Ossi.

»Sie stören mich nicht. Wissen Sie, ein allein stehender Greis freut sich über jede Ablenkung.«

»Sie waren einmal Makler?«

Grothes Augen leuchteten. »Ja, bis 1978. Seitdem lebe ich vom Verkauf meiner Firma Grothe & Co.«

»Und wer war Co.?«

Der Kessel pff, Grothe goss das Wasser in einen Porzellanfilter. »Der stand nur noch im Namen. Ich hatte die Firma 1952 mit einem Kollegen, Gerhard Klump, gegründet. Der ist leider schon 1963 gestorben. Er war unverheiratet und hatte alle Angehörigen im Krieg verloren. Er hat mir seinen Geschäftsanteil vererbt.«

»Dann waren sie mit ihm auch befreundet«, sagte Ossi.

»Mehr als das«, sagte Grothe. »Er war mein Ein und Alles.« Der alte Mann erschrak, als er Ossis Gesicht sah. Aber er fasste sich gleich wieder. »Er war die Tüchtigkeit und Ehrlichkeit in Person.«

»Und Sie haben die Firma 1978 verkauft.«

»Ja, ich kriegte ein Angebot von Herrn Holler, dem Junior, der alte Holler war ja schon tot. Damals schien es so, dass eine Immobilienkrise aufzog. Die Wiederaufbauphase war vorbei. Es war aber nur eine leichte Abkühlung, wie sich später herausstellte. Jedenfalls war ich froh, dass Herr Holler mir so ein gutes Angebot machte.«

Der Kaffee war fertig, beide gingen zurück ins Wohnzimmer.

Ossi setzte sich aufs Sofa. »Das war geschickt von Herrn Holler.«

»Ja, sonst hätte ich vielleicht gar nicht verkauft. Aber er hat einen guten Preis geboten.«

»Sie haben es nicht bereut, verkauft zu haben?«

»Doch. Ich hätte mir Jahre der Langeweile erspart. Ich habe es erst hinterher bemerkt, dass einem sogar Existenzangst und Ärger fehlen können.«

Ossi lachte leise. »Gut, dass Sie mir das sagen.«

Grothe erwiderte das Lachen. »Sehen Sie, dann hat Ihr Besuch bei mir nicht nur den Sinn gehabt, einem alten Mann die Langeweile zu vertreiben für eine halbe Stunde.«

»Wie gut kennen Sie Herrn Holler?«

Grothe dachte einen Augenblick nach. »Eigentlich kenne ich ihn gar nicht.«

»Aber Sie haben doch an ihn verkauft?«

»Gewiss. Ich habe auch mit Holler gesprochen, mehrere Male. Er war freundlich, geradezu zuvorkommend. Er ist sowieso eine umwerfende Erscheinung, aufregend. Aber vielleicht sehe das nur ich so.«

»Und doch sagen Sie, Sie kennen ihn nicht.«

»Na ja, er kam mir vor wie eine Maske. Vielleicht ist dies das treffende Bild.«

»Eine Maske?«

»Man hätte ihm sagen können, Hamburg brennt nieder. Er hätte weiter gelächelt und den Damen die Tür aufgehalten. Wie sollte man sagen, dass man diesen Mann kennt? Ich habe ihn gesehen, mit ihm gesprochen, mit ihm verhandelt und meine Firma an ihn verkauft. Aber ich kenne ihn nicht.«

»Es macht sie traurig.«

Grothe stand auf, ging zu einem Regal und zog einen in Leder

gebundenen Band heraus. Er setzte sich mit dem Band neben Ossi. Er schlug eine der letzten Seiten auf. Es waren sieben Fotos. »Das ist meine Frau«, sagte er. »Sie ist vor gut zwei Jahren gestorben. Krebs. In unserem Alter ist das normal.« Seine Augen wurden nass. Die Fotos stammten aus verschiedenen Zeiten. Auf einem Bild stand sie vor dem Haus mit einer Handtasche. Das Bild mochte zwanzig Jahre alt sein, der Putz war weiß. Mittlerweile hatte er sich braun gefärbt und war löcherig geworden. Auf einem anderen Bild lehnte sie sich an die Kühlerhaube eines Borgward-Coupés, weiß und elegant. Sie war schön. Zwei andere Bilder zeigten sie in einem Park. Auf dem jüngsten Foto war sie zusammen mit ihrem Mann abgebildet. Sie saßen an einem Tisch, offenbar in einem Restaurant. »Das war an ihrem letzten Geburtstag«, sagte Grothe. »Ich muss Herrn Holler dankbar sein, dass ich ihm meine Firma verkaufen durfte. Das hat es meiner Frau und mir erlaubt, viele schöne Jahre ohne Geldsorgen gemeinsam zu erleben. Es gab einmal Zeiten, da war ich überzeugt, bald zu sterben.«

»Im Krieg.«

Grothe nickte. Er goss Ossi Kaffee nach. Ossi lehnte nicht ab, obwohl sein Magen unruhig wurde. Grothe kochte starken Kaffee. »Ich hatte es gelernt, jeden Tag zu genießen. Aber seit Martha tot ist ...« Er wandte sein Gesicht ab. »Ich habe den alten Holler im Krieg kennen gelernt. Seitdem frage ich mich, wie ein Teufel einen anständigen Menschen zeugen kann.«

»Ein Teufel? Das verstehe ich nicht«, sagte Ossi.

»Der alte Holler war bei der Gestapo in Hamburg. Ich hatte nie mit ihm persönlich zu tun. Aber ich kenne Leute, die kennen wiederum Leute, denen er übel mitgespielt hat. Er war ein Mörder und Schläger.« Grothe war erregt.

Ossi verstand nicht, warum Grothe so aufgewühlt war.

»Damals waren viele Mörder und Schläger«, sagte er.

Grothe blickte ihm lange ins Gesicht. Seine Haut hatte sich ge-

rötet. Er nickte. »Wir alle waren schuld«, sagte er.

»Wir alle. Es gab kaum einen, der nicht mitgemacht hat. An der Front, bei der Polizei, in der Partei oder in der Beamten-schaft. Ich habe auch mitgemacht.«

Er stand auf, ging zu einem Beistelltisch und nahm eine silberne Zigarettendose. Sie war Ossi nicht aufgefallen. Grothe gab Ossi die Dose. »Schauen Sie, was darin steht.«

Ossi öffnete die Dose. »B. R.« las er auf der Innenseite des Deckels in ziselierten Buchstaben. »B. R. das heißt Bernhard Rosenzweig. Er war mein Nachbar. Eines Tages, es war kurz vor dem Überfall auf Polen, gab es vor seinem Haus so eine Art Basar. Haushaltsgegenstände wurden angeboten, Schmuck, Geschirr, Besteck, Uhren, ein Radio, so ein ähnliches wie dieses hier.« Er zeigte auf sein Radio. »Und ich habe dort diese Dose gekauft, für sechs Reichsmark, ein Spottpreis, echt Silber.«

»Und was ist aus Rosenzweig geworden?«

»Ich weiß es nicht, plötzlich war er verschwunden. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Vielleicht ist er entkommen, vielleicht haben sie ihn vergast. Aber ich habe seine Zigarettendose gekauft, für sechs Mark. Sie war das Hundertfache wert.«

»Wenn Sie die Dose nicht gekauft hätten, hätte sie ein anderer gekauft«, sagte Ossi.

»Ja, der wäre damit glücklicher geworden als ich. Mich erinnert sie immer an Bernhard Rosenzweig. Er war ein einfacher Kaufmann, hatte ein Bekleidungsgeschäft in der Fuhrentwiete. Er hatte viel Stammkundschaft, meine Frau und ich gehörten dazu. Das Geschäft ging gut, er überstand alle Anfeindungen. Bis zum November 1938, bis zur Reichskristallnacht. Da haben sie sein Geschäft ausgebrannt. Und was er retten konnte, musste Rosenzweig abtreten an den Staat. Sein Eigentum wurde dem Staat überschrieben. Und der Staat hat alles verschleudert.«

Ossis Hände schwitzten. Er drehte die Dose und stellte sie auf den Tisch.

»Wissen Sie was, nehmen Sie die Dose mit. Martha hat immer gesagt, ich soll sie wegschmeißen. Und einmal war ich kurz davor. Aber dann habe ich mich gefragt, was Rosenzweig dazu sagen würde, wenn ich seine Dose auf den Müll werfen würde. Und sie einfach verkaufen an einen Fremden?«

»Das kann ich nicht annehmen«, sagte Ossi. »Außerdem ist es verboten.«

»Weshalb sollte ich Sie bestechen?«

»Klar, aber Vorschrift ist Vorschrift.« Ossi zog seine Liste aus der Tasche und legte sie vor Grothe auf den Tisch. »Kennen Sie einen von denen?«

Grothe setzte eine Brille auf, seine Hände zitterten leicht. »Die kenne ich alle. Das sind ehemalige Kollegen. Ein paar von denen haben auch an Holler verkauft.«

»Alle«, sagte Ossi. »Sagt jedenfalls Herr Holler. Die Liste stammt von ihm.«

Grothe las die Liste noch einmal, hinter der Brille kniff er die Augen zusammen. »Ich hätte längst zum Augenarzt gehen müssen«, sagte er. »Aber es lohnt sich nicht mehr. Genauso ist es mit meinem Gedächtnis. Man kennt ja seine Kollegen, und auch wenn man nicht mehr im Geschäft ist, kriegt man doch einiges mit. Natürlich hat es sich herumgesprochen, wer alles verkauft hat an Holler. Ich kann mich daran noch erinnern. Am meisten gewundert hat es mich bei Enheim. Sein Laden brummte, mehr als ich mir jemals für mich hätte erträumen dürfen. Der hatte sich auf Verwaltungsbauten spezialisiert und diesen Markt praktisch beherrscht. Und dann, plötzlich, hat Holler ihn aufgekauft. Es muss ein Vermögen gekostet haben.«

Grothe schaute noch einmal auf die Liste. Er schüttelte den Kopf. »Der Name fehlt. So schlecht ist mein Gedächtnis nun doch nicht.«

»Welcher Name?«

»Na, der von Enheim.«

Sie saßen windgeschützt im Garten des Restaurants, der Abend war warm. Das Essen war gut gewesen.

Anne schaute auf die Uhr. »Geisterstunde.« Sie überlegte kurz, dann sagte sie: »Scheiße, der letzte Zug ist weg.«

Stachelmann staunte, sie klang trotzdem ruhig. Er hätte sich mehr erschrocken. »Ich fahre dich nach Hamburg«, sagte er.

»Du bist verrückt. Eine Stunde hin, eine Stunde zurück macht zwei Stunden. Und morgen hast du Seminar.«

»Am Nachmittag. Das ist egal.«

»Nein«, sagte Anne. »Wir trinken noch einen Türkenchianti, und dann räumst du dein Sofa auf für mich. Du hast doch ein Sofa?«

»Einen Zweisitzer.«

»So lang bin ich nicht.« Sie blickte ihm lächelnd in die Augen. »Schon lange keinen Damenbesuch mehr gehabt«, sagte sie. Es war keine Frage. Sie sprach ein wenig ungenau, zwei Gläser Wein. Aber Stachelmann zweifelte nicht, sie sagte, was sie sagen wollte.

»Es ist nicht aufgeräumt.«

»Das ist es bei mir nie, natürlich außer wenn ich hohen Besuch bekomme, von Herrn Professor in spe Josef Maria Stachelmann zum Beispiel.«

»Hör auf.«

»Du weißt gar nicht, wie gut du bist«, sagte sie. »Alle Kollegen haben großen Respekt vor dir. Sie schwärmen von deiner Doktorarbeit. Sind schon gespannt auf die Habil. Der Sagenhafte sagte noch letzte Woche – sie ahmte Gestik und Sprache

nach. Der Mann hat mal wieder Schwierigkeiten mit dem Anlasser. Aber wenn der Motor mal spotzt, dann räumt der Stachelmann alles ab, Josef hin, Maria her. Und ganz am Ende schickt er mich aufs Altenteil. Das, liebe Kollegin und liebe Kollegen, ist die Geschichtsschreibung von morgen, Politik, Wirtschaft, Militär, Technik, Kultur. Da gibt's nicht mehr nur Karten und Kerle, die Divisionen verschieben, nicht mehr nur das Ränkepiel der Papen und Meißner, nicht mehr nur Verträge und Vertragsbrüche, die Haupt- und Staatsaktionen. Wenn der Stachelmann etwas analysiert, betrachtet er es von allen Seiten. Marx, Daimler, Weber, Keynes und Rilke, und meinetwegen auch Benn. Und die moderne Soziologie, Psychologie. Und er setzt die Proportionen richtig, meistens jedenfalls ...«

»Lass sein«, sagte er. »Nett, wie du mich aufbaust.«

»Ich dich aufbauen? Da verwechselst du was. Die Einzige, die aufgebaut werden muss, bin ich. Rat mal, warum Bohming mich auf dich angesetzt hat. Damit du mir beibringst, wie es geht mit der Geschichte. Ich habe ihm nichts gesagt von meiner Angst vor den Akten. Ich fürchte, er ahnt was.«

Stachelmann fühlte sich wie einer, der an der falschen Haltestelle auf seinen Bus wartete. Ein Bus nach dem anderen fährt vorbei, es ist immer der falsche, die Zeit verrinnt, bis der letzte fährt. Er verstand nicht, was Anne meinte. Sie war offenbar angetrunken. Was würde geschehen, wenn sie noch ein Glas trank?

Der Kellner kam mit dem Wein. Er brachte auch ein Glas für Stachelmann mit, obwohl er keines bestellt hatte.

»Sind beide vom Haus«, sagte der Kellner.

Auf dem Weg zu seiner Wohnung hakte sie sich bei ihm ein. Wenn sie etwas sagte, legte sie ihren Kopf an seine Schulter. Sie gingen eine Viertelstunde, trafen wenige Passanten, zwei, drei Taxis. An der Untertrave warteten zwei Huren auf Freier. Er fand seinen Schlüssel in der Innentasche seiner Jacke und

schloss die Wohnung auf. »Ich habe sogar eine Reservezahnbürste für dich«, sagte er.

Sie ging ins Bad, er setzte sich ins Wohnzimmer. Er legte Musik auf, Mozarts 23. Klavierkonzert.

Sie kam aus dem Bad und setzte sich neben ihn. Ihre Knie berührten einander. »Mozart ist schön«, sagte sie.

Er saß und genoss es. Nachdem sie eine Weile schweigend zugehört hatten, stand er auf. »Ich mach mal das Bett für dich fertig. Du schläfst im Schlafzimmer, ich hier.«

Sie schüttelte den Kopf und schaute ihn an, »Doch«, sagte er. Er ging ins Schlafzimmer und bezog die Decke. Aus dem Schrank holte er ein Bettlaken und legte es auf die Matratze. Er hatte die Tür nur angelehnt. Sie ging auf, Anne kam auf ihn zu und umarmte ihn. In den Händen hielt er das Kopfkissen. »Ich bin noch nicht fertig«, sagte er.

Sie streifte sich die Schuhe ab und legte sich auf die Matratze. »So ist es schön.« Sie schloss die Augen, kicherte leise. »Wurde Zeit«, flüsterte sie. »Wurde Zeit, Josef Maria.«

Er schaute sie an und schaltete das Licht aus. Ein Lichtschein aus dem Flur fiel auf ihren Kopf. Sie ist viel zu schön für dich, dachte Stachelmann, und viel zu klug, als dass sie sich mit einem Versager abgeben würde. Dann merkte er, dass sie eingeschlafen war. Er legte die Decke über sie und verließ leise das Zimmer. An der Tür drehte er sich um und betrachtete sie.

Er erinnerte sich. Es war kurz nach seiner Rückkehr aus England. Als er achtzehn Jahre alt geworden war, entschied er sich, nach Deutschland zu fahren. Er wusste nicht, warum. Er konnte sich an nichts erinnern. Die Gesichter seiner Eltern erschienen ihm wie Schemen im Nebel. Er wusste nicht mehr, wie sie wa-

ren. Dies schmerzte ihn mehr als der Verlust. Seine Pflegeeltern weigerten sich zunächst, ihn gehen zu lassen. Er hatte ausgelernt und würde Geld verdienen. Er stritt sich ein halbes Jahr mit ihnen. Er kündigte bei seinem Lehrherrn und bewarb sich nicht um Arbeit. Er musste nach Deutschland zurück, obwohl seine Pflegeeltern ihm berichteten, dass Deutschland zerstört sei. Das schrieben auch die Zeitungen. Einmal traf Jack einen Soldaten, der in Hamburg gewesen war. Der Soldat erzählte von den Bombenangriffen, Hamburg sei stones and dust. Er könne sich nicht vorstellen, dass es jemals wieder aufgebaut würde.

Der alte Mann saß am Alsterufer und fütterte die Enten. Er hatte gelesen, dies schade den Enten und dem Wasser, es war ihm gleichgültig.

Er ging zur U-Bahn-Station Klosterstern und nahm eine Bahn in Richtung Kellinghusenstraße. Dort stieg er um in die U 3 nach Barmbek. Manchmal glaubte er, jeden U-Bahn-Wagen Hamburgs zu kennen. Ein- oder zweimal in der Woche fuhr er diese Strecke. In Barmbek stieg er aus, ging in die Drosselstraße, dann in die Bramfelder Straße. Er musste lange warten, bis die Fußgängerampel auf Grün sprang. Schwere Lastwagen wälzten sich auf vier Spuren zwischen den Personenwagen in die Stadt und aus der Stadt hinaus. Als er die Straße überquert hatte, lief er die Wachtelstraße hinunter, bis sie sich mit der Adlerstraße kreuzte. Er bog links in die Adlerstraße ein, bis er vor dem Haus Nummer 17 stand. Hier hatte er gewohnt, als er Kind war. Er hätte das Haus damals nicht gefunden ohne die Hilfe eines alten Adressbuchs. Er hatte alle Adressen aufgesucht, in denen dereinst Familien mit dem Namen Kohn wohnten. In keinem Haus lebten heute noch Kohns. Als er aber vor dem Haus seiner Kindheit stand, erkannte er es sofort wieder. Die Häuser in der Straße waren zum Teil neu. Aber das Haus, in dem er mit seinen Eltern und seiner Schwester im zweiten Stock gelebt hatte, war verschont geblieben von den Bomben und dem Neubauwahn der Nachkriegszeit. Es waren wenige Erinnerungsfetzen, die er be-

halten hatte. Ein runder Tisch im Wohnzimmer. Ein Bücherregal. Ein rotes Spielzeugauto. Ein Teppich auf dem Boden, rot-schwarz und schwer.

Ich bin verrückt, dachte Leopold Kohn. Ich fahre zu einem Haus, in dem ich vor Jahrzehnten für kurze Zeit wohnte. Es zieht mich hierher, aber was mich herzieht, gibt es seit mehr als einem halben Jahrhundert nicht mehr. Das Rote Kreuz hatte ihm schon kurz nach seiner Rückkehr mitgeteilt, seine Eltern und seine Schwester seien deportiert worden. »Wahrscheinlich nach Treblinka«, hatte der Mann gesagt. Treblinka war der Tod. Er hatte den Mann erst nicht verstanden, konnte kaum ein Wort Deutsch sprechen. Aber was Treblinka hieß, wusste er ohne Übersetzung. Das hatten ihm Leute der jüdischen Gemeinde gleich nach seiner Ankunft verraten. Kohn hatte wenig gewusst von den Todeslagern und was es hieß, in den Osten geschickt zu werden. Die Leute in der jüdischen Gemeinde hatten ihm gesagt, wer sein Vater war. Ein Makler, ehrlich und nicht sonderlich erfolgreich, die meisten seiner Kunden waren Juden. Die Leute rieten ihm, für eine Entschädigung zu kämpfen, und halfen ihm, an die richtigen Stellen zu schreiben. Es lag nicht an ihnen, dass es aussichtslos war. Leopold Kohn brauchte lange, um alles verstehen. Aber als er verstanden hatte, was er verstehen musste, begann er nachzudenken, wie er berichten konnte, was geschehen war.

X

Nächste Woche begannen die Semesterferien. Er würde Anne abholen, sie würden gemeinsam losfahren. Erst nach Berlin ins Bundesarchiv, dann nach Weimar und Buchenwald. Er hatte zwei Zimmer gebucht im Haus Morgenland, einem kleinen Hotel nahe dem Archiv in Berlin-Lichterfelde. Er war aufgeregt. Er sah sie immer noch auf seinem Bett liegen, ihr Gesicht ruhig, fast ebenmäßig.

Er hatte das Frühstück bereitet. Es fiel ihm nicht schwer aufzustehen, er hatte ohnehin kaum geschlafen. Das Sofa war zu kurz für ihn. Die Schmerzen waren furchtbar. Anne lachte ihn fröhlich an, als sie aus seinem Schlafzimmer kam. »Selten so gut geschlafen«, sagte sie. Dann ging sie ins Bad. Stachelmann hörte die Dusche plätschern, während er den Tee in eine Thermoskanne goss. Als es zu plätschern aufhörte, rief er: »Tee oder Kaffee?«

»Ist mir egal. Ach, doch lieber Kaffee.«

Er setzte Wasser auf und suchte Kanne und Kaffeefilter.

Sie kam mit nassen Haaren, aber angekleidet aus dem Bad. »Ich habe keinen Fön gefunden.«

»So was Luxuriöses besitze ich nicht. Bin schließlich nur ein armer Dozent.«

»Wenn du mehr Damenbesuch hättest, gäbe es hier längst einen.« Sie legte einen abschätzigen Ton auf Damenbesuch.

»Meine Besucherinnen habe alle kurze Haare und sind nicht so eitel wie du«, sagte er. Er erschrak über sich selbst.

Sie grinste, schaute verunsichert. »Wie schade, dass ich deinen Geschmack nicht treffe.«

»So schlimm ist es nun auch wieder nicht. Wie oft muss man Kompromisse machen im Leben.«

Sie setzten sich gegenüber an den kleinen Tisch in der Küche. Auf einer Ecke lagen die Lübecker Nachrichten.

Stachelmann konnte nicht frühstücken, ohne Zeitung zu lesen. Aber er traute sich nicht, die Zeitung aufgeschlagen neben seinen Frühstücksteller zu legen.

»Du erlaubst?« Anne nahm die Zeitung. Sie blätterte.

»So ein Käseblatt in der Weltkulturstadt Lübeck«, sagte sie.

Nach dem Frühstück fuhren sie zusammen nach Hamburg. Anne verabschiedete sich in der Uni von ihm. Sie wollte nach Hause gehen. »Schon mal ein paar Sachen packen für unsere große Reise«, sagte sie. Sie lächelte.

Stachelmann setzte sich in sein Dienstzimmer und betrachtete die Post. Sie interessierte ihn nicht. Ein Gedanke hatte sich gemeldet, er hatte ihn unterdrückt, aber er kehrte zurück, stärker als vorher. Er musste mit seinem Vater sprechen, bald. Unruhe erfasste ihn.

Er hatte das schwammige Gesicht eines Säufers. Der Mann kratzte sich am Kopf. Er hatte schwarze, klebrige Haare, sie ließen die Ohren frei und fielen strähnig über den Kragen. Der Mann pulte mit dem kleinen Finger etwas aus seinen Zähnen, rollte es zwischen Zeigefinger und Daumen und schnalzte es dann auf den Boden. Er trug eine nietenbeschlagene schwarze Lederjacke und eine Jeans, am Hals hing eine schwere goldene Kette. Er roch nach Bier und Schnaps. Ossi ekelte sich vor dem Mann, der sich in seinem Zimmer vor dem Schreibtisch auf dem Stuhl lümmelte. In einer Ecke saß ein uniformierter Polizist und schaute zu.

»Sie heißen Oliver Stroh und klauen Autos«, sagte Ossi.

Der Mann hob den Kopf. In derbem Hamburger Platt erwiderte

te er: »Ich heiße Oliver Stroh und trinke manchmal zu viel.«

»Sie haben am 10. Juli, zwischen neunzehn und zweiundzwanzig Uhr in der Garage in der Steinstraße einen schwarzen Mercedes vom Typ 260 E aufgebrochen und entwendet«, sagte Ossi.

»Ich habe am 10. Juli, ab dem späten Nachmittag einen Umzug gemacht.«

»Umzug? Wohin?«

Stroh lachte. »Ich bin auf St. Pauli von Kneipe zu Kneipe gezogen. Im La Paloma fing es an, und wenn ich mich richtig erinnere, hörte mein Umzug im Kaiserkeller auf. Wenn ich mich richtig erinnere.«

»Machen Sie das jeden Tag?«

»Bin ich Millionär?«

»Von was leben Sie?«

»Von der Stütze und von Zuwendungen.« Er sprach Zuwendungen hochdeutsch aus, als hätte er das Wort irgendwo aufgeschnappt.

»Was für Zuwendungen?«

»Das, was mir freundliche Menschen geben.«

»Sie betteln also.«

»Wenn du es so nennen willst.«

»Duzen Sie mich nicht.«

»Wie du willst.«

»Und wie kommen Sie dann dazu, sich mit dem Tod einer Polizistin zu brüsten?«

»Stand in der Zeitung.«

»Der Herr liest Zeitung. Welche Zeitung?«

»Kommt drauf an, was die Leute liegen lassen. Mal Bild, mal Mottenpost, mal die FAZ.«

»In welcher?«

»Was in welcher?«

»Na, in welcher Zeitung haben Sie vom Mord an der Polizistin gelesen?«

»Weiß ich nicht mehr.«

»Und warum haben Sie damit angegeben?«

»Das geht dich nichts an.«

»Duzen Sie mich nicht.«

»Okay, okay.«

»Es stand aber gar nicht in der Zeitung.«

»Was?«

»Dass eine Polizistin mit einem geklauten Auto überfahren wurde.«

Der Mann schaute ihn aus geröteten Augen an. Er schüttelte den Kopf. Einen Augenblick fürchtete Ossi, er würde auf seine Lüge nicht hereinfallen. Dann war es ihm klar. Er winkte den Uniformierten zu sich und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Mann nickte und verließ den Raum. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück, in der Hand die Morgenpost. Ossi nahm die Zeitung und legte sie vor Stroh auf den Schreibtisch.

»Hier haben Sie Ihre Mottenpost. Vielleicht sind Sie so freundlich, mir die Schlagzeile vorzulesen.«

Stroh stierte auf die Zeitung. Er schüttelte den Kopf.

»Was soll denn der Quatsch? Kannst du deine Zeitung nicht selbst lesen? Gibt's da ein Gesetz, dass jeder Polizist einen Vorleser kriegt?«

»Vorlesen«, sagte Ossi.

»Nein«, sagte Stroh.

»Du kannst gar nicht lesen«, sagte Ossi.

»Duz mich nicht.«

»Sie können nicht lesen, stimmt's?«

»Das geht dich nichts an.«

Ossi stand auf und verließ das Zimmer. Er holte sich einen Kaffee am Automaten im Flur. Er stellte sich an ein Fenster und schaute hinaus. Er war überzeugt, Stroh log. Aber war er der Täter? Er musste sich Zeit lassen beim Verhör. Stroh war dumm, aber gerissen. Ossi trank seinen Kaffee aus und ging zurück in das Zimmer. Er bereute es, nicht ein Verhörzimmer benutzt zu haben. Es würde eine Weile dauern, bis der Gestank sich verziehen würde.

»Ich möchte rauchen«, sagte Stroh, als Ossi das Zimmer betrat.

»Nachher vielleicht«, sagte Ossi. »Wenn wir fertig sind.«

»Wir sind fertig.«

»Das bestimme ich.« Er lehnte sich zurück in seinem Sessel. »Sie haben mich angelogen. Sie wollen in der Zeitung von dem, sagen wir mal Unfall gelesen haben, aber Sie können nicht lesen. Geben Sie doch zu, dass Sie die Polizistin umgefahren haben. Dann ersparen Sie sich und uns die Nerverei.«

»Ich will einen Anwalt.«

Ossi stand auf und gab dem Mann das Hamburger Telefonbuch. Er setzte sich wieder hin und schaute Stroh an. Der war erstarrt. Er betrachtete den Deckel des Telefonbuchs. Er schniefte und fuhr sich mit dem Handrücken über die Nasenlöcher. Er hustete. »Gut, ich hab's gesehen.«

»Was haben Sie gesehen?«

»Na, wie der Mercedes die Frau umfuhr.«

»Sie haben einmal gelogen, und jetzt fangen Sie wieder an.«

»Doch, ich habe es gesehen.«

»Sie haben den Wagen gefahren, der die Frau umfuhr.«

Stroh schüttelte den Kopf.

»Wo standen Sie, als es passierte?«

»In der Sydneystraße, irgendwo da. Ich hatte gerade mit einem Kumpel ein Bier gezischt, da raste dieses Auto um die Kurve, die Reifen quietschten. Und dann hat es bums gemacht. Der Wagen schleuderte und raste dann einfach weiter.«

»Sie lügen, wir haben Spuren im Auto gefunden, die eindeutig von Ihnen stammen. Die Haare müssen wir noch untersuchen, aber ein Fingerabdruck von Ihnen ist am Lenkrad.«

Stroh starrte Ossi ungläubig an. »Ich will einen Anwalt.«

Ossi zeigte aufs Telefonbuch. »Sie haben das Recht auf einen Anwalt, aber nicht darauf, dass ich Ihnen aus dem Telefonbuch vorlese. Wenn Sie gestehen, suche ich Ihnen einen guten Anwalt heraus.«

»Du lügst«, sagte Stroh. »Ihr wollt mir diese Sache anhängen. Ich habe damit nichts zu tun!« Er schrie fast.

»Warum lügst du dann?«, brüllte Ossi Stroh an. »Wenn du es nicht warst, dann sag die Wahrheit.«

»Das tu ich doch.« Stroh klang verzweifelt.

Ossi winkte dem Uniformierten in der Ecke zu und sagte: »Abführen!«

Der Polizist legte Stroh Handschellen an und ging mit ihm aus dem Raum. Stroh drehte sich in der Tür um und rief: »Es kann überhaupt kein Fingerabdruck von mir in dem Auto sein!«

Ossi drehte sich weg. Als die Tür geschlossen war, saß er lange schweigend am Tisch. Stroh war heruntergekommen und hatte bestimmt einiges verbraucht. Aber mit dem Tod von Ulrike Kreimeier hatte er nichts zu tun. Sonst hätte er anders reagiert auf Ossis Trick mit den Fingerabdrücken, die es in Wahrheit nicht gab. Wenn so einer wie Stroh den Mercedes gefahren hätte, dann hätte er nicht nur Fingerabdrücke hinterlassen. Immerhin, sie hatten einen Zeugen für die Tat. Stroh hatte alles

gesehen. Es war nur zweifelhaft, ob seine Angaben etwas taugten.

Stachelmann hatte bei seinen Eltern angerufen. Seine Mutter kam ans Telefon. Sie war erstaunt, als er sagte, er müsse mit Vater reden über dessen Zeit als Polizist. Aber dann klang sie so, als erkenne sie etwas Unvermeidliches.

»Heute Abend passt es gut«, sagte sie. Es klang traurig.

»Du kannst doch jeden Tag kommen, alte Leute hocken doch sowieso die meiste Zeit nur zu Hause herum.« Das galt für Stachelmanns Eltern, aber nicht für alle Rentner und Pensionäre. Viele packte im Alter die Reiselust. Auf der Fahrt nach Reinbek dachte Stachelmann über alte Leute nach, auch um sich von dem abzulenken, was auf ihn zukam. Womit haben die alten Leute den Reichtum verdient? fragte sich Stachelmann. Nie wieder würden Rentner so reich sein. Wenn er in Cafes oder auf Parkbänken Alte sah, so gebrechlich, manchmal Mitleid erregend, dann stellte er sich vor, was sie früher getan haben mochten. Was haben sie im Krieg getrieben? Was haben sie getan, um Sühne zu leisten für die Verbrechen ihrer Generation? Stachelmann war sich sicher, die meisten Alten hatten sich diese Fragen nie gestellt.

Sie saßen sich am Wohnzimmer gegenüber. Sein Vater erschien ihm wie ein Greis. Er saß nach vorne gebeugt, die Hände auf dem Tisch. Stachelmann überlegte, ob es klug gewesen war, seinem Vater den Grund des Besuchs anzukündigen. Aber wenn er ihn überrascht hätte mit seinen Fragen, wäre der Schock eher stärker gewesen. Sie schwiegen, dann sagte der Vater: »Es ist schon richtig, wir müssen darüber reden. Auch wenn es spät ist. Die meisten von uns können sterben, ohne gefragt worden zu

sein. Ich offenbar nicht. Der Preis des hohen Alters.« Er schüttelte den Kopf. »Viele schweigen ja nicht nur aus Scham, sondern weil sie fürchten, dass niemand sie versteht.«

»Inwiefern?« Stachelmann war froh, etwas zu sagen.

»Weil heute andere Maßstäbe herrschen. Weil sich niemand mehr vorstellen kann, wie es damals war. Da gibt es Geschichtsbücher und Memoiren aus dieser Zeit. Aber nichts Gedrucktes kann die Angst wiedergeben, die wir hatten, vor den eigenen Leuten, den Feinden und vor den Opfern. Vor dem Ende, vor der Niederlage. Wir haben sie nicht als Befreiung empfunden, sondern als das, was sie war, wenigstens zeitweise. Das Ende aller Hoffnung. Der Untergang. Gehungert haben wir erst nach der Niederlage. Erst hatten wir Angst und was zu essen, dann, nach dem Mai 45, hatten wir Angst und nichts mehr zu essen. Heute im Rückblick weiß man, dem Untergang folgte ein schneller Aufstieg, jedenfalls im Westen. Aber damals hätten wir es nicht geglaubt, wenn es einer vorausgesagt hätte. Die Jahre 44 und 45 waren die schlimmste Zeit meines Lebens. Die sichere Niederlage vor Augen und täglich Angst ums Leben. Gleichzeitig die Gewissheit, an etwas mitzuwirken, was später als Verbrechen verstanden werden würde.«

»Du warst Postbeamter und dann Polizist?«, fragte Stachelmann. »Ich wusste bisher nicht, dass es so etwas gab.«

»Ich war in der SA und schon 1933 Hilfspolizist gewesen, beim Reichstagsbrand. Später haben sie sich wieder an mich erinnert und mich dienstverpflichtet.«

»Du warst also Nazi«, sagte Stachelmann.

»Ja.«

»Auch Pg?«

Der Vater nickte.

»Und dann hat man dich als SA-Mann von der Post zur Polizei überstellt. Welcher SA-Dienstgrad?«

»Oberscharführer.«

»Und was hast du getan als Polizist?«

»Eigentlich nichts Wichtiges. Ich habe Bombenräumkommandos bewacht und solche Sachen.« Seine Stimme war fast tonlos.

»Das waren KZ-Häftlinge.«

»Manche kamen aus dem KZ, Neuengamme, andere aus dem Zuchthaus, vor allem aus Fuhlsbüttel.«

»Und da standest du da mit deinem Gewehr und hast aufgepasst, dass keiner abhaute.«

»Ich trug eine Pistole, habe die Wachmannschaft kommandiert.«

»Sind welche abgehauen?«

»Ja, aber wir haben sie wieder eingefangen. Meistens haben sie versucht, sich in Ruinen oder Kellern zu verstecken. Wir sind ja nicht mitgegangen bis zu den Bomben, die sie entschärfen mussten.«

»Weil ihr Angst hattet, in die Luft zu fliegen.«

»Ja. Da gab es Bomben mit Zeitzündern. Oder welche, die aus irgendeinem Grund nicht explodiert waren und leicht hochgingen. Das war heimtückisch.«

»Aber nicht zu heimtückisch für KZ-Häftlinge oder Zuchthäusler.«

»Irgendjemand musste es tun.«

Sein Vater hatte ein kaltes Gesicht. Er schien regungslos. Seine linke Hand zitterte leicht. Er blickte, als wäre er abwesend. Was er sagte, trug den Klang der Notwendigkeit. Was er getan hatte, musste er tun. Ein wenig erinnerte er Stachelmann an einen Beamten, der achselzuckend Vorschriften herunterrattete, wissend, dass sie Unsinn waren, aber befolgt werden mussten.

»Dann hast du also KZ-Häftlinge und Zuchthäusler eingefangen.«

»Ja, das war mein Auftrag. Die Bomben mussten entschärft werden, sonst hätte es noch mehr Tote gegeben.«

Stachelmann lehnte sich zurück in seinem Sessel. Er visierte die Kante an, an der die Wand übergang in die Decke. Er sagte nichts. War die Verstrickung unausweichlich? Waren alle die Verstrickungen, die das Morden erst ermöglichten, unausweichlich? Sein Vater war kein Mörder, war eher ein sanfter Mensch. Nur, was hatte er dann in der SA zu tun?

»Seit wann warst du in der SA?«

»Seit 32.«

»Und bei der Reichskristallnacht warst du auch dabei?«

»Mir wurde befohlen. Musste deutsche Läden bewachen.«

»Waren die Juden keine Deutschen?«

Der Vater schaute ihn unwillig an, das erste Mal zeigte er eine Regung in diesem Gespräch. Er hob die Stimme leicht, sie klang nach Empörung: »Das ist genau das, was ich sagte.« Er wurde wieder eintönig. »Damals galten sie nicht als Deutsche. Ihnen wurde die Staatsbürgerschaft aberkannt ...«

»Aber doch erst später, nicht 38«, warf Stachelmann ein. Er spürte den Schmerz in den Rücken kriechen. Er schob sein Gesäß zur Rückenlehne. Er wusste, der Schmerz würde stärker werden. Seine Mutter betrat das Wohnzimmer, sie hatte nasse Augen. »Wollt ihr einen Tee?«, fragte sie. Sie erhielt keine Antwort, schaute von einem zum anderen und ging wieder. Wahrscheinlich stand sie hinter der Tür im Flur und hörte zu. Warum kommt sie nicht herein? fragte sich Stachelmann. Geht sie das alles nichts an? Stachelmann fand eine Rheumatablette in der kleinen Tasche seiner Jeans, den Notvorrat, und schluckte sie. Er brauchte kein Wasser. Sein Vater verfolgte die Hand, die die Tablette zum Mund führte.

»Aber sie wurden wie Ausländer behandelt.«

»Wie Feinde«, sagte Stachelmann. »Und dann wurde ihr Be-

sitz als Feindvermögen einkassiert.«

»Damit hatte ich nichts zu tun.«

»Es reicht, dass du KZ-Häftlinge eingefangen hast. Wie viele?«

»Abgehauen von meinem Trupp sind vielleicht ein Dutzend. Acht haben wir wieder gekriegt.«

»Und was passierte mit denen, die ihr gekriegt habt?«

»Die mussten wir der Polizei übergeben.«

»Der Gestapo.«

»Nein, wir haben sie der Schutzpolizei übergeben, und die hat sie dann wahrscheinlich zur Gestapo gebracht.«

»Und warum hast du sie nicht laufen lassen?«

»Dann hätten sie mich drangekriegt. Außerdem, die Bomben mussten geräumt werden. Es war wichtig.«

»Sie hätten dich drangekriegt, wenn du behauptet hättest, du hättest die Flüchtigen nicht einfangen können? Das glaube ich nicht.«

»Wenn du keinen einfängst, dann glaubt dir doch keiner mehr. Du verstehst das nicht. Du kannst es nicht verstehen. Ich werfe es dir nicht vor. Es war eine ganz andere Zeit.«

»Dir ist nie in den Sinn gekommen, es ist Unrecht, was ich da tue?«

»Nein, ich hatte meine Befehle. Es war Krieg.«

»Den Deutschland angefangen hat.«

»Den Hitler angefangen hat.«

»Führer, befehl, wir folgen?«

»Sonst war man dran wegen Wehrkraftzersetzung. Kopf ab.«

»Du meinst, wenn man in einem Verbrecherstaat lebt, muss man Verbrecherbefehle befolgen.«

»Wir konnten uns den Staat nicht aussuchen. Was wir tun

mussten, bestimmte das Gesetz. Was sollte ein kleiner Mann daran ändern? Bis 39 ging es nur aufwärts. Denk an die Arbeitslosen. Denk an Versailles, Hitler hat Deutschland wieder zu dem gemacht, was es gewesen war, eine große Nation. So sahen wir es damals. Nicht nur wir. Bei den Olympischen Spielen waren nicht nur die Deutschen begeistert. Weimar war der Niedergang, das Chaos, die Erniedrigung, Hitler war Aufschwung und Aufstieg. So sahen es damals alle.«

»Außer denen, die geflohen waren oder im KZ saßen.«

»Die hat keiner verstanden. Und stell dir vor, die Kommunisten wären drangekommen. Da wären noch mehr in Lager gewandert und umgebracht worden. Außerdem, 33 sind ja sogar Kommunisten zu den Nazis übergelaufen. In meinem SA-Sturm gab's zwei ehemalige KP-Leute.«

»Und später hast du KZ-Häftlinge eingefangen. Was für einen Winkel hatten die Gefangenen?«

»Rote, glaube ich. Es waren also Politische. Kommunisten oder Sozis. Aber das weiß ich nicht. Einer sah furchtbar aus, wie ein Skelett, dem habe ich manchmal ein Stück von meinem Brot zugesteckt. Das war verboten, aber er sah aus, als wäre er schon verhungert.«

Die Mutter kam herein. Sie trug eine Kanne Tee mit drei Tassen auf dem Tablett und ein Teller mit Schokoladenkekse. »Wollt ihr nicht aufhören damit?«, fragte sie.

»Es ändert doch nichts mehr.«

»Findest du es nicht auch merkwürdig, dass mir Vater erst jetzt erzählt, was er in der Nazizeit getrieben hat?« Es klang schärfer, als Stachelmann es wollte.

»Du hast nie gefragt«, sagte die Mutter. »Hättest du gefragt, hätte er es dir schon früher erzählt.« Sie setzte das Tablett auf dem Tisch ab. Sie verteilte die Tassen, stellte die Kekse in die Mitte, goss ein und setzte sich aufs Sofa.

»Hat dir Vati schon erzählt, dass er unsere damaligen Nachbarn gewarnt hat?«

Der Vater winkte ab.

»Was war das?«, fragte Stachelmann.

»Das war kurz vor der Kristallnacht. Vater hatte erfahren, dass seine SA-Kameraden den Nachbarn heimsuchen wollten. Er war Jude. Er hat seinem Nachbarn geraten, es wäre gut, er würde ein paar Tage verreisen. Das hat er dann auch getan. Er war dankbar. Als man ihn in den Osten schickte, hat er uns das da geschenkt.« Sie zeigte auf einen goldenen Bildrahmen. Darin ein Foto von einem frühen Italienurlaub.

Ungeduldig wartete Stachelmann auf die Wirkung der Schmerztablette. Er trank einen Schluck Tee. »Und wenn wir schon mal dabei sind, woher kennst du den Holler?«

»Holler war ein hohes Tier bei der Hamburger Gestapo. Ich glaube, er hat auch bei den Deportationen mitgemischt.«

»Und nach 45, ist ihm da nichts passiert?«

»Ich habe nie etwas gehört. Wahrscheinlich hatte er vorgesorgt. Genug Persilscheine gesammelt. Vielleicht hat ihn irgendeine Spruchkammer auch belastet. Aber das spielte doch bald keine Rolle mehr. Im Polizeisportverein jedenfalls war er vorne mit dabei und immer gut gelaunt.«

»Was hatte er im Polizeisportverein zu suchen, er war doch gar nicht mehr Polizist?«

»Alte Kameraden«, sagte der Vater. »Genau wie ich. Ich ging zurück zur Post und blieb viele Jahre im PSV.«

»Und Holler junior?«

»Kenne ich nicht. Aber warum sollte er mit alldem mehr zu tun haben als du?«

Auf der Heimfahrt versuchte Stachelmann eine Sitzposition zu finden, die ihm weniger Schmerzen bereitete. Die Tablette wirk-

te kaum. Kurz nach der Abfahrt Reinfeld begann der Stau, Ostseeeurlauber und eine lange Baustelle. Er hatte den Stau auf der Hinfahrt gesehen, aber vergessen, dass er auf der Rückfahrt die Autobahn schon in Reinfeld verlassen wollte. Er tippte auf die Stationstasten seines Radios, fand klassische Musik, ein Orgelkonzert aus dem Barock. Er drehte den Zündschlüssel nach links und legte die Hände hinter den Kopf. Er streckte sich, es half nicht. Er trug noch die monotone Stimme seines Vaters im Ohr. Sie klang nicht nach Gleichgültigkeit, sondern nach Selbstaufgabe. Er gehörte zu den unzähligen Menschen seiner Generation, die eingebunden waren in den großen Mord, den man seit einer schlechten amerikanischen Fernsehserie Holocaust nannte. Seltsam, wir nutzen bildlose Begriffe der Opfer, dachte Stachelmann. Es hilft beim Verdrängen. Sie bauen ein Holocaustdenkmal, damit die Amerikaner verstehen, dass die Deutschen was gelernt haben. Schließlich sollen die Amis weiter Mercedes und Volkswagen kaufen. Warum spricht man nicht vom Mord an den Juden? Und war es ein Brandopfer, wie sich Holocaust übersetzt? Ein Opfer? Haben die Juden sich geopfert? Seit Jahren ärgerte sich Stachelmann über die Gedankenlosigkeit oder Verdrängung, die als Akt der Solidarität mit den Opfern verstanden wird. Stachelmann benutzte diesen Begriff nicht.

Sein Vater hatte mitgemacht beim großen Mord. Das berühmte kleine Rädchen, ohne das kein Mordgetriebe läuft. KZ-Häftlinge bewacht und Flüchtige eingefangen. Er war wie die Lokführer, Teil eines Produktionsprozesses, an dessen Ende Rauch stand.

Wie hätte er sich verhalten? Hätte er den Mut gehabt, Befehle zu verweigern? Hätte er einen Weg gefunden, sich zu drücken?

Hinter ihm hupte es. Der Stau kroch ein paar Meter voran, zwischen Stachelmanns Golf und dem alten Ford Taunus vor ihm klaffte eine Lücke. Stachelmann startete den Wagen und fuhr ein Stück weiter. Er stellte den Motor ab.

Er hatte nie eine enge Beziehung gehabt zu seinem Vater.

Ossi spielte mit seinem Schlüsselbund. Zwischen großen und kleinen Schlüsseln, manche mit Plastikkappe, hing ein Wassermannemblem. Es klirrte. Ossi hatte den Telefonhörer am Ohr und wartete. Die Telefonanlage dudelte Bach, es klang grausam. Dann war Holler dran. Er schien verärgert. »Ja?«

»Nur eine kurze Frage. Könnte es sein, dass Sie jemanden vergessen haben auf Ihrer Liste?«

»Welche? ... Ach so, Sie meinen die Maklerliste. Ich habe die Liste nicht erstellt und auch nicht gesehen. Ich werde mich bei meiner Sekretärin erkundigen. War es das?«

»Haben Sie das Unternehmen von Herrn Enheim gekauft? Norbert Enheim?«

Schweigen.

»Ja, das habe ich. Steht der nicht auf der Liste?«

»Nein«, sagte Ossi, »der steht nicht drauf.«

»Das ist ein Fehler«, sagte Holler.

»Der Einzige?«, fragte Ossi.

»Ich werde es überprüfen. Wenn noch ein Verkäufer fehlt, werde ich Sie informieren.«

»Bis wann?«

»Wenn Sie binnen zwei Stunden nichts von mir gehört haben, ist die Liste vollständig. Bis auf Enheim natürlich.«

»Natürlich«, sagte Ossi. Er genoss es, den fehlerlosen Holler ertappt zu haben. Ossi legte auf. Er spielte mit dem Wassermannemblem. Dann blickte er auf den Schreibtischstuhl gegenüber, seine Laune verschwand. Dort hatte Ulrike gesessen, mehr als zwei Jahre lang. Jetzt war sie tot, und sie fanden den Mörder nicht. Ossi nannte die Person, die Ulrike überfahren hatte, Mörder, weil er es sich nicht vorstellen wollte, dass es ein Unfall war.

Er überlegte, ob er das linke untere Schubfach seines Schreibtisches öffnen sollte. Darin lagen eine Flasche Korn und Pfefferminzbonbons.

Er nahm das Telefonbuch und suchte nach Enheim. Es gab drei Eintragungen.

Er musste die Schublade aufziehen. Er sah die Flasche und schloss die Schublade wieder. Er lehnte sich zurück. Dann zog er am Griff der Schublade, nahm die Flasche, öffnete sie und nahm einen Schluck. Er drehte den Verschluss zu und legte die Flasche zurück. Er steckte sich ein Pfefferminzbonbon in den Mund, es schmeckte ekelhaft zusammen mit dem Schnaps. Solange Ulrike ihm gegenüber gesessen hatte, konnte er nicht trinken. Er ahnte, dass sie es gewusst hatte. Aber sie hatte nie etwas gesagt.

Er rief die Nummern an. Gleich der Erste erklärte, früher Makler gewesen zu sein.

»Sie haben an Maximilian Holler verkauft?«

»Ja, 1976. Da kam das Schwein und hat mir die Firma abgenommen. Das ist so seine Art. Will der Größte werden, wenn's geht, in ganz Norddeutschland.«

»Was heißt abgenommen? Ich dachte, Sie haben Ihre Firma verkauft.«

»So kann man das auch nennen. Aber kommen Sie mal vorbei, am besten gleich heute Nachmittag. Dann will ich Ihnen eine schöne Geschichte erzählen. Danach denken Sie anders von dem Heiligen.«

Ossi vergewisserte sich, dass Enheims Adresse in Ohlsdorf stimmte, und blieb noch eine Weile sitzen, nachdem er aufgelegt hatte. Das Gespräch mit Enheim verwirrte ihn. Der Mann hatte ruhig geklungen, nicht wie ein Nörgler. Es könnte die erste vernünftige Spur werden. Ossi stand auf und ging zu Tauts Dienstzimmer.

»Gehen wir was essen?«, fragte er seinen Chef.

Der brummte etwas, dann erhob er sich. Sie gingen zur Imbissstube Bei Erna im Wesselyring. Während Ossi Currywurst und Taut eine Bulette aß, berichtete Ossi von seinen Anrufen bei Holler und Enheim.

»Dann schau dir den Enheim mal an«, sagte Taut mit vollen Backen. »Das klingt interessant. Ist schon komisch, dass der nicht auf der Liste stand. Du kannst ja gleich deine neue Kollegin mitnehmen.«

»Was für eine Kollegin?«

»Carmen Hebel heißt sie. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Ist auch egal«, sagte Ossi.

»Du spinnst. Das ist gar nicht egal, du musst mit der nämlich auskommen in den nächsten Jahren. Soll gut sein, eine der Besten an der Polizeischule, danach nur Lob. Macht Kampfsport, kommt aus Stade.«

»Streberin. Ist vom Apfelbaum gefallen«, sagte Ossi.

»Im Alten Land gibt's auch Kirschbäume. Ein guter Polizeibeamter verrennt sich nicht in eine Ermittlungsrichtung.«

»Besserwisser.«

»Nach dem Essen ist Vorstellung, und dann zieht ihr ab zu Enheim nach Ohlsdorf.«

»Zu Befehl«, sagte Ossi und legte die rechte Hand an die Stirn. Er wusste, auch Taut fand diese Späße nicht mehr lustig. Sie taten so, als könnten sie weitermachen wie zuvor.

Die Neue trug kurze schwarze Haare. Sie war klein und trat selbstsicher auf. Sie hatte einen kräftigen Händedruck. Die Vorstellung war kurz. Alle sagten das Übliche. Viel Erfolg und gute Zusammenarbeit.

Ossi ging mit Carmen Hebel in ihr gemeinsames Dienstzimmer.

»Das ist also der Platz der getöteten Kollegin«, sagte sie.

»Der ermordeten Kollegin«, erwiderte Ossi.

Sie blickte ihn kurz an, antwortete aber nicht.

Er unterrichtete sie kurz über den Fall Holler und merkte schnell, dass sie sich bereits eingelesen hatte. Als er über Enheim sprach, waren ihre Augen auf ihn gerichtet. Sie hörte gespannt zu. Sie hatte wache schwarze Augen.

Dann sagte sie: »Ich heiße Carmen.«

»Oskar.« Er streckte ihr die Hand entgegen.

»Also Ossi«, sagte sie und nahm die Hand.

In Ossis Dienst-Passat fuhren sie nach Ohlsdorf. Ossi steckte sich eine Zigarette in den Mund. Carmen sagte:

»Bitte nicht.«

Er schaute sie verdutzt an, hob die Zigarettenschachtel an den Mund und steckte die Zigarette zurück. »Das werden schwere Zeiten«, sagte Ossi.

»Gesunde Zeiten«, erwiderte sie.

Enheim wohnte im Jupiterweg, einer kleinen Straße mit zweistöckigen Häusern aus rotem Klinker. Ossi stellte den Wagen vor der Hausnummer 27 ab. Es gab vier Klingeln, rechts oben stand in verblassten handgeschriebenen Blockbuchstaben ENHEIM. Ossi drückte auf den Klingelknopf. Sie warteten. Ossi drückte noch einmal lang auf den Knopf. Es geschah nichts. »Wir waren doch verabredet«, murmelte er. »Ob er kneift?«

Carmen drückte nacheinander auf die anderen drei Klingeln. Der Türöffner ratterte zweimal. Ossi öffnete die Tür. Eine alte Frau mit breiten Hüften watschelte ihnen im Erdgeschoss entgegen. Sie schaute sie misstrauisch an. Carmen hielt ihr ihren Dienstausweis vor die Augen.

»Polizei«, sagte die Frau erschrocken.

»Wir wollen zu Herrn Enheim?«, sagte Ossi »Hat er was getan?«, flüsterte die Frau.

»Nein«, erwiderte Ossi. »Überhaupt nichts.«

»Warum klingeln Sie dann bei mir?«

»Herr Enheim hat nicht aufgemacht.«

Oben von der Treppe schaute ein Mann herunter. Ossi erkannte einen Krückstock am linken Arm. Der Mann trug eine Glatze über einem fleischigen Gesicht. Die Backen hingen schwer. Carmen stieg die Treppe hoch.

»Sie haben bei mir geklingelt«, sagte der Mann.

»Ja, wir wollen zu Herrn Enheim.«

»Und warum klingeln Sie dann bei mir?«

»Weil Herr Enheim nicht geöffnet hat.«

Der Mann schüttelte den Kopf und ging zurück in seine Wohnung. Gegenüber war Enheims Tür. Carmen klopfte kräftig. Ossi kam nach oben. Sie schauten sich an, Ossi zuckte mit den Achseln. Carmen kramte in der Tasche ihrer Jacke. Als sie die Hand wieder herauszog, lagen drei Dietriche darin. »Vielleicht passt ja einer.« Sie steckte den kleinsten in das alte BKS-Schloss, ruckelte, es knackte, sie zog die Tür auf. Es ging so schnell, dass Ossi vergaß zu protestieren. »Das gibt Ärger«, sagte er.

»Nur wenn's einer merkt oder verpfeift«, erwiderte sie und grinste ihn an.

»Da haben sie mir ja eine ganz schlaue Kollegin aufs Auge gedrückt.«

»Sei froh«, sagte sie. Ossi fragte sich, warum er froh sein sollte.

Carmen rief in die Wohnung hinein: »Herr Enheim, sind Sie da?«

Keine Antwort. Ossi und Carmen schauten sich an und fassten schweigend den Beschluss, sich die Wohnung anzuschauen.

Im Flur ein abgetretener Läufer, Imitat eines Perserteppichs. An der Wand eine alte Kommode, darauf das Telefon. Darüber ein Kupferstich mit dem Motiv des Hamburger Hafens. Es stank muffig. Vom Flur zweigten drei Türen ab. Carmen öffnete die Tür an der rechten Wand. Es war die Küche. Es stank nach verbranntem Fett. Schmutziges Geschirr lag neben und im Becken. Der Hahn tropfte. Sie erschrak, als ein Brummen einsetzte. Der Kühlschrank war angesprungen. Carmen verließ die Küche und schüttelte den Kopf. »Nichts«, flüsterte sie. Ossi öffnete die Tür links im Flur. Das Badezimmer. Angelaufenes Waschbecken, der Spiegel über dem Waschtisch blind an einigen Stellen. Der Duschvorhang zeigte braune und schwarze Flecken. In zwei Ecken entdeckte Ossi blauschwarze Verfärbungen, Schimmel. Die Kacheln an den Wänden und auf dem Boden erschienen Ossi klein. An einer Stange hing ein Handtuch mit ausgefranstem Saum. Die Kloschüssel stand offen, sie war grau verfärbt. Ossi verließ das Badezimmer und schüttelte den Kopf. Carmen zeigte auf die Tür am Ende des Flurs und dann auf sich. Ossi blieb im Flur stehen, während Carmen zur Tür ging. Vorsichtig drückte sie die Klinke hinunter. Sie öffnete die Tür einen Spalt und steckte ihren Kopf ins Zimmer. Der Kopf fuhr zurück, Ossi blickte in weit aufgerissene Augen. »O Gott«, sagte Carmen. Dann übergab sie sich.

Stachelmann öffnete vorsichtig die Augen. Durch einen Schlitz der Vorhänge fiel ein Lichtstrahl ins Zimmer. Staub schwirrte in der Luft. Das Licht blendete ihn. Er schloss die Augen und spürte die Lähmung. Er fühlte sich, als wäre er nicht er selbst. Er öffnete die Augen wieder und merkte, er sah schlecht. Er hob

den Arm, der war schwer und gehorchte ihm nur mit Verzögerung. Die Apathie hatte ihn im Griff. Sie meldete sich mit einigen Monaten Abstand. Wenn der Anfall kam, konnte er nicht klar denken, die Feinmotorik von Fingern, Armen und Beinen war gestört. Die Gelenke fühlten sich an wie Gummi. Der Schmerz war gedämpft wie seine Wahrnehmung. Es würde ein paar Tage dauern, bis er wieder klar sein würde. Er fühlte sich wie eine Schildkröte auf dem Rücken. Die verfluchte Hilflosigkeit. Er würde nachher seine Kraft konzentrieren, am Seminar anrufen und sich krank melden. Grippe, würde er sagen, wie beim letzten Mal.

Er stand auf und ging ins Wohnzimmer. Er stützte sich an der Wand. Der Anrufbeantworter blinkte. Er drückte auf den Wiedergabeknopf. »Hallo, Josef, Anne hier. Ich kann nicht mitkommen am Montag. Bohming plant einen großen Auftritt beim Historikerkongress und hat mich gebeten, ihm zu helfen. Tut mir Leid. Ich wollte es dir gleich sagen. Gehen wir noch mal essen, bevor du nach Berlin fährst?« Ihre Stimme klang erschöpft.

Stachelmann setzte sich auf den Sessel und mühte sich zu begreifen, was geschah.

Dann ging er in die Küche und bereitete sich vorsichtig einen Tee. Er aß ein Toastbrot mit Marmelade und trank ein Glas Orangensaft. Als der Tee fertig war, nahm er einen Becher mit ins Schlafzimmer und stellte ihn auf die Kiste neben dem Bett, auf dem ein Buch lag, mit einem Linienschiff unter vollen Segeln auf dem Einband, »Hornblower in Westindien«. Stachelmann legte sich hin und nahm das Buch. Er versuchte zu lesen. Nach einem Absatz gab er auf. Er verstand nichts von dem, was vor seinen Augen verschwamm. Er schloss die Augen, bald schlief er ein.

Als er aufwachte, brauchte er einige Sekunden, um sich zu orientieren. Er schaute auf die Uhr. Drei Uhr am Nachmittag. Er

musste dringend am Seminar anrufen. Er stand auf und ging ins Wohnzimmer, Knie wie Gummi. Er nahm das tragbare Telefon und wählte die Nummer des Sekretariats. Renate Breuer meldete sich nach dem ersten Klingeln. Stachelmann versuchte seiner Stimme einen festen Klang zu geben: »Ich habe einen Infekt, so etwas wie Grippe. Ich glaube nicht, dass ich diese Woche noch komme.«

»Sie Armer. Aber es fällt deswegen ja nichts aus. Und dann sind schon Ferien. Ich sage Herrn Professor Bescheid. Gute Besserung.«

Stachelmann bedankte sich und legte auf. Er rief das Haus Morgenland an, um die Buchung für Anne aufzuheben. Dann nahm er das Telefon mit ins Schlafzimmer und legte sich hin. Er schaute auf die Decke. Er dachte an nichts. Er war nicht gut und nicht schlecht gelaunt. Es war ihm fast gleichgültig, dass Anne nicht mitfahren würde. Es war alles weit weg. Bohming also, dachte er. Er schlief ein.

Leopold Kohn öffnete die Tür des Spielzeugwarengeschäfts. Die Tür stieß an Glocken, die hell läuteten. Das Geschäft war leer. Dann erschien ein Mann, klein, fett, die langen roten Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden.

»Guten Tag, Sie suchen bestimmt etwas für Ihren Enkel.«

Kohn lächelte: »Ja, ein fernsteuerbares Auto oder so etwas.«

»Kommen Sie mit«, sagte der Mann. Er führte Kohn in einen Nebenraum. »Wir sind Spezialisten für Modellbau.« In dem Raum stapelten sich Kisten mit Autos, Schiffen und Flugzeugen. Verschiedene Größen, verschiedene Materialien, verschiedene Preise. »Vielleicht interessiert sich der Kleine auch für ein Flugzeug.« Der Mann zeigte in eine Ecke.

»Nein, ein Auto muss es sein.«

Der Verkäufer hob die Achseln. »Wenn es sein muss.«

Es klang enttäuscht.

»Ich schaue mich ein wenig um«, sagte Kohn.

»Rufen Sie mich, wenn Sie etwas gefunden haben oder was wissen wollen. Ich bin nebenan.«

Kohn betrachtete die Kisten mit den Autos. Er verglich die Funktionen und Reichweiten der Fernbedienungen. Er ging in den Hauptraum zum Verkäufer. Der saß über einem aufgeschlagenen Heft und schrieb etwas. Als er Kohn hörte, blickte er auf.

»Haben Sie keine leistungsfähigeren Fernbedienungen?«

»Nein, die gibt es nur als Spezialanfertigungen.«

»Und die für Flugzeuge?«

»Sind für Flugzeuge. Außerdem wird die Reichweite am Boden durch Hindernisse deutlich gesenkt. Wenn Sie ein Modellflugzeug am Boden rollen lassen, reicht dessen Fernbedienung auch nicht viel weiter als beim Auto.«

»Aber es ließe sich eine Fernbedienung bauen mit größerer Reichweite?«

»Es lässt sich alles bauen. Einen starken Sender kriegen Sie in Elektronikbouläden oder im Versandhandel, bestimmt auch im Internet. Aber wozu braucht Ihr Enkel so was? Das ist ja ein ganz spezielles Kerlchen. Wie alt ist er denn?«

»Zwölf. Er ist ein helles Köpfchen.«

»Ja, ja, und dann wachsen sie einem über den Kopf.«

»Danke erst mal«, sagte Kohn. Er verließ das Geschäft. Kohn ärgerte sich. Er hätte sich nicht auf das Gespräch mit dem Mann einlassen dürfen. Womöglich erinnerte der sich später daran und gab der Polizei einen Hinweis. Kohn hatte bisher keinen Fehler gemacht, es war der erste. Umso größer war sein Zorn auf sich selbst.

»Vielleicht zwei Jahre noch«, hatte der Arzt gesagt.

»Wenn Sie sich nicht behandeln lassen. Es gibt bei Prostatakrebs mittlerweile Erfolg versprechende Therapien.«

Und das war auch schon fast ein Jahr her. Wie lange halte ich durch? fragte sich Kohn. Er stellte sich vor, wie sich die Metastasen von der Prostata aus verteilten im Körper. Er wollte bald sterben. Es war besser, als weiterzuleben.

XI

Carmen erbrach sich in der Ecke neben der Tür. Sie hatte ihren Kopf aus dem Türspalt zurückgerissen und Ossi einen Augenblick angestarrt. Ihr Gesicht war weiß. Sie sieht aus wie eine Leiche, dachte Ossi. Dann drehte sie sich weg. Er ging an Carmen vorbei zur Tür und öffnete sie. Sein erster Blick fiel auf den Schreibtisch. Er war überdeckt mit Blut und Hirn. Der Rest eines Kopfes lag auf dem Gesicht, im Hinterkopf klaffte ein großes Loch. Auf dem Fußboden war eine graurote Masse verspritzt. Ein Arm lag auf dem Schreibtisch, er hielt eine Pistole. Ossi fiel der lange Lauf auf. Ein Schalldämpfer. Seit wann erschießt man sich mit Schalldämpfer?

Er trat zurück in den Flur. Carmen war verschwunden. Ossi wählte auf dem Handy die Nummer des Präsidiums. Er forderte einen Trupp vom Spurensicherungskommissariat und einen Rechtsmediziner an. Auf den Notarzt kann ich verzichten, dachte er.

Er verließ die Wohnung. Auf der Treppe saß zusammengekrümmt Carmen. Sie hatte ihr Gesicht mit einer Hand bedeckt. Als sie ihn hörte, nahm sie die Hand weg.

»Entschuldigung«, sagte sie. »Tut mir Leid.«

»Mir ist auch schlecht«, sagte Ossi. »So was habe ich noch nie gesehen.«

Er setzte sich neben sie und nahm ihre Hand. »Ein Scheißberuf«, sagte er. Aber er sagte es nur, um etwas zu sagen. Um sie zu trösten. Ihre Hand war kalt. Auf ihrer Stirn sammelten sich Schweißperlen. Ossi holte das Handy aus seiner Jackettasche und wählte noch einmal die Nummer des Präsidiums. »Winter noch mal. Schickt einen Notarzt. Schnell!«

»Nein«, sagte sie leise.

»Doch, markier nicht die Heldin. Du wirst es kaum glauben, auch Polizisten müssen kotzen.«

Sie saßen schweigend auf der Treppe, er hielt ihre Hand.

Die Kollegen von der Spurensicherung, der Rechtsmediziner und der Notarzt kamen fast gleichzeitig. Der Notarzt nahm Carmens Puls und maß ihren Blutdruck. Dann gab er ihr eine Spritze. »Um den Kreislauf zu stabilisieren. Soll ich Sie nach Hause bringen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Es wäre aber besser.«

»Nein«, sagte sie.

Sie ging in Enheims Wohnung. Die Tür zum Zimmer mit dem Schreibtisch war offen. Ein Kameralicht war aufgebaut. Vorsichtig betrachtete der Gerichtsarzt den Leichnam. Drei Männer von der Spurensicherung durchsuchten das Zimmer. Sie mühten sich, nicht in die Pfützen aus Blut und Hirn zu treten. Ossi stand im Flur. Carmen ging an ihm vorbei und beobachtete das Geschehen.

»Suizid?«, fragte sie in das Zimmer hinein.

Der Rechtsmediziner war ein knochiger großer Mann mit halblangem blondem Haar, das an der Stirn ausdünnte. Er hob seine Arme. »Vielleicht, vielleicht auch nicht.«

»Wann?«

»Woher soll ich das jetzt schon wissen?«

»Ist er schon kalt?«, fragte Carmen.

Der Rechtsmediziner warf ihr einen erstaunten Blick zu. »Ich schätze mal, heute Vormittag, zwischen elf und zwölf Uhr. Genaueres später.«

»Danke«, sagte Carmen und lächelte ihn an.

»Der erste rücksichtsvolle Selbstmörder«, sagte Ossi.

»Will seine Nachbarn nicht erschrecken.«

»Kann sein. Wir fragen mal die Nachbarn. Vielleicht hat trotzdem jemand was mitgekriegt.«

An der Hauseingangstür standen Leute und tuschelten.

»Wer nicht in diesem Haus wohnt, bitte gehen Sie jetzt«, sagte Ossi.

Drei Frauen verließen das Haus. Eine warf Ossi einen bösen Blick zu. Der Mann mit dem Krückstock und die Frau mit den breiten Hüften blieben stehen und schauten Ossi erwartungsvoll an. Der nickte Carmen zu: »Kannst du mit der Dame in ihre Wohnung gehen?«

Sie nickte zurück und stieg die Treppe hinunter.

Ossi bat den Mann, ihn in seine Wohnung zu führen.

»Gehen Sie bitte voran.« Auf der Wohnungstür war ein kupferfarbenes Schild angebracht: MORTIMER. Der Mann brachte Ossi ins Wohnzimmer. Es war so schmutzig wie vermutlich der Rest der Wohnung. Der Bezug des Sofas, auf das Ossi sich setzte, war früher wahrscheinlich beige gewesen, jetzt war es braun, Fäden waren im Stoff zu erkennen. Bald würden die Polster durchquellen. Kein Bild an der Wand, im Schmutz der Scheiben der beiden Fenster brachen sich Sonnenstrahlen.

»Sie sind Herr Mortimer?«

Der Mann saß auf einem Sessel. Er nickte. »Heinrich Mortimer.« Er zeigte braune Zahnstummel beim Sprechen. Speichelfäden hingen zwischen Ober- und Unterlippe.

»Seltener Name.«

Der Mann nickte.

»Sie sind Rentner?«

»Ich war im Außendienst. Jetzt beziehe ich eine Pension.«

»In welcher Branche?«

»Versicherungen.«

»Kannten Sie Herrn Enheim.«

»Ist er tot?«

»Ja.«

»An was ist er gestorben?«

»Sie kannten ihn?«

»Mehr schlecht als recht. Er war mein Nachbar. Wohnte gegenüber.«

»Hatten Sie Kontakt mit ihm?«

»Wenig. Ab und zu redeten wir übers Wetter oder den HSV. Sonst nichts.«

»Hatte Herr Enheim oft Besuch?«

»Selten. Ab und zu kamen Frauen. Sie wissen schon, was ich meine.«

»Prostituierte?«

Mortimer nickte. »Ich habe hin und wieder eine im Treppenhaus gesehen. Sie sahen jedenfalls aus wie Nutten.«

»Kennen Sie eine der Frauen?«

»Nein.« Mortimer grinste. Er sah so aus, als hätte er »leider« gedacht.

»Und sonstiger Besuch?«

Mortimer überlegte kurz. »Ja, ab und zu kam ein älterer Herr zu ihm.«

»Können Sie ihn beschreiben?«

Mortimer schüttelte den Kopf. »Mittelgroß, vielleicht einsiebzig, auffällig braunes Gesicht, buschige Augenbrauen, weiß.«

»Braunes Gesicht?«

»Ja, als käme er gerade aus dem Urlaub. Oder würde jeden Tag ein Sonnenstudio besuchen.«

»Wie oft haben Sie den Mann gesehen?«

»Einmal.«

»Aber Sie sagten: hin und wieder?«

»Na ja, ich habe durch den Spion geschaut, wenn drüben die Klingel ging.« Sein Tonfall verriet, dass er seine Neugier für normal hielt. »Und dann habe ich diesen Mann von hinten gesehen.«

»Von hinten. Es hätte doch ein anderer sein können?«

»Nein, er hatte immer eine graue Jacke an. Ach ja, er hatte weiße Haare, nicht sehr kurz geschnitten. Am Nacken waren sie lockig.«

Ossi fragte sich, wie oft Mortimer seine Kleidung wechselte. »Wissen Sie, wie der Mann gekommen ist?«

»Mit dem Taxi.«

»Immer?«

»Immer, heute auch.«

»Der Mann war heute bei Enheim?«

»Ja. Am Vormittag. Ich habe das Taxi am Fenster gesehen. Und er hat auch bei Enheim geklingelt.«

»Und er trug wieder diese Jacke?«

Mortimer nickte.

»Aber es ist Sommer. Wer trägt da eine Jacke?«

Mortimer zuckte mit den Achseln. »Ich meine ein Jackett.«

»Haben Sie nach dem Klingeln etwas gehört?«

»Nein. Doch. Die Tür schlug zu, als der Mann ging.«

»Das haben Sie sonst nicht gehört.«

»Wenn ich nicht gerade im Flur stehe, höre ich Enheims Wohnungstür nicht.«

»Standen Sie heute im Flur?«

»Nein, ich war im Wohnzimmer. Habe meinen Gummibaum gegossen, da hörte ich die Tür. Und auch Schritte.«

»Da hatte es einer eilig, hat die Tür zugeschlagen und ist gelaufen.«

Mortimer nickte. »Kann sein.«

Die Frau mit den breiten Hüften hieß Schmidt. Sie hatte wenig gesehen und nichts gehört. Sie erinnerte sich an diverse Damen, die das Haus betraten und in den ersten Stock stiegen. Einmal hatte sie einen älteren Herrn gesehen. Er trug ein graues Jackett. Beschreiben konnte sie den Herrn kaum: mittelgroß, schlankes Gesicht, weiße Haare. Carmen war enttäuscht von ihrer Befragung.

»Das ist gar nicht schlecht«, sagte Ossi. »Man kann ja nicht erwarten, dass einem der Täter frei Haus geliefert wird.«

»Und was ist, wenn die Kollegen von der Spurensicherung keine Spuren finden außer von Enheim?«

»Dann bleibt der Schalldämpfer.«

»Der beweist nicht, dass es Mord war«, sagte Carmen.

»Er könnte doch wirklich einen Grund gehabt haben, nicht gleich gefunden werden zu wollen.«

»Und der Mann mit dem Jackett? Der ist geradezu aus der Wohnung geflohen. Ob das Taxi schon auf ihn gewartet hat?«

»Lass uns mal in den Nachbarhäusern fragen. Nur, es gibt einen Haufen Gründe, schnell eine Wohnung zu verlassen. Nicht jeder, der das tut, ist ein Mörder.«

»Aber nicht in jeder Wohnung, aus der einer flüchtet, finden wir eine Leiche.«

Sie verließen das Haus, in dem Enheim gewohnt hatte, und begannen an den Nachbarhäusern zu klingeln.

Es ergab sich nichts Neues. Außer der Beobachtung einer jungen Frau. Sie berichtete Carmen, ein älterer Mann mit einem Jackett, grau oder dunkelgrün, sei zu Fuß die Straße hinuntergelaufen in Richtung Friedhof. Er hatte ein stark gebräuntes Ge-

sicht, das sei ihr wegen des Kontrasts zu den weißen Haaren besonders aufgefallen.

»Vielleicht hat er sich dort ein Taxi genommen. Oder er ist zum S-Bahnhof Kornweg gelaufen. Was auch immer«, sagte Carmen. »Wir sollten trotzdem versuchen über die Taxizentralen die Fahrer zu fragen. Vielleicht kann sich einer erinnern.«

»Klar. Aber zuerst machen wir etwas anderes. Wir fragen den Herrn Holler mal, wo er heute war zwischen elf und zwölf.«

Carmen schaute ihn verwundert an. Es sah so aus, als wollte sie ihn fragen, ob er Holler für blöd hielt. Oder für einen Maskenkünstler.

»Na ja«, sagte Ossi. »Könnte doch sein.«

»Wenn du keinen Unsinn in die Akten geschrieben hast, dann ist Holler ein großer, jugendlich wirkender Mann. So einer, in den sich Frauen gern verlieben. Wir haben es hier aber mit einem mittelgroßen alten Knacker zu tun. Und wahrscheinlich mit einem Suizid.«

»Ich dachte, du wolltest den Gegenstand deiner Verliebtheit endlich kennen lernen.«

Sie grinste. »Na gut, fahren wir hin. Guck ich mir den Wunderknaben mal an.«

Am Samstag ging es ihm besser. Er fühlte sich nicht stark, aber das Gummi war aus den Gelenken gewichen. Er konnte wieder tippen, ohne die Tasten zu verfehlen. Im PC fand er eine Mail von Anne. »Hoffentlich nichts Ernstes. Melde dich.«

Er überlegte sich, was er alles mitnehmen musste, wenn er am Montagmorgen nach Berlin fuhr. Er kramte in der Wohnzimmerskommode nach seinem Handy. Er fand es in einer Schublade unter Zeitungsseiten, die er aufgehoben hatte, Berichte über

historische Funde in Lübeck und an der Ostsee. Das brachte ihn auf die Idee, am Nachmittag an der Ostsee spazieren zu gehen.

Er ging den Weg, den er mit Anne gelaufen war. Es wimmelte von Menschen in Badeanzügen. Kinder kreischten. Jugendliche spielten Ball. Er zog die Sandalen aus und lief mit den Füßen im Wasser. Tang verhedderte sich zwischen den Zehen. Eine Horde Kinder tobte vorbei und bespritzte ihn. Er spürte die Anstrengung, der leichte Dauerwind kühlte die Stirn. Er hörte und sah den Trubel wie durch eine Wand. Bohming fiel ihm ein. Erst riet der Anne, sich an Stachelmann zu wenden, dann belegte er sie mit Beschlag für einen seiner Angeberauftritte. Stachelmann war zornig. Sonderlich traurig hatte Anne nicht geklungen auf dem Anrufbeantworter. Er hätte ein paar Mal fast ihre Nummer gewählt. Es hatte keinen Sinn. Sie hatte sich offenbar nicht genug gewehrt. Und nun recherchierte sie für den Sagenhaften und fuhr möglicherweise mit auf den Kongress, um Bohmings Auftritt zu umrahmen. Es war ekelhaft. Stachelmann ärgerte sich. Warum hatte sie Bohming nicht gesagt, dass alles schon gebucht war, auch das Haus Morgenland in der Finckensteinallee, einen Steinwurf entfernt vom Archiv? Sie wollte nicht mit. Sie wollte nicht mit ihm allein sein. Alle Freundlichkeit nur vorgespielt, damit er ihr half, sich selbst abzuschießen. Denn das war Bohmings Plan. Stachelmann, der Versager, der ehemalige Historiker der Zukunft, der musste weg für Bohmings Liebling. Aber erst, nachdem sie ihn ausgequetscht hatte. Er war noch von Nutzen.

Fast hätte Stachelmann einen Mann umgelaufen. Stachelmann bestaunte den Wanst des Manns, schwarze Haare bedeckten dicht Bauch und Brust. Um den Hals trug er ein Goldkettchen mit einem Emblem. Vorne eine Glatze, am Hinterkopf Haare, die bis hinunter zu den Schultern fielen. So stellte sich Stachelmann einen Zuhälter aus St. Pauli vor. Er wich dem Mann aus, der beachtete ihn nicht, sondern starrte hinaus aufs Wasser,

dorthin, wo zwei junge Frauen im Bikini Ball spielten.

Kurz vor der Seebrücke verließ Stachelmann den Strand. An der Promenade setzte er sich zu einer alten Frau auf eine Bank und schloss die Augen. Er war erschöpft. Ein Röhren riss ihn aus seinen Gedanken. Ein Golf, tiefer gelegt, mit schwarz verblendeten hinteren Seitenscheiben, dröhnte über die Uferstraße. Darin ein junger Mann, der Arm hing lässig aus dem Fenster. Stachelmann stand auf und ging in Richtung Scharbeutz. An der Scheibe seines Autos hing ein Strafmandat. Er zog es weg unter dem Scheibenwischer und ließ es auf den Boden fallen. Er hatte vergessen, am Automaten einen Parkschein zu ziehen. Es war ihm gleichgültig. Er fuhr vor zur Kreuzung und bog dort ab auf die Bundesstraße 432 in Richtung Itzehoe. In Ahrensbök verließ er die Bundesstraße in Richtung Stockeisdorf und Lübeck. Warum mussten so viele Orte nahe der Ostsee so hässlich sein?

Er parkte seinen Wagen an der Obertrave. Im Wohnzimmer blinkte der Anrufbeantworter. Seine Mutter. Sie klang traurig. Er möge zurückrufen. Er nahm das tragbare Telefon und legte sich aufs Bett. Dann wählte er die Nummer seiner Eltern. Seine Mutter war nach dem ersten Klingeln am Apparat.

»Deinem Vater geht es nicht gut«, sagte sie.

»Mir auch nicht.«

»Vielleicht habt ihr noch nicht alles besprochen.«

»Was gibt es noch zu bereden?«

»Ich glaube, dein Vater würde sich freuen, dir noch etwas über diesen Holler zu erzählen. Du interessierst dich ja so für diesen Mann.«

Stachelmann antwortete nicht. Natürlich interessierte ihn dieser Mann.

»Warum sagst du nichts?«, fragte seine Mutter.

»Und was weiß er?«

»Das will er dir selbst sagen.«

»Dann hol ihn bitte ans Telefon.« Stachelmann war sich sicher, der Vater saß neben der Mutter und hörte mit der Ohrmuschel zu.

Seine Mutter zögerte, dann sagte sie: »Er ist spazieren. Außerdem ist es, glaube ich, besser, wenn er es dir nicht am Telefon sagt.«

»Ich muss packen, dann fahre ich nach Berlin und Weimar. Wenn ich zurück bin, melde ich mich«, sagte Stachelmann. Er hätte gern gewusst, was sein Vater über Holler zu berichten hatte. Er hätte sofort zu ihm fahren können, aber er wollte nicht. Seine Mutter war noch trauriger, als er sich verabschiedete. Der Bruch mit dem Vater war unausgesprochen, es hatte keinen Streit gegeben, jedenfalls kein Geschrei oder was sonst dazu gehören mochte. Stachelmann hatte sich verabschiedet und war nach Hause gefahren. Er hatte keinen Zweifel, auch sein Vater hatte den Riss gespürt.

Und was hatte er mit Holler noch zu tun nach dem Anschiss beim Polizeipräsidenten? Von Ossi hatte er auch nichts mehr gehört. Er überlegte, ob er Ossi anrufen solle. Aber dann ließ er es. Er griff zu Hornblowers Abenteuern in der Karibik.

Auf der Bundesautobahn 24 wimmelte es von Urlauberautos. Schwer beladen, Fahrräder auf dem Dach, manche mit Anhänger, Wohnmobile und Wohnwagen. Die meisten kamen aus der Gegenrichtung, aus Berlin. Die Raststätten waren überfüllt und lärmig. Auf dem Berliner Ring fuhr Stachelmann ein Stück in Richtung Süden und verließ die Autobahn an der Ausfahrt Zehlendorf. Es waren nur noch wenige Kilometer bis Lichterfelde. Dort war vor einiger Zeit die Berliner Niederlassung des Bundesarchivs eingerichtet worden. Stachelmann kannte einige Aktenbestände, er hatte nach der deutschen Einheit einen Ausflug unternommen in die Geschichte der DDR. Damals besuchte er das ehemalige Zentrale Parteiarchiv der SED in der Wilhelm-

Pieck-Straße am Prenzlauer Berg, die inzwischen Torstraße hieß. Im früheren Gebäude des Zentralkomitees der SED, am Eingang Pieck und Grotewohl, war dereinst das Institut für Marxismus-Leninismus untergebracht gewesen, es verwahrte die Aktenbestände von SED und KPD. Im obersten Stockwerk, fast unter dem Dach, schleppten fleißige Archivare Tonnen von bis dahin nicht freigegebenen Akten zu ihren neugierigen Lesern. Es war ein Erlebnis für Stachelmann, aber nicht nur für ihn. Seit Jahren schon gammelte das Gebäude in der Torstraße vor sich hin, die Akten lagerten in Lichterfelde, in der ehemaligen Kaserne der Leibstandarte-SS »Adolf Hitler«, auf deren Hof während des »Röhm-Putsches« im Juni 1934 tatsächliche und vermeintliche Gegner des Führers serienweise ermordet wurden. Immer wenn er hierher fuhr, ging ihm diese Geschichte durch den Kopf.

Er stellte den alten Golf an der Straße vor dem Haus Morgenland ab. Es war ein altes Gemäuer mit knarrenden Dielen. An der Rezeption füllte er den Meldezettel aus, er erhielt den Zimmerschlüssel und den Schlüssel für den Parkplatz. Er trug seinen Koffer zum Eingang und fuhr seinen Wagen auf den Hotelparkplatz. Dann schleppte er den Koffer zwei Treppen hoch. Er bezog ein kleines Zimmer auf der straßenabgewandten Seite, so, wie er es bestellt hatte. Er streckte den schmerzenden Rücken und legte sich aufs Bett. Hier hatte er mit Anne wohnen wollen. Für sie hatte er das Zimmer nebenan gebucht. Er war traurig.

Am Morgen trank er nur eine Tasse Kaffee. Er war aufgeregt, wie immer, wenn er in ein Archiv ging. Wie viele Rätsel mochten sich noch in den Akten verstecken, in den Millionen von Seiten Papier? Es war so ähnlich wie bei den modernen Schatzsuchern, hundert Versuche, ein Treffer, wenn überhaupt. Immerhin, die Erfolgsaussichten waren größer als beim Lotto.

Stachelmann meldete sich im Lesesaal an. Im Saal standen Tische und Stühle in Reihen. Die meisten Tische waren besetzt,

mehrheitlich junge Leute mit Laptops, die für Examensarbeiten nach Archivperlen suchten. Er sah auch einige ältere Männer, manche schlugen sich mit der eigenen Geschichte herum. Einmal hatte Stachelmann sogar Egon Krenz über Akten gebeugt gesehen, als er sich auf seinen Prozess vorbereitete. Es wäre ein tröstlicher Gedanke, wenn bei mancher ehemaligen Größe aus Partei und Staat der DDR das Gewissen der Antrieb wäre, im Archiv nach dem zu suchen, was bei fast allen die Verdrängung schon verschüttet hat.

Stachelmann freute sich, als ein Mitarbeiter des Lesesaals sich an ihn erinnerte, ein hoch gewachsener älterer Herr mit einer langen Nase. Ihn hatte Stachelmann noch als Mitarbeiter des Instituts für Marxismus-Leninismus kennen gelernt. Seinen Namen hatte er vergessen, in solch peinliche Lage geriet er oft. Stachelmann freute sich, als er das Namensschild des Manns entziffern konnte, es war Herr Bender.

»Gut, dass Sie uns den Bestand vorab genannt haben. Es herrscht großer Andrang. Es war doch NS 3?«

Stachelmann nickte. »NS 3, das Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt der SS, und NS 4.«

»Kommen Sie bitte mit«, flüsterte Bender. Er führte Stachelmann zu dem großen Regal mit den Findbüchern, die meisten blau eingeschlagen. Er zeigte auf mehrere Bände, auf deren Rücken erkannte Stachelmann die Signaturen NS 3 und NS 4. »Schauen Sie hinein. Sie können allerdings in dieser Woche nicht alles bekommen. Eine Behörde muss etwas ermitteln, dringend, eilig und so weiter. Man freut sich als Staatsbürger, wenn eine Behörde sich beeilt. In diesem Fall aber sind Sie der Leidtragende.«

»Welche Behörde?«, flüsterte Stachelmann.

»Kommen Sie auf den Gang«, sagte Bender. Als sie den Lesesaal verlassen hatten, flüsterte Bender: »Irgendeine Stelle der Hamburger Finanzverwaltung. Steuerfahndung, tippe ich mal.

Nur, die Steuerhinterzieher in diesen Akten, die sind längst aus dem Schneider, verjährt. Und nun verklage mal jemand die SS oder ihren Verwaltungschef Pohl auf Steuernachzahlung.« Bender kicherte. »Ich habe die beiden Herrn gefragt und keine Antwort gekriegt. Das Einzige, was ich herausgefunden habe, ist, dass die beiden die Höflichkeit nicht erfunden haben. So war das früher immer.«

Stachelmann begriff, Bender ärgerte sich. Sonst hätte er sich nicht hinreißen lassen zu schimpfen. »Und nun habe ich also meine Recherche vor Monaten beantragt, fristgerecht, und komme trotzdem nicht an die Akten, die ich anschauen will.«

»So schlimm ist es nicht«, sagte Bender. »Die meisten kriegen Sie, aber eben nicht alle.«

»Und wann kriegen ich die Akten, die die Finanzheinis sich unter den Nagel gerissen haben?«

Bender zog seinen Mund in die Breite, die Augenbrauen wanderten nach oben. »Ich weiß es nicht. Ich fürchte, das wissen nicht einmal die Herren aus Hamburg.«

»Und welche sind es?«

»Zurzeit einen Haufen aus dem Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt und auch NS 4 Ne, also Neuengamme. Die haben sich alle Hamburger Akten unter den Nagel gerissen und alle zentralen, die mit Hamburg zu tun haben könnten. Eine Menge.«

»Toll«, sagte Stachelmann. »Vielleicht kann man mit den Herren verhandeln?«

»Versuchen Sie es. Wenn Sie sich den Tag verderben wollen.«

»Zeigen Sie mir die Herren bitte.«

Bender verzog sein Gesicht, als hätte er etwas Saures gegessen. »Bitte, ich will Ihrem Unglück nicht im Weg stehen.« Sie gingen zur Tür, Bender zeigte auf zwei Männer, die ihnen die Rücken zuwandten. »Die beiden. Aber stören Sie nicht die anderen Benutzer.«

Stachelmann ging zu beiden Herren. Er blieb einen Augenblick in ihrem Rücken stehen. Beide hatten Akten aufgeschlagen vor sich liegen. Die Aktenköpfe wiesen sie aus als Briefe und Notizen aus dem Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt. Der Mann, der am Gang saß, drehte sich um, vielleicht hatte er gemerkt, dass er beobachtet wurde.

»Guten Tag«, flüsterte Stachelmann. »Haben Sie einen Augenblick Zeit?«

Der Mann hatte ein kleines, dünnes Gesicht und eine Glatze. Er trug eine Hornbrille, die zu schwer erschien. Sie saß fast auf der Nasenspitze. »Eigentlich nicht«, sagte er. »Aber ich komme mal mit auf den Gang.«

Der kleine Mann ging voraus auf krummen Beinen. Im Gang drehte er sich abrupt um. »Bitte?«, sagte er. Seine Stimme klang blechern.

Stachelmann war überrascht und ärgerte sich darüber. Sein Ton wurde schärfer, als er es gewollt hatte. »Ich hatte mich hier fristgerecht angemeldet, um unter anderem die Akten einsehen zu können, die Sie für sich reserviert haben. Die Fahrt hierher kostet mich Zeit und Geld.«

»Das bedaure ich«, sagte der kleine Mann. »Aber ändern kann ich es nicht.«

»Und wann kann ich die Akten haben?«

»Weiß ich nicht«, sagte der Mann.

»Sind Sie in der Lage, mich zu informieren, wenn es so weit ist?«

»Das steht außerhalb meiner Möglichkeiten.«

»Von welcher Behörde sind Sie eigentlich?«

Der Mann drehte sich um und ging zurück in den Lesesaal.

Stachelmann ging vor die Tür ins Freie. Er lief über den ehemaligen Kasernenhof zur Kirche, die als Bibliothek genutzt wurde. Die Kirche zeugte davon, dass die Anlage in wilhelmini-

scher Zeit als Hauptkadettenanstalt genutzt wurde. Preußens Elite, dann die der SS. Er holte das Handy aus der Hemdtasche und wählte Ossi Nummer im Präsidium.

»Winter.«

»Stachelmann.«

»Dich gibt's auch noch?«

»Leider. Sag mal, habt ihr Leute nach Berlin ins Bundesarchiv geschickt?«

Schweigen. Dann sagte Ossi: »Was sollen wir getan haben?«

»Leute ins Bundesarchiv geschickt zur Aktenrecherche.«

»Entschuldige, hast du was getrunken?«

»Im Gegensatz zu dir trinke ich selten und wenig.«

Schweigen. »Hast du sonst noch was?«, fragte Ossi.

»Nein. Ist was?«

»Was soll sein?« Es klickte.

Stachelmann setzte seinen Spaziergang fort. Er brauchte einige Minuten, um zu begreifen. Er hatte Ossi beleidigt. Ossi gehörte zu jenen Trinkern, die sich für ihre Sucht schämten. Das hatte Stachelmann nicht gewusst und auch nicht, dass die Sucht Ossi so stark bedrängte.

Ossi legte den Hörer weg und starrte an die Wand.

»Was ist los?«, fragte Carmen. Sie saß ihm gegenüber und tippte einen Bericht in den PC. Die Finger tanzten auf der Tastatur.

»Nichts«, sagte er. »Gar nichts.«

»Dann ist ja gut.« Sie tippte eine Weile. »Was macht eigentlich der Finanzbericht?«

»Welcher Finanzbericht?«

»Na ja, die Auswertung der Holler-Buchhaltung.«

»Sag mal, du kennst die Akten schon auswendig.«

»Ich bin eine gute Polizistin.«

Ossi lachte. »Eine bescheidene Polizistin.«

»Ich kümmere mich mal drum«, sagte Carmen.

»Und ich organisiere in der Zwischenzeit eine Runde Kaffee.«

Als Ossi mit dem Kaffee in Plastikbechern zurückkam, sagte Carmen fröhlich: »Der Steinbeißer kommt gleich. Wunderbarer Name. Saß mit seinem Arsch auf seinem gemütlichen Schreibtischstuhl und hat gewartet, bis sich jemand bei ihm meldete. Ganz Kollege der alten Schule.«

Sie tranken Kaffee. Ossi fiel das Telefonat mit Stachelmann wieder ein, seine Laune wurde schlechter.

»Was ist dir denn über die Leber gelaufen?«, fragte Carmen.

Ossi staunte, wie schnell sie sich eingelebt hatte. Sie hatte manchmal das Mundwerk eines Droschkenkutschers. »Wie viele Geschwister hast du gehabt?«

»Sechs, wie kommst du jetzt darauf?«

»Nur so, nicht wichtig. Wollte nur wissen, warum du so eine große Klappe hast.«

»Jetzt weißt du es.«

Es klopfte an der Tür.

»Herein«, brüllte Ossi. Es klang böse, aggressiv.

Steinbeißer erschien. Er sah eingeschüchtert aus. Er blickte sich um, als wollte er alle Gefahrenquellen erkennen, dann stand er in seinem verschlissenen grauen Anzug mit der grauen Krawatte vor Ossi und schwieg. Er trug einen Aktenordner unter dem Arm.

»Nehmen Sie Platz, Kollege Steinbeißer.« Ossi zog den Stuhl vor, der auf der anderen Seite seines Schreibtischs stand. Stein-

beißer setzte sich und schwieg.

»Was hat Ihre Untersuchung ergeben?«

»Nichts Unregelmäßiges, wenn man einrechnet, dass auch die Unregelmäßigkeiten Regeln folgen.«

Will der mich auf den Arm nehmen? fragte sich Ossi. Er schaute zu Carmen, sie hatte sich umgedreht, mit der Hand vor dem Mund. Hoffentlich lachte sie nicht gleich laut los.

»Aha«, sagte Ossi. »Und die regelmäßigen Unregelmäßigkeiten haben Sie sich einmal betrachtet?«

Steinbeißer nickte.

»Und was kam heraus bei Ihren Betrachtungen?«

Steinbeißer öffnete seinen Aktenordner. Er blätterte, dann richtete er sich auf und sagte: »Ich habe hier eine Aufstellung.« Er öffnete den Metallbügel der Ordners.

»Wenn Sie wollen, können Sie sich diese Zusammenfassung hier kopieren.«

Ossi nahm das Blatt und betrachtete es kurz. Es war eine Tabelle. Links stand Name, dann weiter: Kaufdatum, Kaufsumme, Rückerstattung, Datum Rückerstattung. Unter Namen standen acht Personen, an zweiter Stelle Enheim, an vierter Stelle Grothe. Ossi las: »Helmut Fleischer, Norbert Enheim, Karl Markwart, Otto Grothe, Otto Prugate, Johann-Peter Meier, Ferdinand Meiser, Gottlob Ammann.«

Carmen hatte sich beruhigt, sie schaute ihn neugierig an. »Und?«

»Das sind die Makler, die an Holler verkauft haben. Sortiert nach dem Verkaufsdatum.« Er blickte Steinbeißer an.

Steinbeißer nickte.

»Gut, zählt man die Kaufsummen zusammen, kommt man auf dreizehn Millionen. Das sind zwei Millionen mehr, als auf dem Elf-Millionen-Konto lagen. Die kann Holler aus dem laufenden Betrieb erwirtschaftet haben.«

Steinbeißer blickte unbeteiligt.

»Und dann gibt es hier eine Position, aus der ich nicht schlau werde: Rückerstattung. Was heißt das?«

Steinbeißer blätterte in seinem Aktenordner. »Das heißt, dass jeder Verkäufer nach dem Verkauf Geld an Herrn Holler überwiesen hat. Ich habe es ausgerechnet, etwa acht bis zwölf Prozent der Kaufsumme. Herr Enheim zum Beispiel hat seine Firma für eins Komma sieben Millionen verkauft und einhundertachtzigtausend Mark an Holler überwiesen.«

»Wann?«, fragte Carmen.

»Sieben Monate nach dem Verkauf.«

»Sieben Monate? Das ist lang. Warum?« Er schaute Steinbeißer streng an.

Der schüttelte den Kopf. »Die Position nennt sich Rückerstattung, mehr als in den Papieren steht, weiß ich nicht. Ist ziemlich ungewöhnlich, finde ich.«

»Finden Sie«, sagte Ossi resignierend. »Keine Idee? Kein Verdacht?«

»Nein, was ich nicht in den Akten finde, kann ich nicht nennen.«

»Dann seien Sie froh, dass der liebe Gott Sie zum Polizisten gemacht hat.«

Steinbeißer zuckte mit den Achseln. Er stand auf.

»Kann ich jetzt gehen? Die Arbeit wartet.«

»Danke für Ihre Mithilfe«, sagte Ossi. Steinbeißer ging.

»Wir fahren zu Holler«, sagte Ossi.

»Moment, ich schaue mir schnell die Liste an.« Sie nahm die Liste und verließ das Zimmer. Nach zwei Minuten kehrte sie mit zwei Kopien zurück. »Das Original kommt in die Akte. In den Kopien können wir uns künstlerisch verewigen.« Sie reichte

Ossi ein Blatt. Mit dem anderen setzte sie sich an den Schreibtisch. Sie nahm einen Kugelschreiber und hakte die Spalten ab. »Die Sache ist eigentlich klar, wenn man sie mal so sieht. Der Steinbeißer mag eine Witznummer sein. Von Buchhaltung versteht er was. Er hat diese einfache Liste aus Hollers Büchern zusammengebaut. Ich könnte das nicht.« Sie schaute Ossi an: »Was ist mit Enheim? Was sagt die Rechtsmedizin?« Sie hob den Telefonhörer ab und drückte eine Schnellwahltaste. »Den Herrn Ablass bitte.«

Sie wartete, dann sagte sie: »Na, Doc, was gibt's? Mord, Selbstmord, Spuren?« Sie hörte zu. Dann sagte sie: »Okay, wir kommen.«

Sie winkte Ossi, sie zu begleiten. In der Rechtsmedizin im Universitätsklinikum Eppendorf erwartete sie Dr. Ablass, Nachfolger von Dr. Werner Hauschildt, dem erfahrensten Rechtsmediziner der Stadt, der vergangenen Monat in Pension gegangen war. Ablass war ein kleiner, drahtiger Mann mit einem schmalen Oberlippenbart und einer runden Brille mit dicken Gläsern. »Gut, dass Sie kommen«, sagte er anstelle einer Begrüßung. Er reichte Ossi und Carmen flüchtig die Hand. »Aha, die Neue.« Carmen erwiderte nichts.

»Die Sache ist klar«, sagte der Arzt. »Enheim wurde erschossen.«

»Also kein Selbstmord?«, fragte Ossi und schalt sich, gefragt zu haben.

Ablass schüttelte den Kopf. »Natürlich nicht. Erschießen Sie sich mal, ohne Schmauchspuren an Ihren Händen zu hinterlassen. Enheim hätte sich vielleicht öfter die Hände waschen sollen, aber wir haben nichts gefunden, was darauf schließen ließe, er könnte sich selbst eine Kugel in den Kopf gejagt haben. Dagegen spricht ja auch der Schalldämpfer.«

Ossi schüttelte den Kopf.

»Ist ja egal«, sagte Ablass. »Kaliber neun Millimeter, ich tippe

auf eine Walther P 1 beziehungsweise P 38.«

»Das ist eine Militärwaffe«, sagte Ossi.

»Nicht nur. Sie wurde ab Ende der fünfziger Jahre bei Bundeswehr, BGS und Polizei benutzt. Neben der SIG P 210-4 oder P 49 war sie die Standardpistole der Nachkriegszeit. Die P 38 löste im Krieg die Luger 08 ab, auch als Dienstwaffe der Polizei. 1957 wurde die Produktion wieder aufgenommen, die Pistole kriegt ein Griffstück aus Leichtmetall und einen neuen Namen: P 1. Das jedenfalls behaupten die lieben Kollegen von der Kriminaltechnik. Aber es ist schon schrill, die Polizisten der sechziger und siebziger Jahre liefen mit der gleichen Knarre rum wie einst die lieben Kollegen der Gestapo. Äußerst geschmackvoll. Es waren ja auch Kollegen dabei, für die es nie eine Stunde null gegeben hat.« Ablass schüttelte sich leicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen.

»Lässt sich denn rauskriegen, ob die Pistole aus dem Krieg stammt oder aus den fünfziger Jahren?«

»Halt, halt, nicht so eilig. Sie übersehen, dass ich nur laut geraten habe. Da sind ein paar Spuren auf der Kugel, die ich schon ein paar Mal bei anderen Kugeln gesehen habe, die aus einer P 1 abgefeuert wurden. Das beweist aber gar nichts.«

»Aber Sie würden uns doch nichts darüber sagen, wenn Sie nicht einigermaßen sicher wären?«

Ablass antwortete nicht. Carmen kaute auf ihrer Unterlippe.

»Wann ist Enheim erschossen worden?«, fragte sie.

»Zwischen elf und zwölf, wahrscheinlich ziemlich genau um halb zwölf.«

»Dann ist der Mann mit dem grauen Jackett der Hauptverdächtige.«

»Der einzige Verdächtige, wir kennen nämlich keinen anderen«, sagte Ossi.

»Wir müssen sofort zu Mortimer und sehen, dass wir eine bes-

sere Personenbeschreibung kriegen, ein Phantombild. Komm!«, sagte Carmen.

Gleich zieht sie mich am Arm hinter sich her, dachte Ossi. Mein Gott, ist die hektisch.

Er trottete absichtlich langsam hinter ihr her. Sie drehte sich auf dem Weg zum Auto einige Male ungeduldig nach ihm um.

»Polizeiarbeit macht man mit dem Kopf!«, rief er ihr zu.

»Und manchmal mit den Beinen. Da nutzt dir der schnellste Kopf nichts, wenn du nicht gut zu Fuß bist. Was hast du davon, wenn du einen Täter kennst, ihn aber nicht fängst, weil du ein Lahmarsch bist?«

Ossi fand, sie lief nun noch schneller. Als er am Wagen ankam, saß sie bei laufendem Motor am Steuer. Er setzte sich auf den Beifahrersitz, sie fuhr mit quietschenden Reifen los. »Fehlt nur noch das Blaulicht«, sagte Ossi.

»Gute Idee.« Sie setzte das Blaulicht aufs Dach und schaltete die Sirene ein. Sie raste in Richtung Ohlsdorf.

Sie fuhr gut, aber Ossi ging die Hektik auf die Nerven. Es war egal, ob das Phantombild, wenn überhaupt eines dabei herauskam, zehn Minuten früher oder später verteilt wurde. »Das macht dir Spaß«, sagte er.

»Ein bisschen schon.« Sie schimpfte über einen Opelfahrer, der nicht schnell genug auswich.

»Und jetzt stell dir vor, du baust einen Unfall, weil du so rast. Dann gibt's so schnell gar kein Phantombild.«

»Ich baue keinen Unfall«, sagte sie.

Sie baute keinen Unfall. Mit quietschenden Reifen hielt sie vor der Tür des Hauses, in dem Enheim ermordet worden war.

Sie hatten Glück, Mortimer war zu Hause. Er schaute Ossi überrascht an, grinste dann, als er Carmen sah, und bat sie herein. »Haben sich Verstärkung mitgebracht«, sagte er. »Das

lässt man sich gern gefallen.« Er humpelte auf seiner Krücke zum Wohnzimmer.

»Ja, ja«, sagte Ossi.

»Nun, haben Sie Ihren Mörder?«

»Wir suchen zurzeit ein paar, welchen meinen Sie?«, fragte Carmen.

»Ein paar«, sagte Mortimer. »Hamburg wird immer unsicherer.«

»Und deswegen werden Sie wahrscheinlich auch einen durchgeknallten Amtsrichter in die Bürgerschaft wählen«, sagte Carmen.

Mortimer schaute sie an, dann schüttelte er den Kopf. Speichelfäden hingen zwischen Ober- und Unterlippe.

»Ich glaube, das gehört nicht zum Verhör.«

»Das ist kein Verhör«, sagte Ossi. »Wir haben eine Bitte.

Wir möchten, dass Sie uns ins Präsidium begleiten, wir brauchen ein Phantombild von dem Herrn, der ab und zu im Haus war, der mit dem grauen Jackett.«

»O je«, sagte Mortimer, »ich glaube nicht, dass dabei was rauskommt. Ich habe ihn kaum gesehen.«

»Aber Sie sind ihm doch begegnet?«

»Ja, aber da hat er sich weggedreht, als er mich sah.«

»Und das kam Ihnen nicht komisch vor?«, fragte Carmen.

Er schaute sie streng an. »Natürlich kam mir das komisch vor.«

»Am besten wäre, Sie kommen gleich mit uns. Ich bringe Sie auch wieder nach Hause.« Ossi stand auf.

»Haben Sie guten Kaffee im Präsidium?«

»Sie kriegen einen aus der Kantine, nicht aus dem Automaten. Einverstanden?«

Mortimer nickte, nahm seine Krücke und erhob sich. Er stieg

geschickt die Treppe hinunter. Dann quälte er sich auf die Rückbank des Passat, Carmen fuhr zum Präsidium. Dort angekommen, begleitete sie Mortimer zum Zeichner, während Ossi Kaffee in der Kantine holte. Auf dem Weg traf er Taut. »Wir müssen uns mal zusammensetzen«, sagte Taut. »Vielleicht kriegen wir dann einen Faden in die Hand. Sagen wir, heute Abend, achtzehn Uhr.«

»Das ist nach Dienstschluss.«

»Ja. Wir kriegen sonst keine Ruhe.«

Ossi balancierte drei Becher Kaffee zu dem Raum, in dem Mortimer dem Zeichner erklärte, wie der Mann mit dem grauen Jackett aussah. Als Ossi die Tür mit dem Ellbogen geöffnet hatte, schaute ihn Carmen mit hochgezogenen Augenbrauen an. Das mochte heißen, es bringt nichts. Oder das Gegenteil. Ossi setzte den Kaffee ab und beobachtete Mortimer und den Zeichner. Mortimer machte den Mann nervös. Er war ungeduldig. Ein Zeichen, es würde nichts herauskommen. Das Fahndungsbild konnten sie sich abschminken. Gewiss, der Zeichner war kein Psychologe, aber Mortimers Fantasie hätte auch einen Seelendoktor platt gewalzt.

Mortimer trank einen Schluck Kaffee und verzog das Gesicht. »Ist der immer so schlecht?« Er wartete die Antwort nicht ab, wandte sich gleich wieder dem Zeichner zu.

»Die Backen müssen Sie aber schmaler machen.«

»Vorhin sollte ich sie weiten.«

»Weiten?« Mortimer schaute ihn an. »Dicker machen. Aber nun sind sie zu dick. Und außerdem, es fällt mir gerade ein, hatte er unheimlich buschige weiße Augenbrauen.«

»Ich lasse Sie jetzt allein arbeiten«, sagte Ossi.

Carmen erhob sich. »Rufen Sie mich an, wenn Sie so weit sind.«

Sie gingen in ihr Zimmer. »O Gott«, sagte Carmen.

»Das ist ein Schuss in den Ofen.«

»Du hattest es ja so eilig. Um sechs ist Besprechung bei Taut.«

»Toll, hat mir gerade noch gefehlt.«

»Du magst deine neuen Kollegen wohl nicht.«

»Ich kenne sie nicht. Ich hatte heute Abend eigentlich was anderes vor.«

Ossi erwiderte nichts. Er beugte sich über die Akte Kreimeier. Es gab keinen Fortschritt im Fall Kreimeier, es gab keinen Fortschritt im Fall Holler, es gab keinen Fortschritt im Fall Enheim. Mortimer würde ihnen nicht helfen. Wenn überhaupt ein Phantombild herauskam, konnten sie es in den Papierkorb werfen. Wer war der Mann mit dem Jackett? Ossi griff zum Telefonhörer und rief Kurz an. »Habt ihr die Taxifahrer befragt?«

»Wir haben noch nicht alle erwischt. Wir sind nur Normalsterbliche und keine Zauberer.« Kurz war gereizt.

»Es muss doch möglich sein, einen supergebräunten weißhaarigen Mann mit einem grauen Jackett zu finden, der mehrfach mit einem Taxi nach Ohlsdorf zur selben Adresse gefahren ist!«

»Nichts leichter als das.«

Ossi legte auf. »Wir fahren noch mal nach Ohlsdorf«, sagte er.

Carmen schüttelte den Kopf. »Das bringt nichts mehr.«

»Vorhin bist du gerast wie eine Irre, und jetzt sitzt du da und verplemperst unsere Zeit.« Er warf ihr einen wütenden Blick zu. Er wurde nicht schlau aus ihr. Einmal war sie hellwach, geradezu überdreht, sprühte vor Tatendrang, dann erschien sie ihm wie eine Schnecke. Fehlt noch, dass sie eine Schleimspur hinter sich herführt. Als er seine neue Kollegin kennen lernte, hatte er sich gefreut. Sie schien flink im Kopf und unkompliziert. Hübsch war sie außerdem. Aber ihre Eigenmächtigkeit ging ihm auf die Nerven. Wie sie alles an sich riss. Zuerst hatte er es geduldet, sich belustigt. Aber nun, als sie in Lethargie verfiel, reichte es ihm. Er blickte zu ihr hinüber. Sie starrte wie abwesend an ihm

vorbei an die Wand. Als hätte jemand heute Morgen eine Spielzeugmaus aufgezo-gen und sie losgelassen. Erst rast sie durch die Gegend, aber wenn die Feder entspannt ist, liegt sie auf dem Boden und erstarrt.

Und nun? Sie mussten Enheims Nachbarn noch einmal abklappern, vielleicht fanden sie jemanden, der sich an den alten Mann erinnerte. Vielleicht erhielten sie doch noch eine Täterbeschreibung, die sie weiterbrachte. Vielleicht führte sie der Mann auf eine richtige Spur. Hatte er etwas zu tun mit Holler? Klar war nur, Enheim hatte mit Holler ein Geschäft gemacht, das Fragen aufwarf. Vor allem die nach der Rückerstattung. Warum zahlte jemand einen Teil des Kaufbetrags zurück? Warum hatten Holler und Enheim nicht von vornherein einen niedrigeren Kaufpreis vereinbart? Warum hatte Holler mit allen Verkäufern nicht niedrigere Preise abgemacht? Und warum war Enheim so sauer gewesen auf Holler?

Er musste Holler noch einmal fragen. Aber es würde die Mordfälle nicht lösen. Da war sich Ossi sicher. Genauso sicher war, er würde sich nach der Besprechung am Abend eine Flasche Doppelkorn kaufen.

Stachelmann beendete seinen Spaziergang und kehrte in den Lesesaal des Bundesarchivs zurück. Er begnügte sich mit den Akten, die er kriegte. Es war für ihn nicht viel Neues. Am Wochenende würde er nach Weimar fahren und sein Glück dort versuchen. Er studierte die Strukturen in Pohls Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt, dem die Wirtschaftsbetriebe der SS und die Konzentrationslager unterstanden. Pohl war der Manager des Todes, kein Eiferer, wirksam, ein moderner Massenmörder. Sein Leben endete am Galgen. Sein Grab in Landsberg am Lech auf

dem Friedhof neben der Justizvollzugsanstalt ist seitdem eine Wallfahrtstätte deutscher Nazis. Die Personalakten zeigten den Werdegang eines Musternationalsozialisten, angefangen bei den Freikorps nach dem Ersten Weltkrieg bis zum Obergruppenführer der SS. Stachelmann ging noch einmal zu den Regalen mit den Findbüchern. Vielleicht fand er woanders eine Antwort auf die Frage, ob Pohl sich die KZs unterstellen wollte oder ob es auf Himmlers Befehl zurückging. Nach dem Krieg hatte Pohl wortreich jede Verantwortung für den Mord abgestritten, die Tatsache des Judenmords aber nicht. Das war erstaunlich für den Chef aller Chefs der KZs, jedenfalls in den letzten Jahren.

Stachelmann fürchtete seinen Forschungstrieb, er hatte ihn schon oft übers Ziel hinausschießen lassen. Was nutzen einem Einsichten, die sich nicht verwerten ließen, besonders nicht in seiner Habilitationsschrift? Wie konnte er den Bogen schließen zwischen den Anfängen der Konzentrationslager und Pohl, dem sie erst später unterstellt wurden? Er blätterte in Findbüchern, seine Gedanken schweiften zurück zum Berg der Schande. Was für einen Sinn hatte es, sich auf Pohls Spuren zu begeben, wenn er es nicht einmal verstand, den Aktenberg in Hamburg abzutragen? Darunter waren auch viele Kopien aus dem Bundesarchiv in Lichterfelde, einige hatte er auf Verdacht kopieren lassen, als er noch als künftiger Star am Seminar gehandelt wurde und der Lehrstuhl seine Kopierechnungen bezahlte, ohne zu fragen.

Er stellte die Findbücher zurück ins Regal, packte sein Notebook unter den Arm, winkte Herrn Bender zu und ging in das Zimmer, das sich ein Kaffeeautomat mit Garderobeschränken aus Stahl teilte. Er öffnete seinen Schrank, nahm seine Aktentasche heraus, steckte den Computer hinein und verließ das Archivgebäude. Es war schwül, am Himmel weiße Wolken. Stachelmann schwitzte, als er die Eingangspforte erreichte. Er gab seinen Benutzerausweis zurück und trat auf den Bürgersteig der Finckensteinallee. Er würde seine Sachen ins Hotel bringen und dann die U-Bahn Richtung Zoo nehmen, um dort in die

Bahn zur Friedrichstraße umzusteigen. Ein Bummel am Reichstag und in Ostberlin.

Auf einmal hatte er das Gefühl verfolgt zu werden. Augen bohrten sich in seinen Rücken. Er blieb stehen und drehte sich um. Eine alte Frau auf dem Bürgersteig schob einen Kinderwagen vor sich her. Ein BMW fuhr auf der Gegenfahrbahn, darin ein Türke, jedenfalls wenn man die Musik einsortierte, die der Mann laut hörte. Stachelmann ging weiter. Er erreichte das Haus Morgenland und legte seine Tasche in seinem Zimmer ab. Er verließ das Hotel in Richtung S-Bahnhof Lichterfelde-Ost. Er folgte der Königsberger Straße. Es war jemand hinter ihm. Stachelmann blieb stehen, zwei Mädchen mit Rucksäcken überholten ihn. Er suchte die Umgebung mit Augen ab. Nichts Auffälliges. Im Bahnhof kaufte er an einem Kiosk die Berliner Zeitung. Als er auf den Bahnsteig kam, wartete ein Zug in Richtung Friedrichstraße. Er setzte sich auf die Bank am vorderen Ende des letzten Wagens, den Rücken in Fahrtrichtung. Es saßen zwölf oder dreizehn Leute im Wagen, keiner schien Stachelmann zu beachten. Stachelmann schlug die Zeitung auf und beschäftigte sich mit dem Berliner Kulturleben. Vielleicht fand er einen Film oder eine Theatervorstellung für einen der kommenden Abende. So verlockend war die Vorstellung nicht, jede Nacht in einem kleinen Hotelzimmer mit Horatio Hornblower zu verbringen.

Der Zug erreichte den Potsdamer Platz. Kurz entschlossen stieg Stachelmann aus, hier war einst Berlins größte Baustelle. Er wanderte zwischen den Konstruktionen aus Stahl und Glas mit den Symbolen von Sony und Mercedes-Benz. Er fühlte sich immer noch beobachtet, drehte sich um, entdeckte niemanden. Du bist also der Versager mit dem Verfolgungswahn. Ab in die Klapsmühle. Vielleicht war er dort besser aufgehoben als im Philosophenturm der Hamburger Universität.

Er kehrte zurück zum Bahnhof. Er nahm die S-Bahn zur Friedrichstraße, setzte sich wieder an die Kopfseite des Wagens und

beobachtete die Insassen. Eine alte Frau bewegte fortlaufend ihre Lippen, als spräche sie zu sich selbst oder kaute etwas. Zwei junge Männer unterhielten sich in einer fremden Sprache, es klang wie Russisch. Sie waren so vertieft in ihr Gespräch, dass sie die Umgebung nicht wahrnahmen. Zwei junge Frauen teilten sich einen Walkman, zogen hin und wieder die Stöpsel aus den Ohren und sprachen miteinander. Vielleicht tauschten sie sich aus über neue Songs ihrer Lieblingsbands. Sie zeigten ein Bild von Harmonie, wie sie schwatzten und lachten, dann aufmerksam hörten, manchmal mitsummten. Am anderen Ende des Wagens saß in der Mitte der Bank ein älterer Herr, er las ein Taschenbuch. Er trug ein graues Jackett und hatte eine tief braune Gesichtsfarbe, die die weißen Haare betonte.

In der Friedrichstraße stieg Stachelmann aus. Er fühlte sich gut, hatte seine Angst vergessen. Er mischte sich unter die Touristen am Reichstag, seine Augen suchten die Kugeleinschläge aus dem Krieg. Er entdeckte keine. Vor der Wende konnte man die zerschossene Fassade bestaunen, wenn man mit der S-Bahn über die Grenze fuhr. Da war der Krieg noch nah.

Stachelmann verbrachte den Abend in Mitte. Er schlenderte Unter den Linden entlang, früher die schönste Promenade der Stadt, heute erdrückt vom Beton und Stahl der Renommierbauten. Hier war es kalt im Hochsommer. Er bog ein in die Friedrichstraße und betrat den Bahnhof. In einem der Schnellrestaurants aß er einen Fischteller. Dann stieg er hoch zu den Gleisen. Der Bahnsteig war gefüllt mit Touristen und Menschen, die spät von der Arbeit kamen oder einkaufen waren. Er schlenderte den Bahnsteig entlang. Als er von einem Ende zurückkam, erkannte er auf der Bank nahe der Treppe den Mann mit dem grauen Jackett. Der Mann las in einem Taschenbuch.

Stachelmann betrachtete ihn einige Sekunden, dann ging er weiter. Es war peinlich, fremde Menschen anzustarren. Der Mann hatte es offenbar nicht bemerkt, jedenfalls ließ er sich nicht abbringen von seiner Lektüre. Stachelmann lief zum ande-

ren Ende des Bahnsteigs und wieder zurück. Ihn trieb die Unruhe, der Grund für seinen Archivbesuch vernebelte. Du fährst nicht nach Berlin, um zu recherchieren, du bist geflohen nach Berlin. Geflohen vor dem Aktenberg zu Hause zu den Akten im Archiv, die du in Wahrheit nicht brauchst. Gewiss fehlt noch dies und jenes, aber woher weißt du, was fehlt, wenn du nicht weißt, was du hast? Musstest du nach Berlin fahren, um zu begreifen, dass du hier nichts zu suchen hast, bevor du nicht in Hamburg alles gefunden hast, was im Berg der Schande liegt? Wenn du so weitermachst, dann türmst du neue Aktenschichten auf und vergrößerst das Elend, das schon groß genug ist, dich zu vertreiben. Je höher der Berg in Hamburg, desto stärker die Angst, ihn nicht zu bewältigen. Das war sein Irrtum, dass er vor dem Versagen floh, um noch tiefer im Morast zu versinken. Bis es keinen Ausweg mehr gab.

Da fiel ihm Anne ein. In seinen Gedanken lächelte sie. Sie hatte ein Lächeln, das einen zu ihr hinzog. Vielleicht wollte sie ihn doch nicht nur ausnutzen. Warum gab er sich keine Chance? Wenn er es nicht versuchte, würde er Anne nicht gewinnen. Das wäre das Schlimmste. So, wie er sich verhielt, hatte er dieses Ergebnis längst erreicht. Wie kann man Angst vor dem Scheitern haben, wenn man gescheitert ist? Das ist verrückt. Stachelmann lachte leise vor sich hin. Ich habe ein paar Macken, bestimmt, aber wahnsinnig bin ich nicht. Ich bin dabei, mich wahnsinnig zu machen. Das muss man auch erst mal schaffen. Er lachte, ein Mann, der an ihm vorbeilief, warf ihm einen Blick zu. Dann schüttelte er den Kopf.

Auf der Bank nahe der Treppe saß immer noch der Alte und las. Er schien nichts wahrzunehmen von dem, was sich abspielte um ihn herum. Stachelmann setzte seine Bahnsteigwanderung fort. Er ging an der Bank vorbei, auf der der Mann saß. Dann trat Stachelmann an die Bahnsteigkante und schaute, ob der Zug kam, der angezeigt war. Er fühlte Ungeduld in sich. Er wollte seine Dinge endlich in die Hand nehmen. Er schaute nach den

Scheinwerfern des Zugs. Er sah die zwei Punkte, dann auch die innen beleuchteten Wagen. Der Zug näherte sich schnell. Gleich würden die Bremsen quietschen. Etwas stieß ihm in den Rücken. Nicht fest, aber stark genug, um ihm das Gleichgewicht zu nehmen. Es zog ihn nach unten, zu den Gleisen hin. Er ruderte mit den Armen, bog den Oberkörper nach hinten. Der Zug war nah. Stachelmann fiel auf die Gleise. Er war wie erstarrt, sah noch eine Frau, die die Hand vor den Mund hielt. Sie hatte große Augen. Dann hörte er einen Schrei. Er war weit weg. Hatte er selbst geschrien? Ein Gesicht blickte nach ihm, ein alter Mann mit weißen Haaren und einem grauen Jackett. Stachelmann sah ihn wie durch einen Nebel. Der Mann lächelte ihm zu aus einem sonnengebräunten Gesicht.

Sie saßen in Tauts Dienstzimmer, Kamm und Kurz rauchten, Ossi hustete und steckte sich eine Zigarette an. Taut saß hinter seinem Schreibtisch wie eine Sphinx. Er schaute aus seinen kleinen Augen im dicken Gesicht auf seine Kollegen und schwieg. Die Tür öffnete sich, Carmen erschien, sie atmete hastig. »Entschuldigung, Kollegen, ich musste schnell noch was besorgen. Wenn wir fertig sind, sind die Läden zu.«

Taut brummte etwas, dann sagte er: »Fangen wir an. Wer will was sagen?« Keiner meldete sich.

»Wie immer«, sagte Taut, als wäre es nicht seine Aufgabe als Vorgesetzter, die Diskussion zu leiten. »Wir haben zwei Fälle, Holler und Enheim, und eine tote Kollegin, die überfahren wurde. In den Fällen Holler und Kreimeier tappen wir im Dunkeln, bei Enheim haben wir einen wackeligen Zeugen. Es gibt sogar ein Phantombild.« Taut schaute Ossi an.

»Stimmt, wir haben ein Phantombild und eine Personenbeschreibung. Kamm und Kurz« – Ossi zeigte mit dem Finger auf

die beiden Kollegen – »klappern seit gestern früh die Taxifahrer ab. Angeblich kam der Gesuchte mit dem Taxi, vielleicht fuhr er mit einem Taxi ab. Letzteres wissen wir nicht. Es handelt sich um einen alten Mann, weiße Haare, nicht ganz halblang, am Ende gelockt. Trug ein graues Jackett.«

»Die Frage ist, ob wir mit dieser Personenbeschreibung und diesem Bild an die Öffentlichkeit gehen«, sagte Kamm.

»Warum nicht?«, erwiderte Carmen.

Ossi wäre fast die Bemerkung herausgerutscht, Carmen möge doch die nächste halbe Stunde den Schnabel halten. Stattdessen sagte er: »Die Beschreibung ist mies, und ob das Bild etwas mit dem Mann zu tun hat, der Enheim hin und wieder besucht hat, ist fraglich. Wenn wir mit einem Phantombild fahnden, das vielleicht auf hundert andere Leute passt, nur nicht auf den Verdächtigen, machen wir uns im günstigsten Fall lächerlich, wahrscheinlich aber werden wir überrollt von Schwachsinnsmeldungen.«

»Besser als nichts«, sagte Kamm.

»Ich sehe das genauso«, sagte Kurz. »Möglicherweise kommt uns Kommissar Glück zur Hilfe.«

»Der meldet sich nur am Telefon«, sagte Carmen.

»Vielen Dank für Ihren klugen Beitrag, Frau Kollegin«, sagte Taut. »Wir machen es so: Wir benutzen das Phantombild und die Personenbeschreibung für die Suche nach einem Zeugen. Könnte ja sein, dass uns das den größten Blödsinn vom Hals hält. Der Mann mit dem grauen Jackett ist offiziell ein Zeuge, und damit hat es sich. Was er ist, wenn wir ihn kriegen, ist eine andere Frage. Leute, wir haben nichts anderes in der Hand. Ich will nicht wiedergeben, was mir der Präsident heute früh geflüstert hat. Und nachher habe ich ein Rendezvous mit dem Kriminalrat. Mit der Fahndung erreichen wir auf jeden Fall eines: Wir verringern den Druck auf uns. Es freuen sich der Präsident und der Innensenator, und wir machen unseren Job eine Weile unge-

stört weiter. Und vielleicht kommen wir mit Bild und Personenbeschreibung voran. Auch wenn ich deine Bedenken teile, Ossi. Du machst dich zusammen mit der Kollegin Hebel noch mal an den Holler ran. Selbst wenn es in die Irre führen sollte, ich will wissen, was das mit dieser Liste von dem Steinbeißer auf sich hat.«

Kurz kicherte.

»Dein Name ist auch nicht witzig«, sagte Taut. »Du machst zusammen mit Kamm bei den Taxifahrern weiter. Und ich kümmere mich um die Fahndung.«

Ossi sagte kein Wort, während er mit Carmen zu Holler fuhr. Carmen mühte sich, ein Gespräch zustande zu bringen. Ossi war sauer. Ihm ging diese nassforsche Art auf die Nerven. Sie riss alles an sich, wusste alles besser und war am Ende die Allerschlaueste. Schade, er hatte sich anfangs auf die Zusammenarbeit gefreut. Er merkte, sie wollte sich zurücknehmen, hatte ihm das Steuer überlassen.

»Bin mal gespannt, wie Jesus so ist«, sagte sie. Sie tat so, als bemerkte sie Ossis schlechte Laune nicht.

Ossi schwieg.

»Ich kenne den Holler bisher ja nur aus den Akten. Und da kommt er prima weg. Und das Foto von ihm ist auch nicht schlecht. Sieht gut aus.«

Als Ossi vor Hollers Bürohaus parkte, piffte Carmen leise. »Der Kerl stinkt ja vor Geld. Das unterscheidet ihn von Jesus.«

»Bist wohl Jesus-Expertin.« Es rutschte Ossi heraus.

»Gewissermaßen«, sagte sie. »Der Religionsunterricht soll nicht umsonst gewesen sein.«

»Und eine Heilige bist du bestimmt auch.«

»Davon bin ich fest überzeugt.« Sie sagte es fast fröhlich.

Ossi betrat als Erster die Eingangshalle. Die Empfangsdame

war elegant gekleidet, so elegant, dass sich Ossi fragte, ob sie darunter aus Porzellan wäre. Immerhin bewegte sie sich und wählte die Nummer von Hollers Büro. »Sie werden gleich abgeholt«, sagte sie. Ihre Stimme verriet einen sächsischen Akzent, er passte nicht zum Aussehen der Frau. Fast hätte Ossi losgelacht. Carmen schaute ihn mit großen Augen an. Er winkte ab.

»Wir hatten Sie gar nicht erwartet«, sagte Hollers Sekretärin. »Aber Sie haben Glück, doppeltes Glück. Herr Holler ist da, und Herr Holler hat zehn Minuten Zeit für Sie.«

Sie ging voraus zu den Fahrstühlen.

Holler stand auf und kam ihnen entgegen, als sie sein Arbeitszimmer betraten. »Guten Tag, Herr Winter, ich hoffe, Sie haben gute Nachrichten. Ihre Kollegin kenne ich aber noch nicht.«

Ossi stellte Carmen vor als Nachfolgerin von Ulrike Kreimeier.

»Ach ja, das ist die Polizistin, die so tragisch verstarb«, sagte er. Sein Gesicht zeigte Trauer.

»Das ist die Kollegin, die ermordet wurde«, sagte Ossi trocken.

Holler bot Ossi und Carmen Plätze an in der Sitzecke seines Arbeitszimmers. »Was führt Sie zu mir?«

»Wo waren Sie am 16. Juli, das war ein Montag, zwischen elf und zwölf Uhr?«, fragte Carmen.

Ossi ärgerte sich, sie war wieder vorgeprescht. Aber sie hatte die richtige Frage gestellt.

»Was soll diese Frage?«

»Beantworten Sie sie bitte«, sagte Ossi.

Holler ging zu seinem Schreibtisch und drückte auf eine Taste des Telefons. »Frau Mendel, kommen Sie bitte einen Moment zu uns, mit Terminkalender.« Er ging zu seinem Platz zurück.

Die Tür öffnete sich, Frau Mendel, in der Hand ein Kalender, groß und schwarz eingebunden.

»Wo war ich am 16. Juli, zwischen elf und zwölf Uhr?«

Frau Mendel blätterte, dann sagte sie: »Sie waren in der Alten Wöhr und haben ein Anwesen besichtigt.«

»Allein?«, fragte Carmen.

»Nein, mit dem Verkäufer, Herrn York.«

»Sie waren ohne Unterbrechung mit Herrn York zusammen?«

»Ja«, sagte Holler. »Er kam um neun und fuhr gegen vierzehn Uhr zurück nach Frankfurt.« Er wandte sich an Frau Mendel. »Geben Sie Herrn Winter und seiner Kollegin bitte Adresse und Telefonnummer von Herrn York.« Er schaute Ossi an. »Darum hätten Sie doch gleich gebeten.«

Ossi nickte.

»Darf ich fragen, warum Sie wissen wollen, wo ich zu dem betreffenden Zeitpunkt war?«

»Herr Enheim wurde ermordet.«

»Ermordet?«

»Ja«, sagte Ossi. »Ermordet.«

»Ich habe in der Zeitung von Selbstmord gelesen.«

»Es war Mord.«

Holler lehnte sich zurück in seinem Sessel. »Das ist ja furchtbar. Ich kannte Enheim. Nicht gut, aber immerhin hat er mir seine Firma anvertraut.«

»Sie haben sie für eins Komma sieben Millionen gekauft, abzüglich der Rückerstattung«, sagte Carmen.

»Rückerstattung?« Holler sah aus, als verstehe er nichts. Dann lächelte er kalt. »Ach so«, sagte er ruhig. »Da hatte es ein paar Mängel gegeben, die sich erst nach dem Kauf herausstellten. Herr Enheim und ich haben uns außergerichtlich geeinigt.«

»Was für Mängel?«

»Ich versuche es mal zu rekonstruieren«, erwiderte Holler. Seine Stirn zeigte Falten. »Enheim hatte ein Grundstück mit

einem Haus darauf in seinem Besitz. Das Haus war in einem furchtbaren Zustand, Schwamm im Dach, Schimmel im Keller. Er hatte mich darüber nicht aufgeklärt. Das war der eine Punkt. Und der andere war, dass seine Kartei eigentlich keinen Pfennig wert war.«

»Was für eine Kartei?«

»Sehen Sie mal, ein Makler ist kein Eigentümer, auch wenn es vorkommt, dass Makler Immobilien besitzen. Wie Herr Enheim zum Beispiel.«

»Wie Herr Holler zum Beispiel«, sagte Carmen.

»Wie Herr Holler zum Beispiel«, sagte Holler. »Wir Makler leben davon, Wohnungen oder Häuser zu vermieten oder zu verkaufen. Jeder Makler legt den größten Wert darauf, eine Kartei über Käufer, Verkäufer, Wohnungssuchende und Vermieter anzulegen. Seine Aufgabe ist es, diese Gruppen zueinander zu bringen, ihre sich widersprechenden Interessen in Einklang zu bringen. Wir Makler sind Stifter von Harmonie angesichts krasser Interessengegensätze. Die Vermieter wollen am liebsten die Miete verdoppeln, die Mieter höchstens die Hälfte bezahlen. Der Verkäufer will einen irren Preis, der Käufer versucht alles, den Preis zu drücken.« Er sprach ruhig, seine Stimme klang voll.

Er hätte auch einen guten Arzt abgegeben, dachte Ossi. Einer, dem die Patienten vertrauen. Oder einen guten Hochstapler, der mit Worten Verbrechen begeht.

Holler schwieg, schien nachzudenken, dann fuhr er fort: »Der Wert einer Maklerfirma ist gleichbedeutend mit dem Wert seiner Kartei. Unser Kapital sind Kontakte. Gewiss, wir kaufen hin und wieder selbst, wenn wir einem Angebot nicht widerstehen können. Aber das ist die Ausnahme. Ich muss gestehen, als Immobilienbesitzer bin ich nicht so erfolgreich wie als Makler. Als Besitzer muss man hart sein, Räumungsklagen durchsetzen, Mieten erhöhen, alles Dinge, die mehr als unerfreulich sind. Ich habe in den beiden Mietshäusern, die ich in Altona besitze, noch

nie die Miete erhöht. Ich fürchte, da wohnen einige Leute, die woanders längst geräumt worden wären. Ich stunde Mieten Monat für Monat, und am Ende sind die Schulden so hoch, dass ich gar nicht weiß, wie die armen Leute sie zurückzahlen sollen. Das Ende können Sie sich denken.«

Wirklich so was wie Jesus, dachte Ossi.

»Sie haben bei allen Verkäufen Geld zurückerhalten, meistens nach ein paar Monaten«, sagte Carmen.

Holler stutzte. »Kann sein. Dann gab es in allen Fällen Mängel, welcher Art auch immer. Der Hauptmangel bei Enheim war nicht der traurige Zustand seiner Immobilie, sondern dass er seine Kartei nicht gepflegt hat. Eigentlich war er pleite, als er an mich verkaufte. Seine Kartei gab nichts her. Wenn ich mich recht erinnere, haben wir nicht einen einzigen Kunden in unsere Kartei übernommen. blieb also ein marodes Haus.«

»Aber es ist doch ungewöhnlich, dass nach dem Verkauf noch einmal Geld fließt.«

»Das kommt Ihnen so vor. Aber es gibt eine gesetzliche Gewährleistungsfrist. In dieser Frist prüfen meine Leute alles, was ich kaufe. Manchmal sagen sie mir, Chef, da sind Sie mal wieder ein bisschen leichtsinnig gewesen. Ich fürchte, meine Leute haben Recht. Es sind gute Mitarbeiter.«

»Es ist bei Immobiliengeschäften also normal, dass nach dem Verkauf Geld fließt?« Ossi nahm Carmens Frage wieder auf.

»Bei mir durchaus.«

»Könnten Sie uns bitte die Anschriften Ihrer beiden Mietshäuser in Altona geben? Sind es die einzigen Mietshäuser in Ihrem Besitz?«

Holler schaute Ossi und Carmen an, als wollte er fragen: Was soll denn das nun wieder? Er fragte nicht, sondern rief Frau Mendel. Als sie erschien, sagte er: »Bitte notieren Sie die Adressen unserer beiden Häuser in Altona und auch des Apart-

menthauses im Alsterblick und geben Sie sie den beiden Polizisten.« Er wandte sich an Carmen. »Wenn Sie gehen, nehmen Sie die Anschriften bitte bei Frau Mendel mit.«

Frau Mendel verschwand.

Ossi erhob sich.

Holler blieb sitzen. »Darf ich fragen, ob Sie den Mord an meiner Tochter, meiner Frau und meinem Sohn aufklären oder ob Sie sich weiterhin mit meiner Buchhaltung beschäftigen wollen?«

»Wir werden den oder die Mörder finden, früher oder später.«

»Also später«, sagte Holler scharf.

»Vielleicht später«, sagte Ossi. »Wir tun alles, was wir tun können.«

»Zurzeit offenbar nicht. Sie untersuchen den Tod Ihrer Kollegin, wie hieß sie noch mal, dann den Mord an Enheim und meine Bücher.«

»Vielleicht gehört ja alles zusammen«, sagte Carmen.

»Wie lange sind Sie schon Polizistin?«

Carmen stand auf. Sie nickte Ossi zu. »Wir gehen.« Ossi folgte ihr. Als sie die Tür zum Vorzimmer öffneten, hatte Frau Mendel einen Zettel in der Hand. Sie übergab ihn schweigend Ossi.

Ossi setzte sich auf den Fahrersitz. Carmen schaute ihn eine Weile an. »Warum fährst du nicht los?«, fragte sie.

Ossi wählte die Nummer der Mordkommission auf dem Handy. »Frau Kurbjuweit?«, fragte er. Es war zum Kotzen, dass sich die Sekretärin der Mordkommission nie mit ihrem Namen meldete. Das Handy hatte einen schlechten Empfang, Ossi hatte ihre Stimme nicht erkannt. »Auf meinem Schreibtisch liegt ein Aktenordner mit der Aufschrift Holler. Obenauf im Ordner ist eine Liste mit ein paar Namen und Adressen. Bitte holen Sie die Lis-

te, suchen Sie die Telefonnummern der Herrn heraus, und rufen Sie mich dann auf dem Handy an.« Er trennte das Gespräch.

»Und was soll das?«

»Glaubst du das mit den Mängeln und der Rückerstattung? Bei seinen Mietern macht er auf Bergpredigt, bei den Verkäufern zieht er die Daumenschrauben an. Das passt doch nicht zusammen.«

»Und wenn dir alle Makler auf der Liste erklären, ja, da habe es Gründe gegeben für die Rückerstattung, was machst du dann? Sagst, das kann nicht sein? Das ist doch bescheuert. Zeitverschwendung. Wir sollten lieber helfen, den Alten mit der Teneriffafresse zu suchen.« Sie war zornig, Ossi begriff nicht, warum.

»Du kannst ja ins Präsidium fahren, wenn dir das besser gefällt«, sagte Ossi. Er winkte mit dem Handrücken.

»Geh, kein Problem, dann knöpfe ich mir die Makler eben allein vor. Das hat den Vorteil, dass mir keiner hineinquatscht in die Befragung.«

Sie öffnete die Tür des Passat und ging, ohne ihn anzublicken. Er schaute ihr nach.

Ossis Handy klingelte. Frau Kurbjuweit gab Ossi vier Telefonnummern, die anderen fand sie nicht, weil die Namen zu häufig vorkamen im Telefonbuch. Ossi wählte die Nummer von Otto Prugate. Es dauerte lange, bis abgehoben wurde.

»Ja?«

»Spreche ich mit Herrn Prugate, Otto Prugate?«

»Mit wem spreche ich?«

»Kommissar Winter, Mordkommission.«

Schweigen.

»Sind Sie noch dran?«

»Was habe ich mit der Mordkommission zu tun?«

»Darf ich Sie besuchen?«

»Nur wenn Sie mir sagen, um was es geht.«

»Sie kennen Herrn Holler?«

»Die Sau.«

»Wohnen Sie noch in der Sprützwiese?«

»Die Sau. Ich habe mit dem Holler nichts mehr zu tun. Und er nichts mehr mit mir.«

Ossi fuhr in die Sprützwiese im Stadtteil Lurup. Bäume standen am Straßenrand. Kinder spielten auf dem Bürgersteig. Das Haus Nummer 9 war von Efeu bewachsen, die Fenster freigeschnitten. Ossi drückte auf die Klingel mit dem Namen Prugate. Der Türöffner summte. Ein groß gewachsener Mann mit Glatze erwartete ihn. Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er bat Ossi in die Küche. Sie war schlicht und zweckmäßig eingerichtet, Ossi erinnerte sie an die Ikea-Küche, die er vor Jahren mit seiner Frau gekauft hatte. Der Stuhl, den Prugate ihm angeboten hatte, wackelte, Ossi mühte sich, ruhig zu sitzen. In der Kaffeemaschine stand eine gefüllte Glaskanne. Ossi suchte mit den Augen nach einem Aschenbecher, fand keinen und begrub seine Lust auf die Zigarette zum Kaffee. Prugate fragte nicht, sondern stellte zwei Tassen und zwei Untertassen mit Goldrand auf den Tisch. Dazu eine Dose Kondensmilch und eine Blechdose mit Würfelzucker, Stück für Stück in Papier eingepackt. Prugate goss Kaffee ein. Er zeigte mit dem Finger auf Zucker und Milch, Ossi nahm zwei Stücke Zucker.

»Warum ist Holler eine Sau?«, fragte Ossi.

Prugate hatte eine Falte über der Nase. »Ich bin manchmal etwas impulsiv, vielleicht kann man es so sagen. Mir ist das so rausgerutscht.«

»Zweimal«, sagte Ossi.

»Was zweimal?«

»Ihnen ist es zweimal rausgerutscht. Einmal ist gegessen, das

zweite Mal nehme ich ernst. Bevor ich jemanden als Sau beschimpfe, muss der schon einiges getan haben. Trotzdem ist es natürlich eine Beleidigung.«

»Wollen Sie mir was anhängen?«

Ossi schüttelte den Kopf. »Ich will wissen, warum Sie es gesagt haben.«

»Weil er mich übers Ohr gehauen hat.«

»Wie?«

»Er hat mir meine Firma abgekauft, und dann hat er nachgekartet.«

Ossi wurde unruhig, achtete aber darauf, den Stuhl nicht zu überfordern. »Was heißt nachgekartet?«, fragte er.

»Er hat den Kaufpreis bezahlt und dann die Hand aufgemacht.«

»Vielleicht ist es Ihnen möglich, die Geschichte an einem Stück zu erzählen?«

Prugate schaute ihn erstaunt an und schwieg.

»Die Hand aufgemacht, was heißt das?«, fragte Ossi.

»Das heißt, dass er Geld gefordert hat.«

»Wegen was?«

»Wegen angeblicher Mängel.«

»Was für Mängel?« Ossi tat so, als könne ihn nichts aus der Ruhe bringen. Er sprach mit Prugate wie mit einem hilfsbedürftigen Greis. Es war die richtige Art, mit ihm zu sprechen.

»Er hatte an der Kartei herumzumeckern.«

»Der Kundenkartei?«

»Genau.«

»Und was meckerte er?«

»Dass sie nichts taugt.«

»Waren die Daten veraltet?«

»Nein, ich habe immer Wert darauf gelegt, die Kartei in Schuss zu halten.«

»Dann hatte Herr Holler keinen Grund, etwas zurückzufordern.«

»Nicht den geringsten. Aber er hat es getan.«

»Und Sie haben gezahlt. Warum?«

»Er hat mit Gericht gedroht und damit, mich schlecht zu machen unter den Kollegen. Auf gut Deutsch, er hat mich erpresst.«

»Mit dem Gericht kann man keinen erpressen«, sagte Ossi. »Wenn ich Ihnen glaube, dann hätte Holler so einen Prozess verloren. Und Sie hätten Ihr Geld behalten.«

»Können Sie es nicht verstehen, dass ein alter Mann wie ich nicht mehr vor Gericht gehen will? Möglicherweise auch noch durch mehrere Instanzen.«

»Das kann ich verstehen«, sagte Ossi, er glaubte ihm kein Wort. »Um wie viel Geld ging es denn?«

»Um einhundertsechzigtausend Mark. Und dann hat er noch gesagt, ich solle froh sein, dass er nicht die ganze Kaufsumme zurückfordere und mir ein Strafverfahren wegen Betrugs anhänge.«

»Vielleicht hatte er doch nicht ganz Unrecht?«, sagte Ossi.

Prugate schaute ihn mit weit geöffneten Augen an. Eine Schweißperle zog ihre Bahn über die Nasenwurzel bis zum Mundwinkel.

»Es ging allein um die Kartei?«, fragte Ossi.

»Nicht ganz, das war der Hauptvorwurf. Er bemängelte auch den Zustand des Hauses, das ich ihm verkauft habe. Das war alt, baufällig, aber das hatte ich ihm vorher gesagt. Und er hatte abgewinkt. Es sei ihm egal, es wolle sowieso etwas Neues bauen. Aber nach einem halben Jahr fiel ihm ein, dass das Haus baufällig sei. Er sagte, damit würde er mich vor Gericht

drankriegen, egal, was mit der Kartei sei.«

»Das heißt, Holler wusste vor dem Kauf, dass das Haus Rott war, und wollte es abreißen.«

»Ja.«

»Hat er abgestritten, dass es ihm vor dem Kauf egal war.«

»Er hat gesagt, das weiß ich noch genau: Wie wollen Sie das denn beweisen, Herr Prugate? Vor Gericht gilt nur der Vertrag. Da steht nichts drin von einer Ruine. Und dann hat er laut gelacht.«

Warum schwitzte der Mann? Ossi war sich sicher, Prugate stand unter Druck. Das Geschäft oder der Betrug war vor mehr als zwanzig Jahren abgewickelt worden. Irgendetwas war faul. Aber was?

Sie saß am Schreibtisch und schaute nicht auf, als er das Dienstzimmer betrat. Sie saßen lange Minuten und schwiegen.

»Tut mir Leid«, sagte Ossi. Es tat ihm nicht Leid, aber er hielt das Schweigen nicht aus.

»Was hast du herausbekommen?«, fragte Carmen.

»Ich überlege mir die ganze Zeit, was mit dem Prugate ist. Er ist vor gut zwanzig Jahren beschissen worden, so glaubt er jedenfalls. Und er ärgert sich, als wäre es heute Vormittag gewesen. Da passt was nicht.«

»Vielleicht. Manche alten Leute sind schon komisch. Sie leben in der Vergangenheit. Da kann es doch sein, dass er sich über eine Sache ärgert, als wäre sie gestern gewesen, weil sie für ihn gestern passiert ist.«

»Dreimal um die Ecke«, sagte Ossi. »Das ist mir zu kompliziert.«

»Dadurch wird's nicht unwahr. Die Lüge unterscheidet sich nicht von der Wahrheit, weil sie komplexer ist.«

»Jetzt wird die auch noch philosophisch«, sagte Ossi vor sich hin.

Carmen lachte. »Du verfluchst das Schicksal, das mich an diesen Schreibtisch geführt hat.«

»Ich verfluche das Schicksal, das Ulrike umgebracht hat. Und bald verfluche ich uns, weil wir auf der Stelle herumtrampeln und nur Scheiße produzieren. Es ist zum Kotzen.«

Carmen schwieg. »Tut mir Leid«, sagte sie dann.

»Was?«

»Das mit Ulrike. Man merkt es dir zwar nicht an, aber du vermisst sie.«

»Ja.«

»Ich kann nichts dafür. Wenn es nach mir ginge, würde Ulrike noch leben und ich Streife schieben in Ochsenzoll.«

»Ochsenzoll?«

»Oder auf der Reeperbahn. Gefiele dir das besser?«

Es war, als führe er auf einem Gleis. Oder einer ließ ihn als Marionette immer denselben Weg gehen. In die Adlerstraße. Nirgendwo war ihm die Vergangenheit so gegenwärtig wie hier. Der Mensch ist seine Vergangenheit. Sie ist wirklich, die Zukunft nur eine Verheißung oder Drohung, wie es eben kommt. Ihn wunderte nur, dass ihn noch niemand angesprochen hatte. Er stand Woche für Woche vor dem Haus Nummer 17 und schaute. Ein komisches Verhalten, dachte er. Es musste doch auffallen. Vielleicht wussten die Leute längst, wer er war.

Wenn er hier stand, fiel ihm ein, wie es anfang. Es fing hier an. Es war lange vor der Nacht im November 38. Es erschienen zwei Herren, er erinnerte sich noch gut. Der eine trug eine

schwarze Uniform, der andere einen Ledermantel. Der mit dem Ledermantel war erst freundlich. Setzte sich im Wohnzimmer an den Tisch. Kohn erinnerte sich gut, wie seine Eltern erst nicht wussten, wie sie den Besuch verstehen sollten, dann weinten sie. Sein Vater schrie, dann weinte er wieder. Die Mutter schickte Leopold in sein Zimmer. Er würde die Angst in ihrer Stimme nicht vergessen. Er stand in seinem Zimmer an der Tür und lauschte. Er verstand nicht viel, aber es klang furchtbar. Plötzlich wurde seine Tür aufgerissen. Die beiden Männer kamen herein und schauten sich um.

»Schön«, sagte der mit dem Ledermantel. »Sehr schön.« Er ging zum Fenster. Als er zur Tür zurückkam, zertrat er das Spielzeugauto, das ihm sein Vater geschenkt hatte. Ein Maybach, rot, aus Blech. Der Mann schien nicht gemerkt zu haben, dass er das Auto zerstört hatte. Leopold konnte vor Angst nichts sagen. Aus dem Wohnzimmer hörte er das Schluchzen seiner Mutter. Die beiden Männer gingen in die anderen Zimmer. »Schön«, sagte der Mann mit dem Ledermantel. »Wirklich schön.«

»Warum nehmen Sie uns alles weg?« Die Stimme seiner Mutter. Weinen, Zorn, Verzweiflung.

»Sie kriegen gutes deutsches Geld dafür. Seien Sie froh, dass wir das Haus nicht einfach beschlagnahmen. Wir hätten das Recht dazu. Wir bezahlen etwas, das wir auch umsonst bekommen könnten. Wir sind großzügig.« Kohn hatte sich das Gespräch aus den Fetzen seiner Erinnerung zusammengereimt. »Wir sind großzügig.« Dieser Satz war gefallen. »Wir sind großzügig.«

Die Behörden wiesen den Kohns eine winzige Mietwohnung in der Schlachterstraße am Großneumarkt zu. Dort lebten andere Juden, denen Ähnliches widerfahren war. Manche Väter saßen in Neuengamme.

Kohn wusste nicht mehr, wann die Idee entstanden war, ihn

nach England zu schicken. Es war nach der Reichskristallnacht. Seine Mutter erfuhr von der Kinderverschickung nach England. Sie zögerte nicht, Leopold für einen Transport anzumelden. »Damit wenigstens einer von uns durchkommt«, sagte sie. Leopold verstand nicht, was sie meinte. Er würde seine Eltern wiedersehen, was sprach dagegen?

XII

Er hörte die Bremsen quietschen. Es tat weh, als er auf das Gleis prallte. Irgendwo schrieten Leute. Eine Frauenstimme übertönte die anderen, ein Sopran des Schreckens. Es schien ihm, als wäre er woanders, läge nicht auf den Bahngleisen. Wie durch einen Nebel hatte er die Bahn heranrasen gesehen, rot, zwei Scheinwerfer, darüber die Scheibe. Hinter der Scheibe als Schemen erkennbar der Triebwagenführer, Kostas Ionanides. Ihm hatte es Stachelmann zu verdanken, dass er überlebte. Der Mann hatte aufgepasst, er war Anfänger und ängstlich. Stachelmann erfuhr später, Ionanides habe Kollegen zugehört, die Menschen überfahren hatten. Selbstmörder, die einen zum Mittäter und zum Opfer machten. Man kann das nicht verhindern, es dauert lang, bis ein Zug anhält, Hunderte von Tonnen zerren an den Bremsen. Stahl auf Stahl, das sei zwar haltbar, aber die Bremswirkung von Gummi erreiche es nicht. Als Ionanides das erste Mal von den Toten auf den Gleisen erfahren hatte, schwor er sich, noch besser aufzupassen. Er wollte nicht nachts aufwachen, weil er von Leichenteilen geträumt hatte, von Leichen, die er zerrissen hatte. Hätte ein anderer im Führerhaus gesessen, dann wäre Stachelmann wahrscheinlich tot gewesen. Später, als er den Schock überwunden hatte, da gab es manche Sekunden, in denen Stachelmann sich wünschte, Ionanides hätte an diesem Abend mit Grippe im Bett gelegen. Es hätte Stachelmann Schmerzen und Verzweiflung erspart.

Er hätte sich an den Kopfwagen des Zugs anlehnen können. Der stand wenige Zentimeter vor seinem Körper. Er blickte hoch zum Bahnsteig, sah die Blicke der Zuschauer und hob einen Arm. Endlich löste sich ein Mann aus dem Pulk und stieg hinab zum Gleis. Er war schwächting und trug einen Rucksack. »Geht es?«, fragte er. Stachelmann nickte. Der Mann stützte ihn,

als Stachelmann sich erhob. Das rechte Schienbein schmerzte, die Rippen auch. Er war mit dem Kopf aufgeschlagen, seine Hand rötete sich, als er sich über die Stirn fuhr. Von oben streckten sich Hände entgegen, der Mann auf den Gleisen schob, die anderen zogen. Endlich saß Stachelmann auf dem Bahnsteig. Die Leute starrten ihn an. Die Menge wurde geteilt, eine Frau im weißen Kittel, dahinter zwei Männer mit Tragbahre. Die Frau ging in die Knie. »Wie geht es Ihnen?«, fragte sie, während sie seine Hand nahm und den Puls fühlte. Sie betrachtete seine Stirn, dann winkte sie die beiden Männer heran. Die stellten die Tragbahre neben ihn. »Ich schaffe es allein«, sagte Stachelmann und stand auf. Ihm wurde schwarz vor Augen. Als er aufwachte, lag er in einem Krankenwagen. An seinem linken Arm hing ein Schlauch. Neben ihm saß die Ärztin. Er schaute sie an. Sie lächelte. »Da sind Sie ja wieder«, sagte sie. Sie erinnerte ihn an Anne.

Der Krankenwagen fuhr mit Sirene und Blaulicht. Dann hielt er an. Die Tür wurde geöffnet. Die beiden Männer zogen die Trage auf ein Fahrgestell. Sie rollten ihn in den Eingang eines Krankenhauses. Die Notärztin lief an der Seite mit. Sie brachten ihn in ein Behandlungszimmer und hoben ihn auf den Tisch. Ein Mann erschien. Er reichte Stachelmann seine Hand und murmelte etwas. Stachelmann verstand ihn nicht. Der Mann war Arzt, er untersuchte Stachelmann, sprach leise, fast mit sich selbst.

»Prellung«, verstand Stachelmann. Die Ärztin stand an der Wand und schaute zu. Ab und zu warf sie ihm einen Blick zu. Dann sagte sie: »Glück gehabt, ist nichts Schlimmes passiert. Alles Gute!« Sie öffnete die Tür und ging.

Dann erschien eine Krankenschwester, eine schwere Frau um die Fünfzig. Sie fragte: »Geht es?«, und nahm Stachelmann am Arm, ohne eine Antwort abzuwarten. Stachelmann sagte: »Ja.« Am Arm der Krankenschwester ging er zu einem Aufzug. Sie fuhren zwei Stockwerke hoch, dort brachte die Krankenschwester Stachelmann in ein Zimmer. Ein Bett war belegt, der Mann

schlief. Stachelmann legte sich in das andere.

»Wir müssen jetzt Ihre Daten aufnehmen«, sagte die Krankenschwester.

»Ich bin privat versichert, mit Anspruch auf ein Einzelzimmer.« Stachelmann hatte seine Krankenversicherung aufgestockt, als er erfuhr, dass er Rheuma hatte.

»So langsam werden Sie wieder klar im Kopf«, sagte die Krankenschwester. »Dass Sie schon an so was denken können.«

Wenn ich schon ins Krankenhaus muss, dann de luxe, dachte Stachelmann.

»Wir haben noch ein Einzelzimmer«, sagte die Krankenschwester. Sie löste die Bremsen an seinem Bett und schob ihn ans Ende des Ganges in ein Zimmer. Es stand nur ein Schrank darin. »Tisch, Stühle und so weiter besorge ich gleich«, sagte die Krankenschwester und ging.

Sie kehrte zurück mit einer Kollegin. Die beiden trugen Stühle. Sie verließen das Zimmer und kamen mit einem Tisch zurück. »Wollen Sie ein Fernsehgerät?«, fragte die andere Schwester. Sie hatte eine piepsige Stimme. Stachelmann schüttelte den Kopf. Die beiden gingen, sie schlossen die Tür, es war Ruhe.

Was war geschehen? Er schloss die Augen und überlegte. Er hatte einen Stoß in den Rücken bekommen. Das war kein Rempeln gewesen, nicht unabsichtlich, wie es hin und wieder passiert. Es war ein schneller, harter Stoß mit einer Handfläche gewesen. Der Stoß sollte ihn auf die Gleise fallen lassen, damit ihn die S-Bahn überfuhr. Stachelmann stellte sich vor, wie er ausgesehen hätte, wenn die Bahn nicht rechtzeitig gehalten hätte. »Ein Wunder!«

Er hatte die Stimme eines Menschen aus der Menge im Ohr. Ja, es war ein Wunder, dass er überlebt hatte.

Wer hatte einen Grund, ihn auf die Gleise zu stoßen? Ein Ver-

rückter? Gab es Leute, die andere Leute umbrachten, weil es ihnen Spaß machte? Kaum. Was sagt Ockham dazu, der Mann mit dem Rasiermesser der Logik? Wenn dich einer stößt, dann will er dich irgendwohin befördern. Wer hat die Absicht, mich umzubringen? Eine Verwechslung? Es konnte nur eine Verwechslung sein, Stachelmann kannte niemanden, der ihn so hasste, dass er ihn töten wollte. Gut, das weiß man nicht, man steckt nicht drin in anderen Menschen. Aber selbst bei aller denkbaren Übertreibung, Stachelmann entdeckte nicht den Anschein eines Grunds.

Als er nach seinem Handy suchte, fiel ihm auf, dass er einen Krankenhauspyjama trug. Er stand auf und ging zum Schrank. Darin hing seine Kleidung, sie war schmutzig. Er hatte nicht gemerkt, dass jemand seine Kleidung in den Schrank gehängt hatte. In seiner Jackettasche fand er das Handy, das Display war zersplittert und schlecht abzulesen. Er schaltete das Handy ein und suchte Ossis Nummer. Dann ließ er es klingeln.

»Mordkommission.«

»Kann ich Kommissar Winter sprechen?«

Es dauerte einige Sekunden. »Winter.«

»Ich bin's, Ossi.«

»Guten Tag«, sagte Ossi. Es klang, als hätte Ossi seine Stimme in einer Tiefkühltruhe gelagert.

»Jemand hat versucht mich umzubringen.«

»Was?« Er schwieg. Dann fragte er: »Wo und wie?«

»Bahnhof Friedrichstraße, in Berlin. Jemand hat mich aufs Gleis gestoßen.«

»Du nimmst mich auf den Arm.«

»Nein, du Idiot. Ich liege in der Charité mit Prellungen und einer Beule im Gesicht.«

»Du bist sicher, es war kein Versehen? Einer hat nicht aufgepasst, Kinder, die Fangen spielen oder so.«

»Es hat mich jemand mit der Hand gestoßen, so fest, dass ich vor eine S-Bahn stürzte.«

»Sag mir mal deine Zimmernummer.«

Stachelmann stand auf und ging zur Tür. Er öffnete sie und las die Zimmernummer außen ab. Er sagte sie Ossi.

»Und dir sind meine Kollegen noch nicht auf die Pelle gerückt? Die wurden doch bestimmt zum Bahnhof gerufen. Und jetzt wissen sie wahrscheinlich nicht, wo das arme Opfer liegt. Heiliges Chaos! Haben die da wieder Staatsbesuch? Ich klär das und schick einen vorbei, der wird die Sache aufnehmen. Du machst vielleicht Sachen. Wenn der Kollege weg ist, ruf mich noch mal an.« Ossi legte auf.

Es dauerte nicht lang, bis es an der Tür klopfte. Ein Polizist in Uniform betrat das Zimmer, er war blond und jung, ein weiches Gesicht. Viel zu jung für einen Polizisten.

»Guten Tag, meine Kollegen aus Hamburg schicken mich. Ich soll etwas aufnehmen. Auf Sie wurde ein Anschlag verübt?« Es klang ungläubig.

Stachelmann zeigte auf einen Stuhl, der Polizist setzte sich und legte einen Block auf seine Knie. Er schaute Stachelmann erwartungsvoll an. Wäre der mir auf der Straße begegnet, ich hätte ihn für einen Schüler gehalten. Vielleicht merkt man nur so, dass man älter wird. Der Rücken schmerzte, er wusste nicht, ob es vom Sturz kam oder von der Arthritis. Er richtete sich auf im Bett und schob sich ein Kissen unter den Rücken.

»Ja, jemand hat mich auf die Gleise gestoßen im Bahnhof Friedrichstraße.«

Der Polizist schrieb etwas auf. »Haben Sie den gesehen, der sie stieß?«

»Nein, wie auch? Er hat mich in den Rücken gestoßen.«

»Sie hätten sich beim Fallen umdrehen können.«

Stachelmann starrte ihn an. »Mit Pirouette oder ohne? Oder

vielleicht noch einen dreifachen Rittberger?«

Der Polizist schaute Stachelmann an, als käme er vom Mars. »Wie meinen Sie das?«, fragte er.

»Ich meine, dass ich andere Sorgen hatte, als mich nach dem Kerl umzuschauen, der mich geschubst hat. Zum Beispiel wollte ich nicht auf den Rücken fallen. Das ist im Menschen so eingebaut. Es gelingt ihm leider nicht so gut wie einer Katze.«

Der Polizist kaute am Bleistift. »Aber Sie sind sicher, dass Sie gestoßen wurden. Warum?«

»Würden Sie es nicht merken, wenn Sie jemand in den Rücken stößt? Mit der flachen Hand, damit sie auch wirklich fallen? Vielleicht ist der Begriff stoßen falsch, vielleicht sollte ich kräftig schieben sagen.«

Der Polizist kaute am Bleistift. »Gut, ich werde ein Protokoll aufsetzen und wiederkommen, damit Sie es unterschreiben können. Ich sehe es richtig, Sie haben den Täter nicht gesehen.«

»Nein.«

»Gibt es jemanden, der ihn gesehen hat?«

»Weiß ich nicht.«

Der Polizist stand auf, gab Stachelmann die Hand und ging. Stachelmann war sich sicher, der Mann glaubte ihm nicht. Er hielt ihn wahrscheinlich für einen Hysteriker. Oder für einen, der gestolpert ist auf die Gleise und sich nicht traute, es einzugestehen. Stachelmann zog das Kissen unter seinem Rücken weg und legte es unter den Kopf. Die Tür öffnete sich, der Arzt erschien, er hatte eine Spritze in der Hand. Stachelmann hatte Angst vor Spritzen. Der Arzt bat Stachelmann, das Gesäß freizumachen. Stachelmann spürte keinen Schmerz. Nach einigen Minuten war er eingeschlafen.

Am Morgen erinnerte er sich dunkel an Träume. Die dicke Krankenschwester erschien und brachte ein Frühstück. Sie war

gut gelaunt. »Wie geht es uns denn heute?«

»Wie es uns geht, weiß ich nicht. Ich habe Kopfschmerzen.«

»Soll ich Ihnen eine Schmerztablette bringen?«

Stachelmann lehnte ab. Er hörte die Krankenschwester auf dem Gang ein Lied pfeifen.

Das Frühstück bestand aus grauen und schwarzen Brotscheiben, abgepackter Margarine, Marmeladendöschen und in Plastik verschweißtem Käse. In einem Becher dampfte Tee. Stachelmann schmierte sich ein Brot mit Erdbeermarmelade und trank einen Schluck. Er aß drei Bissen und legte den Rest des Brots auf den Teller.

Im Kopf war ein Pochen, die Rippen schmerzten beim Atmen. Ein stechender Schmerz. Der Rücken tat weh, er fühlte sich an, als wäre er fixiert gewesen in der Nacht. Vorsichtig stand Stachelmann auf. An der Tür hing ein weißer Bademantel. Auf dem Weg zur Tür wurde ihm schwindelig, überall Schmerzen. Er ging zurück zum Bett und setzte sich auf die Kante. Als der Schwindel nachließ, versuchte er es noch einmal. Diesmal spielte der Kreislauf mit. Er zog den Bademantel an und öffnete die Tür. Auf dem Gang Menschen in Bademänteln, manche trugen Infusionsflaschen. Ein Mann in weißem Kittel eilte irgendwohin. Stachelmanns Zimmer lag am Ende des Ganges. Er schaute aus dem Fenster hinunter. Es regnete auf einen großen Parkplatz. Er ging vorsichtig den Gang entlang, die Beine gehorchten. Nur die Schmerzen quälten ihn. Aus einem Zimmer, die Tür war nur angelehnt, hörte er ein mehrstimmiges Frauenlachen. Auf der Tür stand Schwesternzimmer. Er klopfte und drückte die Tür weiter auf. Fünf oder sechs Krankenschwestern saßen um einen Tisch, gedeckt mit Bechern und Tellern. Es roch nach Kaffee. Er erkannte die dicke Schwester, sie erhob sich, als sie ihn sah. »Aber, Herr Doktor Stachelmann«, sagte sie.

Stachelmann bat um eine Schmerztablette und ein Glas Wasser. Als er die Tablette genommen hatte, setzte er seine Wande-

rung durch das Krankenhaus fort. In einem Raum mit Glastür saßen Raucher, es stank hinaus auf den Flur. Er sah einen Mann in einem dunkelblauen Bademantel, in der einen Hand einen Flachmann, in der anderen eine Zigarette. Stachelmann kehrte um, begegnete einer Frau mit Blasenkatheeter, jedenfalls trug sie einen Beutel mit einer blassgelben Flüssigkeit in der Hand. In der Mitte zwischen den beiden Gangenden lag das Treppenhaus mit zwei Aufzügen. Einen Treppenabsatz tiefer entdeckte Stachelmann eine grüne Metalltür, sie trug die Aufschrift Notausgang. Er stieg die Treppe hinunter und öffnete die Tür. Sie führte auf eine Betontreppe. Es war dunkel, an der Wand ertastete er einen Lichtschalter. Er legte ihn um, eine schmutzige Treppe im Funzellicht.

»Was treiben Sie denn hier?« Die Stimme in seinem Rücken klang scharf.

Er drehte sich um, eine Krankenschwester, klein, rothaarig, starrte ihn böse an.

»Ich wollte mal schauen«, stotterte Stachelmann.

»Hier gibt es nichts zu schauen.«

»Ist ja gut.« Er schloss die Tür und ging zurück zu seinem Zimmer. Er legte sich aufs Bett. Morgen würde er das Krankenhaus verlassen, egal, was die Ärzte sagten. Die Tür öffnete sich, der Arzt erschien in Begleitung der dicken Krankenschwester. Der Arzt stellte sich ans Fußende des Betts und sagte: »Na, schon wieder auf den Beinen, Herr Stachelmann?«

Stachelmann nickte. »Was ist Ihre Diagnose?«

»Sie sind kerngesund, soweit ich das sehe.«

»Ich habe eine Arthritis.«

»Das gehört nicht in unser Fachgebiet. Abgesehen von ein paar Prellungen und der schicken Beule an Ihrer Stirn ist nichts passiert.«

Nichts passiert, dachte Stachelmann. Das ist nicht wahr.

»Und immerhin sind Sie schon so gesund, dass Sie Besucher empfangen wollen.«

»Der war von der Polizei«, sagte Stachelmann.

»Den meint der Herr Doktor nicht«, sagte die Krankenschwester.

»Ich habe sonst keinen Besuch bekommen.«

»Weil ich ihn weggeschickt habe«, sagte die Schwester. Es klang, als erzählte sie von einem Sieg.

»Wen weggeschickt.«

»Na, Ihren Vater.«

Es traf Stachelmann wie eine Faust in den Solarplexus. Er schnaufte.

»Was ist denn mit Ihnen?«, fragte die Schwester.

»Warum haben Sie meinen Vater weggeschickt?«

»Ich habe gesagt, ich würde mal schauen, ob es geht. Als ich hier reinschaute, schliefen Sie. Ihr Vater kann bestimmt später noch einmal kommen. Das hat er auch gesagt. Er ist so ein verständnisvoller Mann.«

»Woher weiß mein Vater, dass ich hier bin?«

»Haben Sie es ihm etwa nicht gesagt? Sie haben doch ein Telefon im Zimmer, und ein Handy haben Sie auch dabei.«

Sie hatte also sein Jackett durchsucht. Hatte Ossi seinen Vater informiert? Dafür gab es keinen Grund, Ossi kannte seinen Vater nicht, wusste nicht mal, ob er noch lebte und wo er wohnte.

»Wie sah mein Vater denn aus?«

»Wie soll ich ihn beschreiben?«, fragte die Schwester.

Der Arzt unterbrach sie: »Herr Stachelmann, zwei, drei Tage möchte ich Sie noch hier behalten. Nur zur Beobachtung.« Er ging.

»Wie sah er aus?«, fragte Stachelmann noch einmal.

»Ach, wissen Sie, ich kann Menschen schlecht beschreiben,

wahrscheinlich sehe ich zu viele.« Sie zögerte.

»Weiße Haare, die Spitzen bedeckten die Ohren. Und er trug ein graues Jackett. Ein bisschen altmodisch, wie das bei alten Leuten so ist. Ach ja, er kommt wohl gerade aus dem Urlaub, sah gut erholt aus.« Die Schwester ging.

Diesen Mann hatte er gestern gesehen. In der S-Bahn, er hatte im selben Wagen gesessen wie Stachelmann. Und am Bahnsteig in der Friedrichstraße war er ihm auch aufgefallen. Natürlich, es gab andere Männer, die graue Jacketts trugen, aber sein Vater zählte nicht dazu. Und er hatte keine Haare, deren Spitzen die Ohren bedeckten. Und sonnengebräunt war er schon gar nicht.

Das Handy klingelte, Ossi war dran. Er klang immer noch unterkühlt. »Mich hat ein Kollege aus Berlin angerufen. Die können mit der Sache nichts anfangen, fürchte ich. Du hast bestimmt keinen gesehen, der dich gestoßen haben könnte?«

Stachelmann überlegte, dann entschied er, nichts von dem Mann mit dem Jackett zu erzählen. Ossi war schon beleidigt, er wollte ihm keinen Grund geben, über ihn zu lachen. Wenn Ossi den Mordversuch als Hirngespinnst abtat, dann würde ihn die Geschichte von dem allgegenwärtigen Greis nur bestätigen. »Nein«, sagte Stachelmann.

»Ich habe niemanden gesehen.«

»Na, dann kann man nichts machen. Pass auf dich auf. Tschüss.« Ossi legte auf, ohne eine Antwort abzuwarten.

Den Rest des Tags verbrachte Stachelmann im Bett. Er schloss die Augen und dachte nach. Die Krankenschwester servierte ein Abendbrot. Draußen schien die Sonne, die Strahlen blendeten. Mittags hatte es Eintopf gegeben, jetzt lagen Brotscheiben, Wurst und Käse auf dem Tablett. Eine Kanne Tee dampfte, roch gesund und schmeckte grauenhaft. Stachelmann aß nicht, er schloss wieder die Augen und überlegte. Zuerst kam ihm seine Idee wahnsinnig vor. Vielleicht hatten die Leute doch Recht,

wenn sie ihn für verrückt hielten. Warum sollte ihn einer vor den Zug stoßen? Es gab dafür keinen Grund. Andersherum gesehen, wenn ihn einer vor den Zug stieß, hatte er einen Grund, es sei denn, er wäre durchgeknallt und fände Spaß daran, andere Leute umzubringen. Das mochte es geben, aber es war nicht vernünftig, davon auszugehen. Also wieder Ockhams Rasiermesser. Es stieß ihn nur einer vor die Bahn, der dies wollte und dafür einen Grund hatte. Es sei denn, es handelte sich um eine Verwechslung. Das war möglich, Wilhelm von Ockham aber schnitt diese Möglichkeit weg. Nein, ihn wollte einer umbringen, und der hatte einen Grund dazu. Es war richtig, dies zu unterstellen. Umso besser, wenn es doch eine Verwechslung war. Stachelmann musste den Grund finden. Erst fiel ihm keiner ein. Dann erinnerte er sich an die beiden Männer im Archiv. Sie hatten sich seltsam verhalten und die Akten genommen, die er auch ausgesucht hätte. Hamburger Finanzbehörde, lachhaft, dachte Stachelmann. Alles ist verjährt. Es sei denn, die Finanzbehörde treibe das schlechte Gewissen. Aber seit wann haben Behörden ein Gewissen? Vielleicht geht es um Vermögen der DDR? Aber dann suchten sie im falschen Bestand. Wenn die beiden etwas mit dem Anschlag zu tun hatten, welche Rolle spielte dann der Alte mit dem grauen Jackett?

Wenn es einen Grund gab, ihn umzubringen, was sprach dafür, dass es den Grund nicht mehr geben sollte? Es war sinnvoll, zu glauben, dass da draußen einer herumlief, der ihn töten wollte, ihn, den Historiker ohne Zukunft. Der Mann, der sich als sein Vater vorgestellt hatte, war jedenfalls ein Lügner und wahrscheinlich auch ein Mörder. Er war gekommen, Stachelmann zu töten. Der Bahnhof Friedrichstraße war ideal dafür. Das Krankenhaus aber auch. Hier kamen und gingen viele Leute. Der Mörder musste nur einen Moment abpassen, wo in irgendeinem anderen Zimmer etwas los war.

Was war der Schluss aus all diesen Annahmen, die so folgerichtig erschienen und doch falsch sein konnten? Wenn er über-

leben wollte, durfte er nicht im Krankenhaus bleiben. Er musste abhauen, heute Nacht schon. Er hatte einmal Glück gehabt. Vielleicht war alles Unsinn. Vielleicht spinne ich wirklich, dachte Stachelmann. Aber wer sich beim Überleben auf Wahrscheinlichkeiten verließ, war so gut wie tot. Er spürte keine Angst, es schien ihm unwirklich. Er betrachtete sich wie einen Schauspieler in einem Film. Er musste lachen. Ich, der Versager, dem das Schicksal einen Platz unter einer Brücke zugewiesen hat, der sich vor einem Aktenstapel fürchtet, ich, gerade ich soll umgebracht werden. Hornblower fiel ihm ein, der unter Selbstzweifeln litt, sich aber nicht daran hindern ließ, mutige Entscheidungen zu treffen. Von Horny lernen heißt siegen lernen. Stachelmann lachte, aber dann kroch ihm die Angst in den Körper. Sie erreichte Darm und Magen und stieg übers Herz in den Kopf. Er saß auf der Bettkante und sah seine Hand zittern.

Dann entschied er sich. Er wartete, bis es draußen dunkel war. Er schaltete das Licht in seinem Zimmer aus und schaute aus dem Fenster. Der Parkplatz war schwach beleuchtet. Er beobachtete, ließ die Augen streifen von links nach rechts und wieder zurück. Sie fingen eine Bewegung ein. Da war ein Asphaltweg, am Rand Büsche. Der Weg führte vom Parkplatz zu einem Eingang im Krankenhaus. Ein Busch hatte gewackelt, obwohl es windstill war. Stachelmann starrte zu dem Busch, es tat sich nichts. Ein Vogel, eine Katze, längst verschwunden. Er ließ seine Augen wieder umherstreifen. Ein Auto kam, parkte, eine Frau stieg aus. Stachelmann ging auf den Gang und tat so, als würde er spazieren gehen. Er beobachtete genau, was sich tat. Langsam wurde es ruhig. Hin und wieder eilte eine Krankenschwester über den Gang und verschwand in einem Zimmer, über dessen Tür ein Lämpchen leuchtete.

Er kehrte zurück in sein Zimmer und wartete bis nach Mitternacht. Dann zog er seine Kleidung an. Die Geldbörse steckte in die Gesäßtasche seiner Hose, er entdeckte darin etwas mehr als zweihundert Mark und die Kreditkarte. Er öffnete vorsichtig die

Tür und schaute auf den Gang. Er würde keine Minute brauchen bis zur Nottür an der Treppe. Der Gang war leer. Stachelmann schlüpfte aus der Tür und lief mit schnellen Schritten in Richtung Treppenhaus. Die Tür des Schwesternzimmers war angelehnt, er hörte zwei Frauenstimmen. Bloß nicht rennen! Er erreichte das Treppenhaus. Ein Aufzug klingelte, das Licht über dem Eingang leuchtete. Gleich würde die Aufzugtür sich öffnen. Stachelmann nahm zwei Stufen gleichzeitig hinunter zu der Zwischentage mit dem Notausgang. Auf der vorletzten Treppenstufe rutschte er aus. Er fiel aufs Steißbein, verkniff sich einen Schmerzensschrei. Er saß auf dem Hintern und schaute nach oben. Aus dem Aufzug stieg ein Mann. Er hatte weiße Haare und trug ein graues Jackett. Der Mann ging in Richtung seines Zimmers. Stachelmann duckte sich. Als der Mann verschwunden war, stand er auf und humpelte zum Notausgang. Gleich würde der Mann entdecken, Stachelmann war nicht in seinem Zimmer. Entweder würde er dort warten, das war riskant, weil jeden Augenblick jemand anders als Stachelmann auftauchen konnte. Oder er verließ das Krankenhaus, wahrscheinlich auf dem gleichen Weg, den er gekommen war.

Stachelmann hatte einen Vorsprung. Es würde auf jeden Fall reichen, um sich vorläufig in Sicherheit zu bringen. Irgendein Hotel unter falschem Namen. Niemand würde ihn in dieser Nacht finden. Es sei denn, der Mann arbeitete nicht allein, sondern hatte Helfer, die sich Stachelmann an die Fersen hefteten. Als Stachelmann über den Notausgang das Krankenhaus verließ, sah er niemanden. Er stand auf einer Wiese und hörte, wie auf dem Parkplatz um die Ecke ein Auto gestartet wurde. Er versteckte sich hinter einem Busch. Das Auto fuhr nicht an ihm vorbei. Stachelmann schlich sich an der Hauswand entlang weg vom Parkplatz. Er kam an eine Ecke und schaute vorsichtig herum. Dort war der Haupteingang. Er blieb stehen und wartete. Es war wenig los. Nach etwa einer Viertelstunde verließ ein Mann das Krankenhaus und lief zur Luisenstraße, die weißen Haare

schimmerten im Licht der Lampen am Eingang. Stachelmann lief los, folgte dem Mann. Du bist wahnsinnig, schoss ihm durch den Kopf. Aber seine Beine liefen weiter. Der Mann ging die Straße entlang in Richtung U-Bahnhof Zinnowitzer Straße. Er lief gemächlich und drehte sich nicht um. Er stieg die Treppen zur U-Bahn hinunter. Stachelmann hielt Abstand. Als der Mann den Bahnsteig erreichte, wartete Stachelmann hinter einem Pfeiler. Eine ältere Frau kam Stachelmann entgegen und musterte seine Kleidung. Er sah an sich hinunter, überall Schmutz vom Sturz auf die Gleise. Eine U-Bahn fuhr ein, der Mann wartete, bis alle ausgestiegen waren. Stachelmann mühte sich, nicht in den Gesichtskreis des Manns zu geraten, und stieg einen Wagen weiter vorn ein. Er setzte sich auf die Bank am Kopf des Wagens, hier überblickte er den Bahnsteig und konnte sehen, wo der Mann ausstieg. Der Streckenplan an der Seitenwand verriet ihm, dass er in der U 6 saß. Als sie in die Haltestelle Oranienburger Tor einliefen, wusste Stachelmann, die Bahn fuhr in Richtung Steglitz. Am U-Bahnhof Unter den Linden sah Stachelmann den Mann auf dem Bahnsteig. Er ging zügig in Richtung Pariser Platz. Stachelmann beeilte sich. Er verließ den U-Bahn-Wagen und folgte dem Mann. Der lief in Richtung Brandenburger Tor, vorbei an der russischen Botschaft, an deren Eingang zwei Polizisten patrouillierten. Der Mann ging ins Hotel Adlon. Stachelmann näherte sich dem Eingang, durch eine Scheibe sah er, wie der Mann sich am Empfang den Zimmerschlüssel geben ließ, dann verschwand er, war wahrscheinlich zu den Aufzügen gegangen. Stachelmann betrat vorsichtig die Empfangshalle. Dich hat der Teufel geritten, dachte er. Er schaute sich um und trat dann an den Tresen des Empfangs. Ein fein gekleideter Hotelangestellter musterte ihn mit unbewegtem Gesicht.

»Guten Tag, sagen Sie, wie hieß der Mann, der gerade seinen Schlüssel abgeholt hat?«

Der Hotelangestellte schaute ihn an, jetzt erst fiel Stachelmann

wieder ein, dass seine Kleidung verdreckt war.

»Das darf ich Ihnen nicht sagen. Aber wenn Sie eine Nachricht hinterlassen wollen, werde ich sie dem Herrn sofort überbringen lassen.«

Stachelmann holte einen Fünzig-Mark-Schein aus dem Portemonnaie und legte ihn auf den Tisch.

Der Hotelangestellte blickte ihn scharf an. »Mein Herr, Sie sind hier im Adlon.«

Stachelmann steckte den Geldschein wieder ein und verließ die Empfangshalle. Draußen schaute er sich um, ob der Mann mit dem grauen Jackett ihm folgte, und entschied sich, in Richtung Mitte zu laufen. Ins Haus Morgenland beim Bundesarchiv traute er sich nicht, sicher war er nur in einer Unterkunft, in der er sich mit falschem Namen eintrug. Er ging an der Humboldt-Universität vorbei, sein Steißbein und die Knie schmerzten. Auf der Karl-Liebknecht-Straße bog er links ab in Richtung Spandauer Brücke. Er entdeckte einen Geldautomaten und hob tausend Mark ab. Hin und wieder drehte er sich um, aber er sah nichts. Er bog in eine Seitenstraße ein und wartete einige Sekunden. Dann kehrte er um, niemand zu sehen. Ein Glas splitterte. Stachelmann fuhr zusammen. Er schaute in die Richtung, aus der das Splittern gekommen war. Ein Mann torkelte am Arm einer Frau. Sie schrie ihn an, er lallte. Stachelmann lief weiter, ohne zu wissen, wohin. Er war müde und hungrig. Er verlor die Orientierung. Die Knie wollten nicht mehr, fast wäre er umgeknickt. Am Ende einer schmalen Straße sah er ein Neonlicht, es war rot und blinkte. Er steuerte auf das Neonlicht zu. Hotel Elvira, das zweite L und das R waren erloschen, blinkten nicht mit. Die Tür war offen. Stachelmann stieg drei Treppenstufen nach oben. Am Tresen saß ein Mann und schlief. Hinter seinem Rücken hingen in zwei Reihen untereinander Schlüssel mit messingfarbenen Schildern. Stachelmann klopfte auf den Tisch. Der Mann schnarchte, er stank nach Schnaps. Stachelmann klopfte fester auf den Tisch. Der Mann öffnete seine Augen und blinzel-

te Stachelmann an. Dann gähnte er. Es stank schlimmer. Der Mann fuhr sich mit der Hand durch die Haare, griff hinter sich, nahm einen Schlüssel und legte ihn auf den Tresen. Er griff unter den Tresen und hatte zwei Handtücher in der Hand, sie sahen verschlissen aus. »Zimmer 16 im ersten Stock. Dreihundert Mark im voraus«, sagte er. »Dafür können Sie bis morgen früh ausschlafen.« Er schaute an Stachelmann vorbei zur Tür. »Wo ist denn die Süße?«, fragte er.

Stachelmann zählte dreihundert Mark ab auf dem Tresen und stieg die Treppe hoch. Er fand das Zimmer, ging hinein und legte sich aufs Bett. Das Licht der Neonschrift blinkte ins Zimmer. Stachelmann lag mit dem Rücken auf der Matratze. Er war erschöpft und hatte Schmerzen. Er konnte nicht klar denken und nicht einschlafen. Das Rauschen der Stadt drang ins Zimmer.

Endlich war er doch eingeschlafen. Als er aufwachte, starrten ihn zwei schwarze Augen an. »Du aufstehn, Nacht zu Ende sein«, sagte die Frau, sie trug ein hellblaues Kopftuch. Sie warf einen Blick auf die Handtücher, die neben Stachelmann lagen, und schüttelte den Kopf. Stachelmann erhob sich und blickte in den Spiegel über dem Waschbecken, das einmal weiß gewesen sein musste. Er betrachtete seine Kleidung und verstand die Türkin. Sie wischte mit dem Staubwedel über den Stuhl und den Nachttisch. Einer, der eine Nacht im Bordell allein in schmutzigen Klamotten auf dem Bett gelegen hatte, musste geisteskrank sein. Es war Mitleid im Blick der Frau gewesen.

»Wollen Sie sich zweihundert Mark verdienen?«, fragte Stachelmann die Frau.

Sie lachte. »Ich Putzfrau, soll ich andere Dame rufen?«

Stachelmann schüttelte den Kopf. Er zeigte auf sie. Er zog zwei Hundertmarkscheine aus seiner Geldbörse und hielt sie der Frau hin.

Sie schaute ihn streng an. »Ich keine Hure.«

Stachelmann erschrak. Wenn er sie verärgerte, saß er in der

Tinte. »Nein, nein.« Er zeigte auf das Bett und winkte ab. »Etwas anderes, nur eine Hilfe für mich.«

Die Frau schaute ihn an.

Stachelmann wies auf seine Kleidung. »Ich brauche ein frisches Hemd und eine Hose, Unterwäsche und Socken.«

»Ich soll kaufen?«

»Nein, die sind in meinem Hotel.«

Sie begriff nicht. Es war auch nicht zu begreifen, dass Stachelmann in dem einen Hotel aufwachte und in einem anderen seine Kleidung hatte.

Stachelmann überlegte, ob er der Frau Geld fürs Taxi geben sollte. Er tat es nicht, sie wäre vielleicht aufgefallen. Womöglich wäre sie auch auf die Idee gekommen, mehr Geld von ihm zu fordern, wenn er den Anschein erweckt hätte, das Portemonnaie sitze ihm locker. Er gab ihr seinen Zimmerschlüssel aus dem Haus Morgenland. Sie würde ihre Arbeit im Hotel Elvira beenden, dann gleich nach Lichterfelde fahren, Kleidung aus seinem Zimmer holen und zum Hotel Elvira zurückkehren.

»Sie mir schreiben Papier«, sagte sie.

Er verstand erst nicht, dann nickte er. Sie verließ das Zimmer und kam mit einem Block und einem Kugelschreiber zurück. Er fragte sie nach ihrem Namen und schrieb, Aische Jyksel sei von ihm bevollmächtigt, Kleidung für ihn zu holen, er habe ihr deshalb seinen Zimmerschlüssel gegeben. Er unterzeichnete und gab ihr den Zettel. Er ermahnte sie, dieses Papier nur im Hotel zu zeigen, und nur dann, wenn sie dazu aufgefordert würde. Oft war die Rezeption nicht besetzt, womöglich gelang es Aische, unbemerkt an seine Sachen zu gelangen. Dann konnte er sicher sein, dass niemand ihr folgte und sie den Mörder nicht zu ihm führte.

»Alimente?«, fragte Aische.

Stachelmann schüttelte den Kopf. »Ich hatte eine Freundin«,

sagte er. »Leider habe ich nicht gewusst, dass die Freundin verheiratet war.«

Aische zog ein mitleidiges Gesicht. »Ihnen nicht gesagt?«

Stachelmann schüttelte den Kopf.

»Das sein traurig.«

Stachelmann nickte.

»Und jetzt Mann von Freundin hinter dir her?«

Stachelmann fuhr sich mit der flachen Hand über die Kehle.

»Er sollte Freundin töten«, sagte Aische. »Freundin gelogen hat.«

Stachelmann hob die Achseln und ließ sie fallen.

Sie verabredeten sich für zwei Uhr am Nachmittag. Aische verließ das Zimmer, um ihre Arbeit zu beenden. Stachelmann ging hinunter zur Rezeption. Dort saß ein jüngerer Mann, über der Stirn lichteten sich braune Haare. Der Mann las in einer Zeitschrift mit Bildern nackter Frauen.

»Ich brauche das Zimmer noch etwa bis drei Uhr«, sagte Stachelmann.

Der Mann nickte und sagte: »Dreihundert Mark im voraus, Handtücher inklusive.«

Stachelmann legte drei Hundertmarkscheine auf den Tresen. Der Ausflug nach Berlin wurde allmählich teuer.

Sein Handy klingelte. Er drückte die Rufannahmetaste.

»Hier Anne, wo bist du?«

Stachelmann stieg die Treppe hoch. »Im Hotel.«

»Ich dachte, du arbeitest im Archiv, hast dich Wohl fürs Nachtleben entschieden.«

»Klar«, sagte Stachelmann. »Das ist der wahre Grund, warum ich in Berlin bin. Du wolltest ja nicht mit.« Die Angst vor dem Mörder hatte seine Schüchternheit weggeblasen. Er staunte über sich selbst. Ihm schien alles glasklar zu sein.

»Aha«, sagte Anne. »Und in welchem Etablissement hast du diese Nacht verbracht?«

»Ich glaube, es nennt sich Hotel Elvira. Ist eine ziemlich üble Absteige. Ein Bett für dreihundert Mark, Handtücher inbegriffen.«

Anne schwieg.

Dann sagte sie: »Du nimmst mich auf den Arm.«

»Überhaupt nicht. Wie geht's dem Sagenhaften?«

»Sag mal, das mit dem Hotel Elvira ist doch ein Scherz?«

»Nein, ich bin gestern durch die Nacht gewandert und musste hier schlafen. Und jetzt warte ich, dass mir eine türkische Putzfrau saubere Klamotten aus meinem Hotel in Lichterfelde bringt.« Er freute sich, sie schien eifersüchtig zu sein. Er hörte sie atmen. »Die Nacht davor habe ich im Krankenhaus verbracht. Ich bin nicht auf Recherchereise, sondern verbringe einen Abenteuerurlaub in Berlin.«

»Jetzt fang mal ganz am Anfang an. Ich verstehe kein Wort.« Sie klang besorgt.

Er berichtete ihr in kurzen Zügen, was geschehen war.

»Warum gehst du nicht zur Polizei?«

»Die ist sogar zu mir gekommen. Die glauben mir kein Wort.«

»Und Ossi?«

»Genauso wenig.«

Anne sagte eine Weile nichts. »Soll ich kommen?«

»Ich dachte, Bohming hätte dich sagenhaft eingespannt.«

»Und wie. Aber könnt ja sein, dass meine Oma im Sterben liegt.«

»Manchmal sind Omas doch hilfreich.« Annes Angebot rührte ihn, aber sie konnte ihm nicht helfen. »Nein, ist nett von dir. Ich lass mich lieber allein ermorden.« Er mühte sich, darüber zu lachen wie über einen Witz. Die Angst meldete sich zurück.

»Wie du willst, das Angebot steht.« Sie klang enttäuscht.

»Nee, es reicht, wenn du zur Beerdigung kommst.«

Sie legte auf.

Stachelmann starrte auf das Handy und verfluchte sich. Manchmal wollte er nur witzig sein, und doch verletzte er jemanden. Einige Augenblicke lang wollte er Anne zurückrufen. Aber dann ließ er es. Es war besser, sie bliebe in Hamburg. Er legte sich aufs Bett und starrte an die Decke. In einer Ecke saßen zwei Spinnen, kleine Körper, lange Beine. Sie bewegten sich nicht. Im Licht glitzerte ihr Netz. Er taufte sie Amalie und Alberta. Er schloss die Augen und überlegte. Es war ihm Seltsames widerfahren in Berlin. Der Mörder wohnte im Adlon. Er hätte die Polizei zu ihm führen können, jedenfalls bis in die Empfangshalle des Hotels. Dort hätten sie warten können, bis er kam. Natürlich hätte der Mann es abgestritten. Stachelmann hätte ihm nichts beweisen können. Dass der Mann im Krankenhaus war? Dafür fand er gewiss eine einfache Erklärung. Oder er leugnete es einfach. Oder er schwieg, der Haftrichter müsste ihn laufen lassen. Es gab nichts, überhaupt nichts, was gegen den Mann sprach außer Stachelmanns Überzeugung, dass der Mann ihn ermorden wollte. Er verfluchte seine Angst. Hornblower hätte nicht weniger Angst gehabt, aber er hätte nicht erlaubt, dass sie ihn beherrschte.

Er ging zum Empfang und besorgte sich beim Portier ein Branchentelefonbuch. Unter dem Stichwort Personenschutz fand er Einträge. Er entschied sich für Meyer Personenschutz und Auskünfte. Er wählte die Nummer der Firma. Es meldete sich eine Frauenstimme auf Berlinerisch, sie war kreischig. Dann hörte Stachelmann, wie sie rief: »Justav, komm her, Kundschaft.« Stachelmann legte auf.

Er würde die Sache allein klären. Einen Leibwächter konnte er sich für ein paar Tage leisten, vielleicht zwei Wochen, dann war er pleite. Er legte sich wieder aufs Bett. Amalie war einige Zen-

timeter zur Wand hingekrochen, während Alberta weiter faul an der Decke hing. Es gab auch bei Spinnen solche und solche. Er öffnete das Fenster und hoffte, Fliegen und Mücken würden sich im Netz verfangen. Dann schlief er ein. Er rannte im Traum vergeblich vor einem Monster weg, das mit wässrigem Maul nach ihm schnappte. Es schüttelte an seiner Schulter, es war nicht das Monster, sondern Aische, die mit einer Einkaufstasche zurückgekommen war. Sie stellte die Tasche neben seine Füße und sagte: »Niemand mich haben gesehen. Hotel leer.« Sie zeigte auf die Tasche. »Habe auch Zahnbürste eingepackt und Kamm. Tasche Sie können behalten.«

Stachelmann stand auf und schüttelte ihr die Hand. Er gab ihr zweihundert Mark. Als Aische gegangen war, duschte er und zog sich um. Er putzte sich die Zähne und fühlte sich gut. Er packte die schmutzigen Kleidungsstücke in Aisches Einkaufstasche und stieg die Treppe hinab. Er legte den Schlüssel auf den Tresen, der Mann schaute nicht hoch von seiner Lektüre. Als Stachelmann auf die Straße trat, war die Niedergeschlagenheit verflogen. Er ging zum nächsten U-Bahnhof, Turmstraße, und erreichte nach zweimaligem Umsteigen Lichterfelde-Süd. Die Leute drängten sich in den Zügen. Stachelmann spürte keine Schmerzen und genoss die Stunden, bis die Schmerzen zurückkehren würden.

Als er das Archiv erreicht hatte, ging er in den Garderobenraum und sperrte seine Einkaufstasche weg. Dann näherte er sich dem Eingang des Benutzersaals. Durch die Glastür sah er die beiden Männer von der Finanzbehörde Hamburg. Sie kehrten ihm den Rücken zu, lasen in Akten. Stachelmann betrat den Benutzersaal, sah Bender und winkte ihn hinaus in den Gang. Bender blickte ihn fragend an, kam dann aber.

»Herr Bender, wie lange bleiben die beiden Herren noch im Archiv?«

»Der Herr Carsten hat gesagt, bis heute Abend.«

»Dann kann ich alle Akten sehen, die die beiden gelesen haben?«

»Eigentlich nicht, jedenfalls nicht die, die kopiert werden sollen. Die beiden Herren haben es eilig. Der Vorgang genießt höchste Priorität.« Bender schien verärgert zu sein. Wahrscheinlich gingen ihm die beiden Männer auf die Nerven. Sonderwünsche. Beamte hassen Sonderwünsche.

»Und wenn Sie mich kurz hineinsehen lassen? Es kann doch nicht alles auf einmal kopiert werden, wenn es so viel ist.«

»Schon, schon, aber die Akten werden von einer Firma kopiert, und die holt sie alle heute Abend ab.« Er schaute Stachelmann streng an. »Was wollen Sie eigentlich mit diesen Akten?«

»Offen gesagt, so genau weiß ich es nicht. Ich fürchte, die beiden Herren suchen etwas, das ich auch suche.

Wahrscheinlich wissen die beiden nur besser, was es ist. Und außerdem bezweifle ich, dass die Herren von der Finanzbehörde sind.«

Bender blieb der Mund offen stehen. Dann fragte er:

»Wie kommen Sie darauf? Mich hat sogar jemand vom Büro des Hamburger Finanzsenators angerufen. Ich weiß nicht, Herr Dr. Stachelmann, wenn wir uns nicht schon so lange kennen würden ...« Er vollendete den Satz nicht und ging zurück in den Benutzersaal.

Stachelmann verließ das Archivgebäude und betrat die Bibliothek in der ehemaligen Kirche der Kadettenanstalt. Er setzte sich auf einen Stuhl im Bibliothekssaal, in einigem Abstand saßen zwei Männer und lasen. Stachelmann überlegte, was er tun sollte. Er kam nicht an die Akten der beiden Typen aus Hamburg heran. Er spielte mit dem Gedanken, die beiden per Telefon aus dem Benutzersaal zu locken, aber sie hätten die Akten zurückgegeben, bevor sie abzogen. In ein paar Wochen würde er mit Hilfe der Laufzettel, die jeder Akte beigelegt wurden, vielleicht herausbekommen, was die beiden interessierte. Allerdings muss-

te er dafür beide Namen kennen. Aber die würde ihm Bender sagen, sobald die Finanzbehördenleute abgereist waren. Er war ungeduldig, wollte nicht so lange warten. Außerdem war er nicht sicher, ob die gleichen Laufzettel noch benutzt wurden, wenn er die Akten wieder sah. Er durfte nicht so lange warten. Wenn die beiden etwas zu tun hatten mit dem Mörder, dann musste er mit einem weiteren Anschlag rechnen. Er verstand immer noch nicht, warum. Den Grund fand er vielleicht in den Akten, die heute Abend abgeholt wurden zum Kopieren. Einen Teil der Signaturen hatte er im Kopf. Er musste die Akten finden. Plötzlich wusste er, wo.

Sie saßen sich gegenüber. Ossi zündete sich eine Zigarette an, Carmen verzog das Gesicht. »Die Raucherei ist grässlich«, sagte sie.

»In dieser Hinsicht habe ich mich nicht verbessert. Ulrike hasste es auch. Aber sie war so tolerant, es zu dulden.«

»Sich von dir vergiften zu lassen? Passiv rauchen ist fast unsünder, als selbst zu paffen.«

»Darüber streiten wir uns später.« Ossi nahm ein Blatt aus der vor ihm liegenden Akte und las vor: »Helmut Fleischer, verkaufte 1975 an Holler. Norbert Enheim verkaufte 1976, wurde ermordet, Täter unbekannt. Karl Markwart, verkaufte 1976, starb vor drei Jahren an Lungenkrebs.«

Carmen warf ihm einen strafenden Blick zu. »Hat wahrscheinlich mit einem Raucher zusammen im Zimmer gesessen.«

Ossi winkte ab. »Otto Grothe, hat 1978 verkauft, ist alt und schusselig. Und Nichtraucher. Hat also alle Chancen, tapfer an was anderem zu sterben. Mit Grothe habe ich geredet, ich wusste nicht, wie der uns weiterhelfen sollte. Otto Prugate verbirgt etwas, hat auch 78 verkauft. Johann-Peter Meier, verkaufte 1979

und lebt noch. Wo?« Ossi blätterte in der Akte. »Stimmt, in Dockenhuden. Den müssen wir mal besuchen. Und zwar ohne Anmeldung. Ferdinand Meiser verkaufte 1980 und liegt ihn Ohlsdorf.«

Carmen blickte ihn fragend an.

»Das ist der Zentralfriedhof. Gottlob Ammann, verkaufte 81 und lebt noch. Das müssten alle sein. Ich werde Taut vorschlagen, dass irgendwer das Handelsregister durchsieht, ob es weitere Käufe Hollers gegeben hat.«

»Das Handelsregister der letzten vier Jahrzehnte. Sklavenarbeit. Ich bin sicher, diesen tollen Job krieg ich aufs Auge gedrückt.«

Ossi grinste. »Wenn du lieb bist, ließe sich das vielleicht umgehen.«

»Ich glaubte, korrupte Bullen gäbe es nur anderswo.«

»Nein, nein. Die gibt es überall, das ist gewissermaßen eine internationale Vereinigung.«

»Und du bist der Boss.«

»Du schmeichelst mir. Der Boss ist immer der korrupteste. Ich übe zwar fleißig, aber bis ich die Kollegen in Russland oder Südamerika überflügelt habe, brauche ich noch ein bisschen.«

»Nur Mut, du wirst es schaffen«, sagte Carmen.

»Also Ammann und Meier«, sagte Ossi. »Die schnappen wir uns heute Nachmittag. Und wenn wir gerade dabei sind, die Maklerszene aufzumischen, rufe ich Taut an, damit er jemanden aufs Handelsregister loslässt.«

»Und dann hast du mich in der Hand«, sagte Carmen.

»Genau«, sagte Ossi.

Meier wohnte in einer Villa in Dockenhuden, nahe der Elbchaussee. Vor dem Haus stand ein schwarzer Mercedes der ak-

tuellen S-Klasse. In die weiße Fassade des Hauses war eine schwarze Tür eingelassen. An der Tür hing ein Klöppel aus Messing, den man gegen eine Messingplatte schlagen musste, wenn man wollte, dass die Tür geöffnet wurde. Die Messingplatte hatte unzählige kleine Beulen, sie wurde schon lange benutzt als Klingelersatz. Carmen schlug den Klöppel mehrfach hart auf die Scheibe. Es dauerte nicht lang, die Tür öffnete sich. Ein langer dürrer Mann in einem schwarzen Anzug öffnete die Tür gemächlich. »Sie wünschen?«, fragte er.

»Wir hätten gerne Herrn Meier gesprochen.«

»Herrn Meier zu Riebenschlag.«

Ossi schaute Carmen an. Er sah, wie sie mit dem Lachen kämpfte. »Ja, Herrn Meier«, sagte Ossi. Er hielt dem Butler seine Polizeimarke vor die Augen.

Der Butler verzog sein Gesicht fast unmerklich. »Wenn Sie mir folgen wollen.« Er führte sie in ein Zimmer, das eine Bibliothek darstellen sollte. Die Wände waren bedeckt von alten Buchrücken, viele aus Leder. Ossi schaute sich einige an. »Lauter olle Schinken«, sagte er. »Ranke, Freytag, die sollte ich klauen und Stachelmann schenken.«

»Stachelmann?«, fragte Carmen. »Ist das dein Historikerspezi?«

»Hast du das auch schon mitgekriegt. Vor dir kann man nichts verbergen, überall steckst du deine Nase hinein. Das ist der Historikerspezi, der ab und zu rumspinnt. Zuletzt ist er in Berlin vor eine S-Bahn gestürzt und glaubt seitdem, jemand wolle ihn ermorden.«

»Lustige Type, muss ich mal kennen lernen.«

»Du hast ja einen bemerkenswerten Geschmack.«

»Der Stachelmann ist bestimmt nicht so langweilig wie du.«

Bevor Ossi antworten konnte, öffnete sich die Tür. Ein Mann erschien, gerade und groß, weißes, kurz frisiertes Haar, drahtig,

mit einem hart geschnittenen Gesicht. Er trug eine weiße Hose, ein kurzärmeliges weißes Hemd und einen roten Pullunder. Die Kleidung sah teuer aus. Er blieb in einigem Abstand vor Ossi und Carmen stehen und sagte: »Sie kommen von der Polizei?«

»Mordkommission«, sagte Ossi. Er stellte sich und Carmen vor.

Der Mann sagte nichts.

»Sie sind Johann-Peter Meier?«, fragte Carmen.

»Ich bin Johann-Peter Meier zu Riebenschlag.«

»Sie hatten bis 1979 eine Maklerfirma, die sie unter dem Namen Meier führten.«

Meier nickte.

»Seit wann nennen Sie sich Meier zu Riebenschlag?«

»Ich nenne mich nicht, ich heiße so. Ich wurde 1983 adoptiert von Herrn zu Riebenschlag.«

»Warum?« Carmen konnte ihr Erstaunen nicht verbergen.

»Hat das etwas mit Ihrer Frage nach meiner Firma zu tun?«

»Was haben Sie Herrn zu Riebenschlag bezahlt dafür, dass Sie seinen Namen tragen dürfen?«

Meier rümpfte die Nase.

»Warum haben Sie 1979 verkauft?«

»Ich hätte nicht verkauft, wenn nicht Holler hätte kaufen wollen. Er hat mich bedrängt und bedroht. Er war lästig wie eine Klette, ich wurde ihn nicht los. Wenn ich morgens ins Büro kam, hatte er schon meine Sekretärin verrückt gemacht oder den Anrufbeantworter voll gesprochen.«

»Sie haben verkauft, weil Herr Holler Ihnen auf die Nerven gegangen ist?«

»Ja.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Ossi.

»Mag sein«, erwiderte Meier. Es klang blasiert.

»Und nach dem Verkauf hat Holler Ihnen einen Teil des Verkaufspreises wieder abgeknöpft.«

Meier schaute Ossi überrascht an. »So kann man es sehen«, sagte er.

»Sie haben freiwillig einen Teil des Kaufpreises zurückgegeben? Das begreife ich nicht.«

»Mag sein«, sagte Meier.

»Herr Meier, wir ermitteln in einem Mordfall. Da ist unsere Bereitschaft, uns hinhalten zu lassen, vergleichsweise gering ausgeprägt. Vielleicht beantworten Sie jetzt unsere Fragen, und die Sache ist erledigt. Wir können uns natürlich auch im Präsidium wiedersehen, wenn es Ihnen konveniert.« Carmen klang mindestens genauso blasiert wie Meier.

»Ein Mordfall?«

»Es geht um mehrere Morde«, sagte Ossi. Er staunte über Carmens Verwandlungskünste.

»Sie sollten aber, wenn Sie mir die Vorladung schicken, meinen richtigen Namen einsetzen. Sonst komme ich nämlich nicht.«

»Herr Meier zu Riebenschlag, wir haben keine Lust, hier Theater zu spielen. Vor allem haben wir keine Zeit dafür. Wenn Sie weiterhin keine vernünftige Auskunft geben, müssen wir annehmen, dass Sie etwas mit unserem Fall zu tun haben. Dann sollten wir vielleicht gleich eine Hausdurchsuchung beantragen, Sie haben ja Personal, um danach aufzuräumen.« Ossi ließ Carmen gewähren, sie schlidderte auf Glatteis. Es gab nicht einmal den Anschein eines Tatverdachts gegen Meier, und selbst für den Vorwurf, er verdunkle eine Straftat, würde jeder Staatsanwalt sie auslachen. Aber womöglich ließ sich Meier beeindrucken.

Meier wandte sich Ossi zu: »Er hat Mängel entdeckt.«

»Holler?«

Meier nickte kräftig, sein Haar wippte auf der Stirn. Er hatte braune Haarwurzeln.

»Was für Mängel?«

»Die Kartei sei schlechter als versprochen, und dieses noch und jenes noch. Ich hätte Leuten was versprochen, für das er nach Kauf habe geradestehen müssen.«

»Zum Beispiel?«

»Er zeigte mir einen Vertrag, den ich mit einem Hausbesitzer abgeschlossen hatte, einen Exklusivvertrag. Darin hatte ich mich verpflichtet, innerhalb einer bestimmten Frist ein Haus zu verkaufen.«

»Und wenn nicht, hätten Sie etwas zahlen müssen?«

»Ja, das Haus liegt am Harvestehuder Weg. Es ist für jeden Makler wie ein Lottogewinn, wenn er so ein Objekt vermitteln darf.«

»Und deswegen lässt man sich auf solche Verträge ein?«

Meier zuckte mit den Achseln. »Was bleibt einem übrig? Ich hätte es geschafft. Aber Holler sagte, ich hätte ihm den Vertrag verschwiegen, deswegen habe er die Vertragsstrafe von hundertfünfzigtausend Mark bezahlen müssen. Ich weiß nicht, ob er sie bezahlt hat. Das Haus am Alsterblick hat er jedenfalls verkauft, ein paar Wochen, nachdem er mir auf die Pelle gerückt ist.«

»Sie fühlen sich übers Ohr gehauen.«

»Das Schwein hat mich beschissen, das ist die Wahrheit. Nur beweisen kann ich es nicht.«

»Da sind Sie nun schon der Zweite, der uns auf diese Tierart verweist. Der Letzte war aber nicht so fein wie Sie.«

Meier stutzte, dann grinste er. »Wundert mich nicht. Ich möchte nicht wissen, wie viele Leute der übers Ohr gehauen hat.« Er schaute Carmen an, dann Ossi, dann wieder Carmen und wieder Ossi. »Ach so, Sie suchen den Mörder seiner Tochter unter denen, die Holler betrogen hat?«

Ossi schaute ihn streng an. »Würden Sie woanders suchen?«

»Nein, genau da würde ich auch suchen. Nur, ich war's nicht. Ich gestehe, mein Mitleid hält sich in Grenzen, nur hat es die Falsche erwischt.«

»Wenn Sie es nicht waren, wer dann?«, fragte Carmen.

»Ihr Motiv haben Sie eben geschildert. Es gibt eine Menge Mordfälle, wo die Hälfte genügte, um jemanden umzubringen.«

»Ja, ja, ich hätte es vielleicht getan, und verdient hätte es das Schwein auch, aber ich bin reich genug, um Verluste zu vergessen. Ich lese hin und wieder in der Zeitung von Hollers milden Gaben, alles zwischen Brot für die Welt und amnesty, und dann gibt es diese seltsamen Mordfälle in seiner Familie. Warum sollte ich mitmorden? Es reicht doch schon so.«

Die Tür öffnete sich, eine Frau betrat die Bibliothek. Sie war jung und blond. Sie trug eine enge Bluse und eine nicht weniger straffe Hose. »Entschuldige, Chéri«, sagte sie. »Brauchst du heute den Porsche?«

»Der ist in der Werkstatt, mein Schatz. Habe ich es dir nicht gesagt?«, fragte Meier mit süßlicher Stimme.

»Nein, das hast du nicht«, sagte sie beleidigt und ging.

»Der Typ ist nicht echt«, sagte Carmen. »Hast du das gesehen, der hat sich die Haare weiß gefärbt? Normal ist das nicht. Und die Tussi, die war direkt aus einem Amifilm. Meier zu Riebensschlag.« Sie betonte jedes Wort und gluckste. »Haben wir nicht einen tollen Job? Wir lernen Leute kennen, die einem Normalbürger nie über den Weg liefen. Aber gib zu, die Tussi hat's dir angetan.«

»Klar, Chérie«, sagte Ossi. »Alles dran.«

»Machoarsch«, sagte Carmen.

»Du wirst gleich sehen, wie gut ich bin.« Er nahm das Telefon, wählte und wartete. »Hallo, Werner. Du musst mal jemanden

zum Amtsgericht schicken, der ins Handelsregister schaut. Alle Firmenkäufe und -verkäufe von Holler seit 1970.« Ossi hörte eine Weile zu, dann sagte er:

»Nein, die brauche ich hier. Wir klappern gerade Hollers Opfer ab.« Er hörte wieder zu. »Nein, wirklich, das geht jetzt nicht. Was sagst du? Die Taxifahrer? Ihr habt einen gefunden? Das sind ja gleich zwei gute Nachrichten. Erstens haben wir einen Zeugen, zweitens sind Kamm und Kurz jetzt frei fürs Handelsregister.« Ossi grinste und legte auf.

»Sag mal danke«, sagte Ossi.

»Danke«, sagte Carmen. »Und warum hast du gegrinst?«

»Weil ich ein fröhlicher Mensch bin.«

»Das hast du bisher aber gut verborgen.«

»Ein Polizist muss viele Herausforderungen bestehen. Das wirst du auch noch lernen. Ach ja, sie haben einen Taxifahrer gefunden, der den Typen mit dem Jackett kutschiert hat. Wir fahren ins Präsidium, dann plauschen wir ein wenig mit dem Herrn Ammann.«

Die Zeitung lag aufgeschlagen auf dem Küchentisch. Auf der Lokalseite war ein Porträt Enheims abgebildet. Kohn saß auf einem Stuhl und starrte das Gesicht an. Das Gesicht kannte er nicht, aber den Namen. Er stammte aus einer fernen Zeit. »Diese Typen sind schlimmer als Aasgeier«, er hörte die Stimme seines Vaters. Es lag Verzweiflung und Wut darin. Und dann sagte sein Vater: »Und einer der Schlimmsten ist Enheim.« Einer der Schlimmsten ist Enheim, warum hatte sein Vater das gesagt? Sein Vater hasste niemanden, er war ein ängstlicher und höflicher Mann. Kohn wusste nicht oder nicht mehr, was sein Vater damals meinte. Er hätte es auf sich beruhen lassen können.

Wahrscheinlich hatte Enheim den Tod verdient, ja, einen grausamen Tod, und die Angst, die ihm vorherging. Kohn wurde unruhig. Er zog sein Jackett an, faltete die Zeitung und steckte sie in die Innentasche. Er machte sich auf den Weg zur jüdischen Gemeinde in der Schäferkampsallee. Es gab noch Alte, vielleicht kannten sie diesen Namen. Enheim.

Auf dem Weg zur Gemeinde fiel ihm Goldblum ein, er hatte ihn lange nicht mehr gesehen. Sie hatten sich nie mit den Vornamen angedet. Sie nannten sich beim Nachnamen und duzten sich. Goldblum hatte Kohn geholfen, als dieser aus England zurückgekommen war. Er hatte Kohn gezeigt, wie man bei den Finanzbehörden Rückerstattungsanträge stellte, auch wenn nichts herauskam dabei. Er hatte Kohn einen Rechtsanwalt vermittelt, der sich gut auskannte im Dschungel der Wiedergutmachungsgesetze. Wenn einer etwas wusste über Enheim, dann Goldblum. Und wenn er nichts wusste, dann kannte er einen, der etwas wusste.

Goldblum hatte Kohn eingeweiht in sein Geheimnis. Er hatte in seinem Keller eine Kiste mit Plastiksprengstoff und eine Schachtel mit Zyankali stehen. Der Sprengstoff stammte aus England, Goldblum hatte ihn wie das Gift auf dem Schwarzmarkt gekauft, gleich nach dem Krieg. Auf dem Schwarzmarkt konnte man alles kaufen. Es gab genug Soldaten, die der Verlockung nicht widerstehen konnten. Sie stahlen Armeeeigentum und erzielten phantastische Preise. Ein britischer Soldat bot den Plastiksprengstoff an, Goldblum bezahlte mit einem Brillantencollier, das seiner vergasten Mutter gehört hatte. »Damit kann ich ein paar in die Luft jagen. Es gibt einem ein gutes Gefühl. Wenn ich einen von den Obernazis erwische, die alle nur ihre Pflicht getan haben jubele ich ihm hundert Gramm Knetgummi unter den Arsch. Stell dir vor, Kohn, an Silvester. Das wird eine Freude.«

Aber Goldblum hatte sich sein Silvesterfeuerwerk dann doch verkiffen. Viele Juden brauchten Psychotabletten, um schlafen

zu können. Sie warfen sich vor, überlebt zu haben. Goldblums Psychotablette war der Plastiksprengstoff. Das Wissen, ihn jederzeit verwenden zu können, machte ihn stark.

Das Gift hatte Goldblum einem Naziführer abgekauft, als der merkte, es ging ihm nicht an den Kragen. Goldblum hatte gehört, Juden hätten versucht, deutsche Kriegsverbrecher in einem Lager in Nürnberg zu vergiften. Sie hatten sich in die Bäckerei eingeschlichen, die das Gefangenenlager versorgte. Aber die Arsendosen waren zu gering, um den einstigen Herren über Tod und Leben mehr einzubringen als das große Kotzen. Der Naziführer war inzwischen ein großes Tier in der Hafenwirtschaft, das Zyankali lag unverbraucht in Goldblums Keller.

Goldblum hatte Kohn erzählt von Gift und Plastiksprengstoff. Da hatte Kohn sich eines Tages heimlich Goldblums Kellerschlüssel genommen und einen Zweit-Schlüssel anfertigen lassen. Dann ging er in Goldblums Keller und holte sich, was er brauchte. Goldblum hatte es nicht bemerkt oder vielleicht auch nicht merken wollen. Manchmal glaubte Kohn sogar, dass Goldblum ihn aufgefordert hatte, das Zeug im Keller zu benutzen. Nicht direkt, mit Andeutungen.

Später war der Kontakt mit Goldblum abgerissen. Goldblum war immer schweigsamer geworden, verschwand oft in einer anderen Welt, starrte irgendwohin. Kohn hatte noch gehört, Goldblum sei umgezogen.

Im Sekretariat der jüdischen Gemeinde saß eine Dame. Sie hatte graue Haare und trug eine Brille mit Silberrahmen. Sie schaute Kohn freundlich an.

»Guten Tag, ich suche Herrn Goldblum, den Vornamen kenne ich leider nicht. Er ist inzwischen alt, so wie ich.«

»Goldblum ist ja kein häufiger Name, das kriegen wir heraus, wenn er hier gemeldet ist.« Sie ging zu einem Aktenschrank und blätterte in Karteikarten. »Hier ist er schon«, sagte sie. »Jedenfalls haben wir nur einen Herrn namens Goldblum.«

»Er lebt also noch.«

»Ja«, sagte die Dame. »Sie verstehen, ich darf Ihnen die Adresse von Herrn Goldblum nicht einfach geben. Sie müssten schon einen sehr handfesten Grund haben.«

»Er hat mir geholfen, damals, als ich aus England wiederkam.«

Die Dame schaute ihn an. »Ich glaube, ich kenne Sie. Sie sind Herr Kohn, nicht wahr?«

Kohn nickte. Er erinnerte sich schwach an eine Frau, die den Rückkehrern Unterkünfte und Familien zugewiesen hatte.

»Wir haben uns damals auch kennen gelernt. Ich habe mich um die Leute von den Kindertransporten gekümmert. Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Schade, dass Sie sich nicht mehr blicken ließen bei uns.«

»Tut mir Leid«, sagte Kohn.

»Nein, nein, das soll es nicht. Ich glaube, Herr Goldblum wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen seine Anschrift gebe.« Sie blickte auf die Karte. »Er wohnt im Altenheim Spätes Glück in Niendorf. Ich fürchte, es geht ihm nicht so gut.« Sie schrieb ihm die Adresse des Altenheims auf. »Vielleicht sollte ich vorher dort anrufen.«

Kohn nickte.

Sie nahm den Telefonhörer und wählte eine Nummer. Als jemand abnahm, fragte sie: »Kann ich bitte Herrn Goldblum sprechen? Ach so, das geht nicht. Gut, sagen Sie ihm, dass Herr Kohn ihn besuchen wird. Schön.« Sie legte auf. »Herr Goldblum ist krank, aber Sie können ihn besuchen.«

Kohn nahm den Zettel, bedankte sich und ging. Das Altenheim lag im Pommernweg. Es waren nur ein paar Stationen mit der U-Bahn bis Niendorf Nord. Auf dem Weg zum U-Bahnhof schimpfte er leise vor sich hin. Der Regen durchnässte seine Jacke, er spürte die Nässe auf der Haut.

Das Altenheim war früher eine Villa gewesen, Jahrhundertwende. Die Tür war abgeschlossen. Er klingelte. Nach einer Weile öffnete sich die Tür, ein Mann, dick und groß, starrte ihn aus hervorstechenden Pupillen an. »Guten Tag, ich möchte zu Herrn Goldblum«, sagte Kohn.

»Zimmer 11«, sagte der Mann und zeigte auf die Treppe.

Kohn trat ein, der Mann schloss die Tür. Kohn stieg über einen verschlissenen Läufer die Stufen hoch. Das Zimmer 11 war im zweiten Stock. An der Wand die Luftaufnahme eines Strands. Das Braun der Türen war an einigen Stellen geplatzt. Aus einem Zimmer drangen Klagelaute auf den Flur. Kohn klopfte an die Tür mit der Nummer 11. Niemand antwortete. Er drückte vorsichtig die Klinke hinunter, öffnete die Tür und spähte durch die Spalte ins Zimmer. Ein Bett, ein Waschbecken, ein Tisch, zwei Stühle in einem trüben Licht, das durch braun angelaufene Fensterscheiben ins Zimmer fiel. Wenn die Sonne scheint, sieht es auch nicht besser aus, dachte Kohn. Er sah Goldblum erst, als er die Tür ganz öffnete. Goldblum saß auf einem Sessel hinter der Tür, in der Hand hielt er einen Stock, als wollte er gleich zuschlagen. Ihm fielen zwei weiße Strähnen von der Stirn ins Gesicht, der Rest war Glatze. Eine Hakennase ragte Kohn entgegen.

»Was wollen Sie?«, fragte Goldblum.

»Ich bin Kohn, ich will dich besuchen. Muss mit dir reden.«

Goldblum schloss die Augen, öffnete sie gleich wieder und sagte: »Nicht dass Sie denken, ich wäre nicht wachsam.« Dann starrte er gegen die Wand. »Kohn«, sagte er.

»Ich habe ein paar Kohns gekannt. Einige gingen ins Gas. Einer kam aus England zurück. Du bist der aus England. Ich habe dir geholfen. Du glaubst, ich bin ein alter Trottel. Ich bin alt, langsam, aber kein Trottel. Die von der Gemeinde haben mich hierher gelockt, mit Versprechungen, die sie dann nicht gehalten haben. Alles Lügner. Aber ich komme hier wieder raus. Ich habe

meine Wohnung nicht gekündigt, obwohl die mir richtig Dampf gemacht haben. Genau haben sie mir vorgerechnet, wie viel Geld ich jeden Monat sparen könnte, wenn ich die Miete nicht mehr zahlen müsste. Aber so weit haben sie mich noch nicht. Ich bin alt, aber kein Trottel, der sich herumkommandieren lässt. Die Letzten, die mich aus einer Wohnung hinausgeschmissen haben, waren die Adolfs. Die waren die Letzten.« Er lachte wie eine Ziege. »Komm her, Kohn, setz dich zu mir. Nimm dir einen Stuhl. Du kommst bestimmt nicht, um mich zu unterhalten. So viel Dankbarkeit wäre auch übertrieben.«

Kohn nahm sich einen Stuhl und setzte sich zu Goldblum.

»Näher, Kohn«, sagte er.

Kohn rückte an ihn heran. Er roch den fauligen Atem des Alten.

»Kennst du einen Enheim?«

Goldblum lachte. »Ich hab's in der Zeitung gelesen. Er ist tot, ermordet. Ich hätte einen Freudentanz aufgeführt, hätte ich es gekonnt. Ich hoffe, er hat gelitten, bevor er starb.«

»Wer war Enheim?«

»Der Sohn eines Goldfasans. Die Enheims gehörten zu den gefräßigsten Aasgeiern. Der alte Enheim hatte das goldene Parteiabzeichen. Sie haben gerochen, wo es was zu holen gab, und schon kamen sie angeflogen. Ganz legal, alles streng nach dem Gesetz. Sie sind zuerst Leuten auf die Pelle gerückt, die verkaufen mussten, weil sie nach Amerika oder Palästina wollten. Sie haben den kleinen Jidd ausgequetscht.« Kohns krumme Finger deuteten eine Faust an, er konnte die Finger nicht schließen.

»Haben Verträge gemacht vorm Notar. Und als die Synagogen brannten, da haben sie den Druck erhöht. Sie haben unseren Leuten abgenommen, was wertvoll aussah. Sie haben dafür bezahlt und immer Verträge gemacht. Ich glaube, manche Verträge haben sie zurückdatiert, damit keiner auf die Idee kam, sie wären nicht rechtmäßig zustande gekommen. Es gab tatsächlich

Nazis, die haben nicht geglaubt, dass das tausendjährige Reich tausend Jahre halten würde. Deswegen haben sie zurückdatiert. Wenn es ging, vor 1935, vor die Nürnberger Gesetze. Die Enheims waren nicht die Einzigen, die solche Sauereien gemacht haben, aber sie waren fleißige Aasgeier. Und, wie ich gerade gelesen habe in der Zeitung, sie haben wenigstens einen Teil ihres Vermögens gerettet, wurden keine Wiedergutmachungsopfer. Das ist phänomenal. Aber warum fragst du mich das, Kohn?»

»Mein Vater hat den Namen genannt, damals.«

»War er auch ein Enheim-Opfer?»

»Weiß ich nicht. Als die Leute kamen, um uns das Haus und die Möbel wegzunehmen, fiel der Name nicht.«

»Ach, es gab so viele. Weißt du das eigentlich, die haben die Möbel zum Teil vor dem Haus versteigert an die Volksgenossen, andere Sachen am Hafen. Und manchmal Koffer, die kamen stapelweise aus dem Osten, was drin war, kriegten ausgebombte Arier.«

»Was meinst du, Goldblum, wer hat Enheim ermordet?»

»Ein Gerechter«, sagte Goldblum. »Es kann nur ein Gerechter gewesen sein, Kohn. Wer sonst?»

XIII

Er parkte seinen Golf neben der Einfahrt des Archivs. Dann setzte sich Stachelmann in das italienische Restaurant gegenüber der Pforte. Er bestellte einen Espresso. Er fühlte sich gut in der frischen Kleidung. Er wartete eine halbe Stunde, dann kamen sie. Die beiden Männer von der Hamburger Finanzbehörde passierten die Eingangspforte und gingen die Finckensteinallee in westlicher Richtung hinunter. Als sie verschwunden waren, bezahlte Stachelmann und betrat das Archivgelände. Er setzte sich auf eine Bank und wartete, den Eingang des Benutzersaals im Auge. Er schaltete sein Handy ein. Es piepte. Er hörte die Mobilbox ab, es war Ossi. Stachelmann wählte Ossis Nummer. Ossi fragte nach dem Mann mit den weißen Haaren. Stachelmann erzählte ihm kurz, was er wusste, dann legte er auf. Er lachte, Ossi hatte ihn gefragt, was er gerade mache. Er plane einen Einbruch, hatte Stachelmann geantwortet. Und Ossi hatte ihm wieder nicht geglaubt.

Er saß länger als eine Stunde auf der Bank. Er hatte Angst, schaute sich manchmal um. Endlich näherte sich ein roter Lieferwagen, mit der Aufschrift Copy Service Reiter. Der Wagen hielt, ein Mann stieg aus und verschwand im Archiv. Stachelmann näherte sich dem Wagen und schrieb die Adresse unter dem Firmennamen ab. Dann verließ er das Gelände, setzte sich in sein Auto und wartete. Als der Lieferwagen auf die Straße einbog, startete Stachelmann den Golf und fuhr dem Lieferwagen hinterher. Er hatte keine Mühe, das Auto im Blick zu behalten. Sie fuhren in gemächlichem Tempo in Richtung Zehlendorf, dort bog der Wagen in eine Seitenstraße ein. Er hielt vor einem Tor mit der Aufschrift Copy Service Reiter. Stachelmann fuhr ein Stück weiter und parkte. Er stand in der Edithstraße. Er hatte Zeit und entschied sich, einen Spaziergang durch Zehlendorf zu

machen.

Ein Regenschauer trieb ihn in eine Einkaufspassage, darin fand er ein Elektrowarengeschäft. Er kaufte eine kleine, aber leistungsstarke Taschenlampe. Neben dem Elektroladen entdeckte er eine Buchhandlung. Er schaute sich um, betrachtete die Neuerscheinungen. Er kaufte einen Taschenbuchkrimi einer amerikanischen Autorin, deren Namen er nie zuvor gehört hatte. Meistens fiel man mit solchen Büchern herein, manchmal wurde man überrascht. Er hätte sich einen Hornblower-Band einstecken sollen. Er beschloss, bei nächster Gelegenheit einen Band im Golf zu deponieren, falls er noch einmal ein paar Stunden totschlagen musste. Es war kurz nach sieben, vor ein Uhr am Morgen würde er seinen Plan nicht umsetzen können, er war auch dann gefährlich genug. Einen Augenblick überlegte er, ob es nicht klüger gewesen wäre, den Mann mit dem grauen Jackett zu überwachen. Aber dann entschied er, dass er es richtig machte. Er musste herausfinden, um welche Akten es ging.

Er hatte in einem japanischen Restaurant in Zehlendorf Sashimi gegessen und einen letzten Spaziergang gemacht. Er saß im Auto und las. Der Krimi war eine Enttäuschung, manche Verlage übersetzten jeden Schrott aus Amerika. Die Beine taten ihm weh, im rechten Auge spürte er einen Druck. Er fluchte, er hatte die Tropfen vergessen. Morgen würde das Auge entzündet sein. Der Schmerz im Rücken kam vom Stuhl beim Japaner. Er schluckte zwei Tabletten. Es war viertel vor eins. Seine Unruhe wuchs. Er stieg aus. Der Mond spendete wenig Licht. Eine Straßenlaterne beleuchtete das Tor der Kopierfirma, das war ärgerlich. Die Fenster der Häuser in der Umgebung waren dunkel. Vielleicht konnte jemand nicht schlafen und schaute gerade jetzt auf die Straße. Das Grundstück der Kopierfirma war zur Straße hin durch einen Zaun abgegrenzt. Stachelmann lief den Zaun entlang. Er zog hin und wieder an den Maschen, bis er eine Stelle fand, wo der Zaun nachgab. Er schaute sich um, niemand zu

sehen. Er drückte den Zaun mit aller Kraft hinunter, warf sein linkes Bein hoch, während er sich mit dem rechten abstieß vom Boden. Er rollte fast über den Zaun und fiel auf den Asphalt im Hof. Es klackte, die Taschenlampe war aus der Hosentasche gefallen. Er steckte sie ein und blieb liegen. Er unterdrückte den Schmerz und wartete, ob sich etwas bewegte. Am meisten Angst hatte er vor einem Hund. Aber der hätte schon gekläfft, als Stachelmann außen am Zaun zog. Er stand auf und näherte sich einer Tür. Die Tür war mit einem Vorhängeschloss gesichert. Ohne Werkzeug konnte er sie nicht öffnen. Er fluchte leise, er hatte Zeit genug gehabt, Werkzeug zu kaufen. Stachelmann ging um das Gebäude herum und stieß auf eine Garage. Deren Tor ließ sich öffnen. In der Garage stand der Lieferwagen, mit dem die Akten transportiert worden waren. An einer Seitenwand erkannte Stachelmann im fahlen Licht einen Schrank. Er war nicht abgeschlossen. Im Schrank fand er in einer Holzkiste Werkzeug. Er ließ seine Taschenlampe kurz aufleuchten. Ihr Schein fiel auf Lappen, eine *Zunge*, einen großen Schraubendreher und einen Hammer. Stachelmann nahm den Schraubendreher, den Hammer und einen öligen Lappen und ging zurück zur Tür der Kopierfirma. Er drückte den Schraubendreher zwischen das Holz der Tür und den Schließbügel, legte den Lappen auf den Griff des Schraubendrehers und schlug mit dem Hammer darauf. Es knarrte, als die Schrauben sich lockerten. Das Holz war mürbe, Stachelmann brauchte nur wenige Schläge, bis er den Schließbügel in der Hand hatte. Quietschend öffnete er die Tür nach außen. Er trat ein, zog die Tür in den Rahmen und legte die Werkzeuge auf den Boden. Er ließ die Taschenlampe kurz aufleuchten. Er stand in einem Flur, von dem drei Türen abzweigten. Er öffnete die erste, das Klo. Die zweite führte in eine Abstellkammer, die dritte in einen hohen Raum mit Regalen, sie reichten bis an die Decke. Zwischen den Regalen standen Kopierautomaten und ein langer Tisch mit Stühlen. Stachelmann setzte sich auf einen Stuhl neben einem Kopierge-

rät und überlegte. Die Jalousien waren geschlossen, dennoch konnte man den Schein der Taschenlampe vielleicht von außen erkennen. Ihr unruhiges Licht musste Verdacht erwecken. Stachelmann steckte die Taschenlampe in seine Hosentasche und schaltete das Licht ein. Neonröhren an der Decke flackerten, dann war es taghell. Eine Röhre brummte, sie war dunkler als die anderen.

Stachelmann ging die Regale entlang, bis er auf einen Stapel stieß mit der Signatur NS 3. Der Stapel bestand aus vier Ordnern. Auf dem Stapel lag ein Formular. Besteller: Peter Carsten, Finanzbehörde Hamburg, Gorch-Fock-Wall 11. Der Name des zweiten Manns war nicht verzeichnet. Stachelmann nahm den Aktenstapel und legte ihn auf den Tisch. Er setzte sich auf einen Stuhl und öffnete den ersten Ordner. Er erkannte schnell, es waren Akten aus den Beständen des persönlichen Büros von Pohl. Das meiste war Korrespondenz. Er schlug auch die anderen Aktenordner auf und legte sie nebeneinander auf den Tisch. Er lief zwischen den Ordnern hin und her und blätterte. Er hatte Angst, jemand würde ihn erwischen, und hoffte, schnell einen Überblick zu bekommen. Im zweiten Ordner fiel ihm auf, dass die meisten Briefe aus Hamburg stammten. Er überflog die Schreiben. Ihre Absender waren SA- und SS-Offiziere. Es ging in allen Schreiben um die gleichen Geschichten. Ein Nazifunktionär zwingt einen Juden, ihm sein Eigentum zu verkaufen oder zu schenken, was angesichts der kläglichen Kaufbeträge auf das Gleiche hinauslief. Der Staat, meistens in Gestalt der Finanzbehörde, protestiert. Die Einziehung von Feindvermögen sei einzig Sache der Finanzverwaltung des Großdeutschen Reichs. Der Nazifunktionär schreibt an die Chefs, um für sich wegen seiner Verdienste um die Bewegung einen Ausnahmefall zu beanspruchen.

Stachelmann blätterte. Das Schreiben eines Gauwirtschaftsberaters fiel ihm auf, es trug eine Unterschrift, die Selbstbewusstsein ausdrückte oder Maßlosigkeit. SA-Standartenführer Robert

Enheim protestierte in dem Brief, datiert vom 19. April 1941, gegen den Versuch der Hamburger Finanzbehörde, ihm ein Haus und ein Grundstück wegzunehmen, das er legal erworben habe von einem Juden, der »nach dem Osten verweist ist«. Der Kaufvertrag datiere vor dem November 1938, die Einziehung von Feindvermögen durch den Staat sei noch nicht Gesetz gewesen. Enheim erinnerte SS-Gruppenführer Pohl an gemeinsame Kampfzeiten. Er habe auch an SA-Obergruppenführer Lutze geschrieben und erwäge sogar, dem Führer von dem Unrecht zu berichten, das eine »seelenlose Bürokratie« begehe, von der »wir geglaubt hatten, dass sie von der Nationalen Revolution vernichtet worden ist«.

Enheim, diesen Namen hatte Stachelmann schon mal gelesen. Es würde ihm wieder einfallen, wo. Er notierte die Signatur NS 3-1/2015 und schaute sich eine Kopiermaschine näher an. Sie waren komplizierter als die Geräte an der Uni oder in Copyshops. Er fand einen roten Kippschalter und legte ihn um. Ein Brummen ertönte, dann schien ein Räderwerk zu laufen. Lampen blinkten in verschiedenen Farben. Stachelmann legte Robert Enheims Brief in einen Schacht, der mit Insert beschriftet war. Er fand einen Knopf Copy, drückte darauf. Das Blatt verschwand in der Maschine, es ertönte ein Schleifgeräusch, Robert Enheims Brief tauchte in einer Papierablage auf der anderen Seite der Maschine wieder auf. Im Schacht darunter entdeckte Stachelmann die Kopie. Er kopierte das zweite Blatt des Briefs, legte das Original zurück in den Ordner, faltete die Kopien und steckte sie in die Innentasche seines Jacketts. Er sah die Blätter in den anderen Ordnern durch. Es ging in vielen Fällen um das, was Historiker später als wilde Arierisierung bezeichneten. Nazi-funktionäre und andere Räuber nutzten die Notlage von Juden vor der Auswanderung oder der Verschickung aus, erwarben für ein Spottgeld, aber notariell korrekt, Unternehmen, Häuser und Grundstücke. Daraus erwuchs Streit, die Finanzämter pochten auf ihr Recht, das Feindvermögen, so nannten die Nazis das

Eigentum der Juden, zu Gunsten der Staatskasse einzuziehen. Das passte den Profiteuren des Raubzugs nicht, sie riefen die Gerechtigkeit an und alle, die geeignet schienen, ihr auf die Sprünge zu helfen. Die alten Kämpfer des Führers zeigten ihre goldenen Parteiabzeichen vor. Sie hatten nicht gekämpft für die braune Revolution, um sich die Beute abnehmen zu lassen von irgendeinem Finanzamt. Schon gar nicht von Steuerheinis, die schon in der Systemzeit gedient hatten. Stachelmann hatte sich hin und wieder damit befasst. Wo blieb der Besitz der Menschen, die eingesperrt und umgebracht wurden? Das gehörte am Rand zu seinem Habilitationsthema. Die Forschung kam nicht so recht voran, auch weil der Bundestag 1988 die Schutzfrist für Finanzakten verlängert hatte. Sonst wäre der braune Morast aus den Kellern der Finanzverwaltungen auf die Straße gequollen. Vielen war die Erkenntnis unerträglich, dass die Besitztümer der Juden nicht in deutschem Namen geraubt wurden, sondern von deutschen Finanzämtern, wie das Recht es befahl. Es war der kleine graue Beamte, der nichts als seine Pflicht tat, vor 1945 und danach.

Stachelmann unterdrückte seine Angst und blätterte weiter. Ein Brief fiel ihm auf. Er umfasste vier Seiten. Er schaute sich den Brief flüchtig an, sein Herz begann zu klopfen. Er las die Namen Holler und Enheim. Der Brief stammte vom Hauptamt SS-Gericht, Datum 26. Juni 1941. Er war offenbar eine Antwort auf ein Schreiben von Pohl an Obergruppenführer Friedrich Alpers, den Chef des Hauptamts SS-Gericht. Er nahm die Seiten aus dem Ordner und kopierte sie.

Es klapperte. Stachelmann erschrak, Schweiß auf dem Kopf. Er rannte zum Schalter an der Tür und löschte das Licht. Er zwang sich, ruhig stehen zu bleiben und zu lauschen. Es war nichts zu hören außer dem Summen der Kopiermaschine. Stachelmann schlich zu dem Gerät und schaltete es aus. Eine Stimme, laut, ein Ruf. Ein Betrunkener. Stachelmann öffnete vorsichtig die Eingangstür und schaute hinaus. Eine Person

lehnte sich an den Zaun und übergab sich. Zwischen den Auswürfen brabbelte er Unverständliches. Der Betrunkene fiel auf die Knie. Er zog sich wieder hoch am Zaun. In einem Haus gegenüber, im zweiten Stock, wurde Licht eingeschaltet. Eine Stimme ertönte: »Ruhe hier! Sonst hole ich die Polizei!«

»Arschloch!«, dröhnte es zurück. »Komm runter, ich hau dir eins in die Fresse!«

Stachelmann lief zurück in den Kopierraum und legte die Akten an ihren Platz. Soweit es im Dunkeln möglich war, kontrollierte er, ob er den Raum so hinterließ, wie er ihn betreten hatte. Dann stand er wieder vor dem Gebäude. Er tastete nach dem Schließbügel und dem Werkzeug auf dem Boden und dann an der Tür nach den Löchern der Schrauben. Er setzte den Schließbügel an die Tür und schlug die Schrauben vorsichtig mit dem Hammer ein Stück in die Löcher. Dann drehte er die Schrauben fest mit dem Schraubendreher. Es würde kaum halten, aber vielleicht gelang es ihm trotzdem, den Einbruch zu verdecken. Es gab andere Gründe, warum ein Schließbügel nicht mehr hielt. Und warum sollte man an Einbruch glauben, wenn nichts fehlte und keine Spuren zu sehen waren?

Dann sah Stachelmann das Blaulicht. Er kauerte sich neben der Tür an die Wand. Das Polizeiauto fuhr langsam am Zaun entlang. Einige Meter weiter hielt es an, das Blaulicht färbte zuckend den Hof der Kopierfirma. Er hörte den Betrunkenen lallen, die scharfe Stimme eines Polizisten ließ Stachelmann zusammenzucken. Er hörte Türen schlagen, dann fuhr das Polizeiauto weiter. Stachelmann wartete, ob der Wagen wendete und zurückkam, aber das Motorengeräusch entfernte sich, bis es nicht mehr zu hören war.

Stachelmann schlich über den Hof zum Zaun. Er zuckte zurück, roch das Erbrochene. Er hatte keine Wahl, hier war der Zaun niedrig. Er drückte ihn hinunter und verließ den Hof mit einer Rolle über den Zaun. Er landete auf etwas Glitschigem,

rutschte aus und fiel der Länge nach in einen Haufen Erbrochenes.

Ossi und Carmen kehrten zurück zum Präsidium. In Tauts Zimmer saßen neben dem Chef der Rufbereitschaft die Kommissare Kurz und Kamm und ein älterer Mann in einer abgewetzten schwarzen Lederjacke. Der Mann saß Taut am Schreibtisch gegenüber. Ossi stellte sich in eine Ecke, Carmen setzte sich auf den letzten freien Stuhl. Der Mann an Tauts Schreibtisch lamentierte, als hätte ihm jemand ein Verbrechen vorgeworfen.

»Ich kann doch nicht jedes Mal die Polizei anrufen, wenn ein Fahrgast mein Taxi besteigt.« Er warf die Arme nach oben.

Ossi erinnerte er an einen Impressario. Genauso laut, genauso affig.

Taut war die Ruhe selbst. »Nein, Herr Görner, das sollen Sie nicht. Wir machen Ihnen keinen Vorwurf. Wir sind Ihnen dankbar, dass Sie uns helfen wollen. Mit Ihrer Hilfe werden wir den Verbrecher bestimmt fangen.« Es klang so, als erklärte er einem Kind, dass Mama und Papa gleich wiederkommen.

»Das werde ich tun, das ist meine Pflicht als Staatsbürger.« Görner nickte heftig.

»Wir bringen Sie jetzt zu einem Zeichner, der erstellt ein Phantombild nach Ihren Angaben. Mit dem Bild versuchen wir, Ihren Fahrgast zu greifen.« Taut nickte Kurz zu.

Kurz stand auf. »Kommen Sie bitte mit.«

Görner stand auf, beide verließen das Zimmer.

Taut stöhnte. »So ein Schwätzer. Bin mal gespannt, was herauskommt beim Künstler.« Er wandte sich an Ossi.

»Wie war es bei euch?«

Ossi lachte. »Wunderbar. Wie in einer Amiserie, so was zwischen Denver Clan und Bezaubernde Jeannie.«

Taut blickte ihn kopfschüttelnd an.

»Der Meier ist ein Spinner. Adelstick, Großmannssucht, mit einer Freundin, viel zu jung und ...« Carmens Hände formten zwei Hügel.

»Wer ist hier der Macho?«, fragte Ossi.

»Ich habe nur gezeigt, was du denkst«, sagte Carmen.

»Ich sehe schon, die neue Kollegin tut was fürs Betriebsklima. Welch Gewinn«, sagte Taut. Er grinste.

»Wurde mal Zeit, dass jemand deine schmutzigen Gedanken verrät«, sagte er zu Ossi.

Ossi hob beide Hände.

Taut nahm den Telefonhörer ab und drückte eine Kurzwahltaste. »Warum ist der Stroh noch nicht hier? Ich habe schon vor zwei Stunden höflichst gebeten, diesen Herren hierher zu kutschieren«, sagte er. Er klang ernst. »Vielleicht hat der Mann mit dem Jackett auch den Mercedes gefahren.«

Ossi blickte ihn fragend an. »Wie kommst du darauf?«

»Ist dir noch nicht aufgefallen, dass zwei Leute, die mit unseren Ermittlungen im Fall Holler zu tun haben, umgebracht wurden? Könnte es nicht sein, dass ein Plan dahinter steckt?«

Ossi wurde heiß. Er setzte sich. Sein Kopf war ein Chaos. Als Taut seine Vermutung aussprach, war Ossi sein letztes Telefonat mit Stachelmann eingefallen. Stachelmann hatte mit den Ermittlungen zu tun. Niemand außerhalb der Polizei wusste, dass er nicht mehr mitmachte. Stachelmanns Bericht war womöglich doch nicht verrückt.

»Ich komme gleich zurück«, sagte Ossi. »Ich muss mal telefonieren.« Es klang so wie: Lasst mich allein. Carmen schaute ihn verwundert an. Ossi winkte ab und verließ den Raum. Er rannte fast in sein Zimmer. Er suchte Stachelmanns Handynummer in

seinem Notizbuch und wählte.

»Hier spricht die Mobilbox von Josef Maria Stachelmann. Sie können nach dem Signalton eine Nachricht hinterlassen.«

Ossi fluchte, wartete auf den Signalton und sagte: »Jossi, ruf mich an, sofort.«

Er ging zurück zu Taut. Auf dem Gang hörte er Carmen lachen. Er betrat den Raum. Carmen berichtete von ihrem Besuch bei Meier. »Er hasst Holler, wie Grothe ihn hasst. Und vielleicht hat Enheim Holler auch gehasst. Aber das werden wir wohl nie erfahren.«

Taut schaute Ossi an. »Was ist los?«

»Ich habe versucht, Stachelmann zu erreichen. Der hat mich vor kurzem angerufen und mir von einem Mordanschlag auf ihn erzählt. Ich habe ihm kein Wort geglaubt. Das war ein Fehler. Ich habe zwar die Kollegen in Berlin unterrichtet, aber ich glaube nicht, dass ich bei denen den Eindruck hinterlassen habe, dass die Sache furchtbar ernst zu nehmen wäre. So eine Scheiße, so eine verfluchte Scheiße.« Ossi trat mit dem Fuß gegen den Stuhl. Der Stuhl kippte um.

»Spinnst du?«, fragte Carmen.

Ossi antwortete nicht. Er stellte den Stuhl hin und setzte sich darauf.

»Hast du deinen Historikerfritzen erreicht?«, fragte Taut.

»Nein, ich habe ihm auf die Mobilbox gesprochen.«

»Dann wird er sich ja melden. Warum regst du dich eigentlich so auf?«

»Wenn es ein Mordanschlag war, dann wird es nicht bei einem bleiben.«

»Bist du Hellseher?«, fragte Carmen.

»Nein, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass wir es mit einer Riesengeschichte zu tun haben. Es ist ein Netz, und ich frage mich, ist Holler die Spinne oder die Fliege?«

»Wenn er die Spinne ist, dann stammt er aber von einer bisher unbekannten Art ab«, sagte Taut.

»Ja, Herr Professor, wusste gar nicht, dass du unter die Insektenforscher gegangen bist.«

»Ein Hauptkommissar der deutschen Kriminalpolizei weiß alles.«

Die Tür öffnete sich, zwei uniformierte Polizisten führten Oliver Stroh ins Zimmer. Stroh war unrasiert und hatte glasige Augen. Aus seinem Mund triefte Speichel.

»Was habt ihr mit ihm gemacht?«, fragte Taut.

»Nichts, den haben wir in diesem Zustand in seiner Wohnung angetroffen«, sagte einer der beiden Beamten.

»Und selbstverständlich ist Herr Stroh freiwillig mitgekommen, weil er der Polizei unbedingt helfen will«, sagte Taut. »Nicht wahr, Herr Stroh?«

Stroh hing in den Armen der beiden Beamten, er erwiderte nichts.

»Wissen Sie was«, sagte Taut zu den Beamten. »Jetzt setzen Sie den Herrn Stroh mal in eine Zelle. Aber schließen Sie nicht ab, Herr Stroh ist unser Gast. Bringen Sie ihm ein opulentes Mahl und eine Menge Kaffee. Und wenn er duschen will, dann darf er auch das. Ich hätte jedenfalls nichts dagegen.«

Die Beamten schauten ihn entgeistert an, dann zogen sie ab mit Stroh.

Ossis Handy klingelte. »Winter.«

»Stachelmann, was gib't's?«

»Wo bist du?«

»Ich plane gerade für heute Nacht einen Einbruch. Soll ich dir sagen, wo? Damit du schon mal den Kollegen Bescheid geben kannst?«

»Red keinen Scheiß!«

»Ich red keinen Scheiß!«

»Hast du den Berliner Kollegen alles erzählt über den Anschlag auf dich?«

»Was soll die blöde Frage? Einen Anschlag auf mich hat es doch nie gegeben.«

»Jetzt sei nicht beleidigt.«

»Entweder findest du, dass ich beleidigt oder hysterisch bin, such dir mal eine dritte Variante aus. Vielleicht wird dann alles einfacher.«

»Pass auf, es ist wichtig. Wir suchen einen älteren Mann mit einem grauen Jackett.«

»Und weißen Haaren. Den habe ich auch schon bemerkt«, sagte Stachelmann. »Der ist gewissermaßen mein ständiger Begleiter auf einigen meiner Fahrten gewesen. Zurzeit wohnt er im Hotel Adlon, falls dir das hilft. Jedenfalls habe ich ihn zuletzt dort gesehen. In seiner Freizeit schubst er übrigens Leute auf Bahngleise.«

»Warte einen Moment.« Ossi bedeckte das Handymikrofon mit der Hand. »Im Hotel Adlon in Berlin wohnt vielleicht noch unser Mann. Schick sofort Berliner Kollegen, die sollen den Kerl erst mal festsetzen.«

Taut griff zum Telefonhörer.

»Weißt du, wie er heißt?«

»Nein«, erwiderte Stachelmann. »Ich weiß nur, dass er ein graues Jackett trägt und weiße Haare hat, die etwas unsoldatisch geschnitten sind. Oder unpolizeilich, wenn dir das lieber ist. Jedenfalls hat er längere Haare, am Ende gelockt. Der Typ ist außerdem ein Sonnenanbeter. Von solchen älteren Herren soll es in Deutschland übrigens ein paar mehr geben. Noch was?«

»Jossi, jetzt stell dich nicht so an. Tut mir Leid, ich habe mich geirrt.«

»Wenn du mich nicht für bekloppt halten würdest, hättest du

dir diese Peinlichkeit erspart.« Stachelmann legte auf.

Ossi spielte einen Augenblick mit seinem Handy und mit der Idee, Stachelmann noch einmal anzurufen. Er ließ es, hatte keine Lust, einzureden auf einen Mann mit übler Laune. Er kannte diese Phasen von früher. Es dauerte schlimmstenfalls ein paar Tage, bis Stachelmann wieder der Alte war. Menschen ändern sich nicht, dachte Ossi. Das ist gut und schlecht zugleich. Es würde ja reichen, wenn sie ihre miesen Eigenschaften ablegten und die besseren behielten.

»Ihr fahrt jetzt zu dem anderen Makler. Wie hieß er noch?«, fragte Taut.

»Ammann«, sagte Carmen.

»Ich würde dem Herrn mal sagen, dass unser Killer alle Leute besonders schätzt, die mit unserer Ermittlung zu tun haben. Und das hat der Herr Ammann dann ja auch, wenn ihr ihn besucht. Ich werde dem Grothe mal einen Kollegen vor die Tür stellen und dem Meier auch. Das Gleiche gilt für Ammann. Vielleicht ist es unnötig, und der Fritze im Adlon ist unser Mann. Vielleicht ist aber mal wieder alles ganz anders, als Tante Käthe denkt.« Taut stand auf, was eigentlich nur geschah, wenn er aufs Klo musste oder essen ging. Er hasste die Kantine und den Fraß, den Polizisten im Dienst in sich hineinstopften. Taut hatte einen erlesenen Geschmack, eigentlich zu teuer für einen Polizeibeamten. Hin und wieder tat es aber auch eine Imbissstube. »Und passt auf euch auf, eine Tote in der Abteilung reicht.«

»Wir tun unser Bestes«, sagte Carmen. Ossi schüttelte den Kopf. Sie gingen.

Gottlob Ammann wohnte in einem Stadthaus in der Hagedornstraße in Eppendorf. Die Gegend sah aus wie frisch poliert. Die Rasen waren kurz, die Wege gefegt, die Fassaden weiß, blau oder grün. So etwas wie einen Baustil gab es nicht, jedes Haus sah anders aus als das andere, jedes stammte aus dem Katalog

eines anderen Herstellers, der seinen Kunden das häusliche Glück auf Erden versprach. Carmen lachte, als sie die Siedlung sah. »Da haben sie also auch mit Lego gespielt«, sagte sie.

Ammann wohnte im Haus Nummer 3a. Ossi klingelte, ein Mann öffnete die Tür. Er war klein und dick, auf dem Kopf Strähnen dünner Haare. Eine fleischige Nase überwölbte fast den Mund.

»Sie wünschen?« Es klang misstrauisch und schlecht gelaunt. Die Stimme war gequetscht und zu hoch.

Ossi zeigte seine Polizeimarke. »Guten Tag, Kriminalpolizei, Winter, das ist meine Kollegin Hebel. Sie sind Herr Ammann?«

Der Mann zögerte, dann öffnete er die Tür. »Ich bin Ammann, kommen Sie herein. Es wird Zeit, dass Sie hier erscheinen.« Er trat zur Seite. »Vor einer Woche habe ich bei Ihnen angerufen, aber es ist niemand gekommen.«

Ossi und Carmen betraten den Flur. Er war übersät mit Imitaten von Ölgemälden. Ein Läufer dämpfte den Tritt. Ammann führte sie ins Wohnzimmer. Ammann wies auf das Sofa, Ossi und Carmen setzten sich nebeneinander.

»Sie kommen wegen meines Hundes?«, fragte Ammann.

»Wir ermitteln in einem Mordfall. Es geht um die Familie Holler. Sie haben davon gehört?«

Ammann nickte.

»Sie haben, ich glaube 1981, Ihre Maklerfirma an Herrn Holler verkauft?«

Ammann nickte. Dann hob er die Augenbrauen. »Und warum kommen Sie zu mir?«

»Wir besuchen alle Makler, deren Firmen Holler übernommen hat. Sofern sie noch leben«, sagte Carmen.

»Man wird nicht jünger«, sagte Ammann.

Ossi stand auf und ging zum Fenster, das auf die Hausrückseite zeigte. Er schaute hinaus und erschrak. Auf der Terrasse lag

ein Hund, irgendwas zwischen einem Collie und einem Terrier, er musste schon seit einigen Tagen tot sein, erste Zeichen der Verwesung waren sichtbar. »Da liegt ein toter Hund«, sagte er.

Carmen schaute Ossi an, als wäre er verrückt geworden.

Ammann verzog keine Miene. »Das ist Bello. Letzte Woche ist er in dieser Straße überfahren worden. Das ist eine Dreißig-Stundenkilometer-Zone, aber keiner hält sich dran. Da raste so ein Auto, ohrenbetäubend laut, mit dicken Reifen durch die Straße und hat meinen Bello totgefahren. Ich habe die Polizei angerufen, glauben Sie, die interessiert sich für so was?« Er klang gleichmütig.

»Und warum liegt der Hund noch da?«

»Ich kann mich nicht von ihm trennen. Verstehen Sie das?«

»Nein«, sagte Carmen. »Es ist gefährlich, tote Körper herumliegen zu lassen.«

Ammann schaute sie an, als hätte sie ihm einen Auszug aus dem Fahrplan der Deutschen Bahn vorgelesen.

»Wir müssen wissen, warum Sie Herrn Holler Ihre Firma verkauft haben«, sagte Ossi.

»Das ist doch ganz einfach. Die Konjunktur war mäßig, und der Holler hat einen vernünftigen Preis geboten. Das ist normal, in der Krise müssen kleine Unternehmer froh sein, wenn sie aufgekauft werden. Viele gehen pleite und enden als Schuldner. Mir ist das erspart geblieben.«

»Aber einige Zeit nach dem Verkauf kam Holler und hat eine Rückerstattung gefordert.«

»Ja, aber das war nicht viel. Er hatte Recht. Meine Kartei war in den letzten Monaten nicht mehr gepflegt worden, ich konnte meine Sekretärin nicht halten. Und dann gab es noch ein Grundstück und zwei Häuser im Paket, die in einem grauenhaften Zustand waren.«

»Aber Holler hat sich das alles doch vor dem Kauf angesehen.

Oder hat er Kartei und Häuser blind gekauft?«

»Nein, nein. Aber es ist nicht ungewöhnlich, dass sich Monate, manchmal Jahre nach dem Kauf versteckte Mängel zeigen, die auch der Verkäufer nicht kannte, für die er aber haftet.«

»Warum wurden Sie als Makler Hausbesitzer? Und warum haben Sie nicht nur Ihre Firma verkauft, sondern auch die Immobilien?«

»Auch das ist nicht ungewöhnlich, die Immobilien gehörten der Firma, sie sind bei einer Transaktion gewissermaßen hängen geblieben.« Er wackelte leicht mit dem Kopf. »Hängen geblieben«, sagte er. Die Formulierung schien ihm zu gefallen.

»Können Sie sich vorstellen, dass jemand Herrn Holler hasst, bis auf den Tod?« Es klang so, als hätte Carmen sich nach den Wetteraussichten erkundigt.

»Ich kenne Herrn Holler nicht, sieht man mal ab von den Verkaufsverhandlungen, die ich mit ihm geführt habe. Woher soll ich wissen, wer ihm Böses will? Man liest ja hin und wieder was über den Herrn, er ist mildtätig und macht kein Theater daraus. Das ist heutzutage selten, wo jeder Idiot prominent sein will. Vielleicht hat er ein schlechtes Gewissen und was zu verbergen. Vielleicht will er nicht, dass die Presse sich mit ihm beschäftigt, vielleicht spendet er so viel, weil er was ausgefressen hat und jetzt Punkte sammelt, für welche Abrechnung auch immer. Vielleicht, vielleicht, vielleicht. Woher soll ich das wissen?

Ist das nicht Ihr Job? Zahlen wir Bürger nicht Steuern dafür, dass Sie Mörder fangen, auch den Irren, der meinen Bello tot gefahren hat?«

Ossi saß auf dem Sofa und hörte zu. Seine neue Kollegin war forsch, vorlaut, ihr war es egal, dass er ein höheres Dienstalter hatte. Sie nahm die Sache in die Hand, sie machte es gut. Ossi musste es schlucken. Sie stellte Fragen, auf die er nicht gekommen wäre. Manche Fragen schienen abwegig zu sein, aber der Fall, in dem sie herumrührten, war noch abwegiger. Wenn sie je

eine Lösung fanden, dann wohl nur auf diese Art. Alles für möglich halten, alles fragen, auch wenn es blödsinnig schien. Ihm wurde übel, er musste heraus aus dem Zimmer oder die Terrassentür aufreißen. Die Tür war weit genug entfernt vom Hundekadaver. Er stand auf und wandte sich an Ammann. »Darf ich die Tür öffnen?«

Ammann schüttelte sich. »Sie haben ja keine Ahnung, was alles hereinkommen kann von draußen. Das, was Sie für Luft halten, ist ein Giftcocktail. Ruß, Benzol, Formaldehyd, Arsen und was noch alles. Lieber ein bisschen schlechte Luft, als sich vergiften. Ich halte mich nur im Notfall draußen auf.«

»Sie sind nicht mit Ihrem Hund spazieren gegangen?«, fragte Carmen.

Ammann schüttelte sich erneut. »Um Gottes willen, auf die Idee wäre ich nie gekommen.« Er musterte Carmen, sein Gesicht verfinsterte sich. »Sie meinen wohl, ich wäre schuld, dass mein Hund totgefahren wurde? So ist das also, keine Beamten schicken, sondern das Opfer verantwortlich machen. Das sind Methoden!«

»Das Opfer ist Ihr Hund«, sagte Carmen. »Aber das ist nicht unser Thema.« Ossi stand neben der Terrassentür, er zog ein Taschentuch aus der Hose und wischte sich die Stirn. Nichts würde er lieber tun, als das Haus dieses Irren zu verlassen.

Aber Carmen saß auf dem Sofa, als hätte sie jemand dort festgeklebt. Ihr schienen Gestank und Hitze nichts auszumachen.

»Ich will Ihnen mal einen kleinen Einblick in unsere Ermittlung geben«, sagte Carmen. »Wir fragen diesen und jenen Makler, die vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren an Herrn Holler verkauft haben. Alle Makler sagen das Gleiche, als hätten sie ihre Aussagen aufeinander abgestimmt. Und Sie sagen auch im Kern das Gleiche wie Grothe und Meier. Und wahrscheinlich hätte Enheim uns das alles auch erzählt. Nur ist der leider tot.

Vielleicht ist er ja auch tot, weil er die Geschichte nicht erzählen sollte.«

Ossi schreckte auf, sie hatte Recht, diese Idee war nicht schlecht. Wie kam sie darauf? War es richtig, Ammann einzuweihen? Carmen fuhr fort: »Die Geschichte von der schlechten Konjunktur in der Immobilienbranche, das Angebot des Herrn Holler und die Geschichte von den Mängeln, die eine Rückerstattung des Kaufpreises begründeten. Die einen halten Holler für den lieben Gott, andere hassen ihn, ohne einen Grund dafür zu nennen. Und doch erzählen sie die gleiche Geschichte. Dafür gibt es zwei Erklärungen.«

Ammann schüttelte den Kopf. Er schien noch bleicher geworden zu sein. Aber vielleicht bildete Ossi sich das ein. Ammanns linke Hand lag auf dem Knie und zitterte.

»Erklärung Nummer eins: Es war alles so. Dann glaube ich wieder an den Osterhasen. Erklärung Nummer zwei: Es ist alles Lüge. Alle Verkäufer haben sich abgesprochen untereinander, oder Holler hat allen das Messer auf die Brust gesetzt: Wenn ihr was Falsches sagt, geht's euch an den Kragen. Und Enheim wollte was Falsches sagen. War es so?«

Ammann schüttelte den Kopf. Die Hand auf dem Knie zitterte.

»Wissen Sie, was man ist, wenn man einen Mörder deckt? Wissen Sie, was man dafür kriegt vor Gericht?«

Ammann schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es auch nicht genau, aber Knast springt dabei heraus. Und was glauben Sie, wie viel Gift in der Gefängnisluft ist?«

»Hören Sie auf«, sagte Ammann. Seine Stimme war noch quäkiger als vorher. »Sie wollen mich einschüchtern. Das dürfen Sie nicht.«

»Ich darf das. Ich tue Ihnen einen Gefallen, kapieren Sie das nicht? Ich will, dass Sie für den Rest Ihres Lebens nicht zu viel Gift einatmen, kein Benzol, kein Ruß, kein Arsen.«

Nun begriff Ossi. Es wurde Zeit, sie zu unterstützen und Ammann stärker unter Druck zu setzen. »Wann haben Sie das letzte Mal mit Holler telefoniert?«

Ammann öffnete den Mund zu einer Antwort.

»Bevor Sie lügen, wir haben eine Liste aller Telefonate, die Herr Holler in den letzten Monaten geführt hat«, sagte Carmen.

Ammann schüttelte wieder den Kopf. Er kam Ossi vor wie eine Marionette, an deren Kopf immer wieder jemand zog. Er saß da und schüttelte den Kopf.

»Wann haben Sie zum letzten Mal mit Holler telefoniert?«

»Vor ein oder zwei Wochen.«

»Geht's genauer?«

»Es war am Tag nach dem Mord an seiner Tochter.«

»Hat er angerufen?«

Ammann nickte.

»Er hat Sie am Tag nach dem Tod seiner Tochter angerufen.« Carmen hatte ihn am Haken und zog die Leine an.

»Ja.«

»Und was hat er gesagt?«

»Das weiß ich nicht mehr genau.«

»Sie lügen«, sagte Carmen. »Wenn Sie weiter lügen, nehmen wir Sie mit.«

Die Einzige, die beweisbar lügt, heißt Carmen Hebel, dachte Ossi. Aber die Geschichte von der Telefonliste war genial. Und natürlich konnten sie Ammann nicht verhaften. Bisher log er schlimmstenfalls, eine Beteiligung an einer Straftat ließ sich nicht beweisen. Ossi staunte, wie Carmen die Blockade durchbrochen hatte. Anfänger hatten Vorzüge, sie steckten noch nicht

im Trott. Eine Ahnung näherte sich ihm, eine Ahnung, was geschehen war, wie die Dinge zusammenhingen.

»Er hat mir gesagt, ich soll ihm die Sache mit der Rückerstattung nicht krumm nehmen. Er war fix und fertig.«

»Er ruft Sie also nach zwanzig Jahren an und sagt, Sie sollen ihm die Rückerstattung nicht übel nehmen.« Carmens Stimme hörte man an, sie glaubte ihm kein Wort. »Das ist doch Unsinn«, sagte sie. Sie wurde zornig. Das war ein Fehler. Ossi spürte, wie sie die Leine lockerte. Sie hatten ihn schon fast am Ufer, aber ihr Zorn gab ihm eine Chance.

»Wenn Sie meinen, dass ich Unsinn rede, können Sie auch gehen. Und wenn Sie Wert darauf legen, können Sie mich vorladen.« Er hatte seine Stimme erhoben.

»Ich will Ihnen mal sagen, was wir meinen«, sagte Ossi freundlich. »Wir glauben, Sie hätten es nicht zugegeben, mit Holler telefoniert zu haben, wenn wir nicht seine Telefonliste hätten. Sie müssen zugeben, wir hätten Sie reinlegen können. Erst nach dem Telefonat fragen, dann die Telefonliste. Sie verstehen, was ich meine?«

Ammann nickte leicht. Er saß da wie ein Felsblock.

»Aber wir wollen Sie nicht reinlegen. Wir haben eine Mordserie aufzuklären, und wir brauchen schnell Hinweise, sonst gibt es noch mehr Tote. Wir haben diverse Makler befragt, die an Holler verkauft haben. Sie erzählen uns alle das Gleiche. Verkauf und Rückerstattung, immer eine Rückerstattung. Das mag es in einem Fall mal geben, aber nicht in allen. Und was noch auffällt: Alle Makler, die wir befragen, blocken ab, wenn die Rede auf den guten Herrn Holler kommt. Das verstehe ich auch nicht. Ich möchte, dass Sie mir das erklären.« Ossi sprach wie zu einem Kind.

»Haben Sie den Enheim auch gefragt?« Ammanns Stimme war leise.

»Nein, der war tot, bevor wir ihm eine Frage stellen konnten.«

»Sie sind sicher?«

»Frau Hebel und ich wollten Enheim befragen und haben seine Leiche gefunden.«

Ammann nickte, er glaubte es. »Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, als ich Ihnen gesagt habe. Wirklich nicht.« Er flehte fast.

»Sie können oder Sie dürfen nicht?«

Ammann schüttelte den Kopf. »Gehen Sie bitte. Ich muss mich um meinen armen Hund kümmern.« Seine Augen glänzten.

»Mensch, sagen Sie was, es geht um Mord.« Carmen war sauer, ihre Stimme war scharf.

Ammann saß auf dem Sessel und schüttelte den Kopf.

»Komm!«, sagte Ossi zu Carmen.

Carmen wandte sich an Ammann: »Wir stellen Ihnen einen Kollegen vor die Tür. Er wird Sie beschützen.«

Ammann starrte sie an. Er verstand nichts.

»Es sind zwei Menschen umgebracht worden, die mit unserem Fall zu tun hatten.« Sie drehte sich um und folgte Ossi zur Tür.

»Du Sadistin«, sagte Ossi.

Sie kehrten zurück zum Präsidium. Oliver Stroh saß in Tauts Zimmer. Er war kaum wiederzuerkennen. Frisiert, gewaschen und vor allem nüchtern. Seine Augen waren noch etwas gerötet. Stroh saß schlampig auf dem Stuhl vor Tauts Schreibtisch, Taut saß an seinem Platz.

Taut zeigte auf zwei Stühle, als Ossi und Carmen eintraten. Sie mussten schweigen.

»Sie sagen, Sie haben den schwarzen Mercedes aus dem Weselyring herauschießen sehen, mit quietschenden Reifen, schlingernd. Und dann ist er auf die Frau losgefahren, als würde er zielen.«

»Ja, ich bin sicher, er wollte die Frau umbringen. Der hat hinter einer Ecke gewartet und ist losgefahren, als die Frau in Richtung Straße ging. Wirklich, glauben Sie mir. Ich hab ihn da ja warten gesehen, bevor ich einen zischen gegangen bin. Der guckte vielleicht unfreundlich. Da bin ich schnell weitergelaufen.«

»Ich glaube Ihnen, nur, verstehen Sie bitte, es ist nicht einfach, sich vorzustellen, dass da einer einen Menschen umfahren will.«

»Es war aber so.«

»Und wo standen Sie, als die Frau überfahren wurde?«

»Ich kam aus der Hopfenblume, hatte ein, zwei Bier getrunken. Ich wollte über die Straße. Da hab ich die Frau gesehen. Sie stand zusammen mit einem Mann auf der anderen Straßenseite. Die beiden haben irgendwas geredet. Dann drehte die Frau sich um und ging zur Straße. Sie hat dem Typen noch was zugerufen. Sie hatte einen Fuß auf der Straße, dann hörte ich es quietschen. Zuerst wusste ich nicht, woher. Aber dann hab ich die Kiste gesehen. Genau der Benz, der da gewartet hatte. Der raste mit einem irren Tempo auf die Frau zu. Die hat das zuerst gar nicht mitgekriegt, dann hat es schon kawumm gemacht.«

Er schlug mit der Faust in seine Hand.

»Und der Fahrer, haben Sie ihn erkannt?«

Stroh lehnte sich zurück. »Ich weiß nicht so recht.«

»Aber Sie haben ihn doch gesehen, als er wartete? Das haben Sie doch gerade eben gesagt.«

»Na ja, es war ein Mann.«

»Alt, jung?«

»Ein alter Mann.«

»Woran haben Sie das erkannt?«

»Er hatte weiße Haare, eine hohe Stirn, die Haare ein bisschen länger.«

»Und ein gebräuntes Gesicht?«

»Stimmt, jetzt, wo Sie es sagen.« Er drehte sich um zu Carmen, als erwarte er eine Bestätigung.

»Könnte es nicht ein junger Kerl sein, der eine Perücke aufsetzt, damit jeder denkt, er wäre ein alter Knacker?«, fragte Carmen.

Stroh drehte seinen Stuhl in ihre Richtung. Er ließ seine Augen über sie schweifen, sie zeigte mit keiner Miene, wie abstoßend Stroh wirkte. »Das müsste ja ein ganz schlaues Kerlchen sein. Ein helles Köpfchen, so einer wie ich.«

»Könnte doch sein«, sagte Carmen.

»Könnte sein. Aber es war ein Alter, so was sieht man doch.«

»Woran?«, fragte Carmen.

»Der Mann hatte eine alte Fresse. Er hatte Falten. Und eine alte Nase.«

»Woran erkennt man eine alte Nase?«

»Sie ist schärfer, sie hatte einen Haken.«

»Sie meinen vielleicht, betrachtet man alles zusammen, was Sie gesehen haben, dann muss es ein alter Mann gewesen sein.«

»Genau.«

»Wie alt?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Älter als sechzig?«

»Bestimmt.«

»Älter als siebzig.«

Stroh nickte. »Ein ziemlicher Grufti, steinalt.«

»Würden Sie ihn wieder erkennen?«

»Weiß nicht.«

»Sie haben uns sehr geholfen, Herr Stroh«, sagte Carmen.
»Vielen Dank.«

Taut räusperte sich. »Kennen Sie den Herrn, der neben meiner Kollegin sitzt?«

Stroh warf Carmen einen Blick zu und dann Ossi. Seine Augen blieben eine Weile hängen an Ossi. Stroh zog die Stirn in Falten, dann sagte er: »Kann sein. Die andere würde ich lieber anschauen.«

Geduld lag in Tauts Stimme, als er fragte: »Das verstehe ich, aber wir haben ja hier keinen Schönheitswettbewerb, nicht wahr?«

Stroh lachte, es war abstoßend. »Dann will ich mir den Herrn noch einmal beschauen.« Ossi saß bewegungslos auf seinem Stuhl, als Strohs Augen sich auf ihn richteten.

Stroh blickte auf Carmen, dann drehte er sich wieder um zu Taut. »Nee, den kenn ich nicht. Das ist doch ein Bulle, ich habe mit Bullen nie was zu tun gehabt, bin ein ehrlicher Mann.«

»Sieht man mal ab von einer schweren Körperverletzung und ein paar anderen Kleinigkeiten.«

»So ein Quatsch. Das ist ein Justizirrtum. Da war ein Typ in der Kneipe, der wollte mich fertig machen. Und ich hab mich gewehrt, das ist alles. Das hab ich der Richterin auch gesagt, aber das war 'ne Männerhasserin. Die hat mich in den Bau geschickt, weil ich ein Kerl bin. Außerdem ist das schon Jahre her.«

»Eineinhalb«, sagte Taut.

»Sag ich doch.«

Ossi stand auf und verließ das Zimmer. Er ging zum Kaffeautomaten und kam mit einem Becher Kaffee zurück zu Taut. Als er die Tür aufmachte, blickte ihm Stroh ins Gesicht.

Carmen sagte: »Hättest mir auch einen mitbringen können.«

Stroh sagte: »Der sieht aus wie der Mann, der mit der Frau redete, bevor der Mercedes kam. Jetzt fällt es mir ein. Jedenfalls so ähnlich.«

»Da haben Sie aber gute Augen«, sagte Taut freundlich.

»Da bin ich stolz drauf«, sagte Stroh. »Also, beschwören würde ich es nicht. Aber er könnte es gewesen sein.«

»Er war es«, sagte Taut.

Ossi verließ das Zimmer und holte noch einen Kaffee. Als er zurückkam, reichte er ihn Carmen mit einer Verbeugung.

Taut sagte: »Und mir bringst du keinen mit?«

Stroh fragte: »Und ich?«

Tauts Telefon klingelte. Er nahm den Hörer ab. »Ja, ich komme«, sagte er. Er legte auf. »Und ihr kommt mit«, sagte er zu Ossi und Carmen. »Herr Stroh, ob Sie einen Augenblick auf uns warten könnten?«

Taut trat mit beiden auf den Flur. »Das haben Sie toll hingekriegt«, sagte Taut zu Carmen. »Normal finde ich es ja unter aller Sau, wenn mich jemand bei einem Verhör unterbricht, aber am Ende zählt, was hinten rauskommt.«

»Bei Ammann habe ich es dafür verbockt«, erwiderte Carmen. »Wir hatten den Fisch schon fast an Land, und ich habe die Leine gelockert.«

»Angeln Sie?«

»Mein Opa hat geangelt.«

»Aha«, sagte Taut.

»Das bei Ammann finde ich nicht so wild«, sagte Ossi.

»Und wie nahe wir dran waren, weiß ich nicht. Außerdem ahnen wir auch so, dass Holler bei seiner Kauforgie sich wenigstens seltsam verhalten hat. Und er hat die Version mit den Rückerstattungen mit Grothe und Konsorten abgesprochen.«

»Gibt's dafür einen Beweis?«, fragte Taut.

»Nein, aber wir wissen es.«

Carmen nickte. »Kein Zweifel, da ist was faul. Und wir wer-

den den lieben Herrn Holler danach fragen.«

»Zuerst schaut ihr euch mit an, was der Taxifahrer und der Zeichner verbochen haben. Und dann bringen wir zusammen, was uns der Taxifahrer und dein Freund erzählt haben.«

Carmen schnaubte.

»Doch, doch«, sagte Ossi. »Das war fast eine Liebeszene gerade eben mit deinem liebsten Oliver.«

»Interessant, was du unter einer Liebeszene verstehst«, sagte Carmen. »Muss ich jetzt Mitleid haben mit dir?«

»Bevor du zur Schwester Theresa mutierst und du weiter Blödsinn redest, gehen wir in die Kunstaussstellung.«

Taut verzog keine Miene.

Der Taxifahrer sah selbstzufrieden aus. Als Taut und seine Kollegen die Tür öffneten, sagte er: »Das ist er, bestimmt.«

Es war ein alter Mann mit weißen Haaren, die die obere Hälfte der Ohren bedeckten, und einer scharfkantigen, etwas zu groß gewachsenen Nase. Neben dem Phantombild standen Daten: Die Augen waren schwarz. Der Mann war etwa einen Meter fünfundsiebzig groß und schlank, fast hager. Er hatte ein sonnengebräuntes Gesicht. Sein Alter wurde auf höher als siebzig geschätzt, vielleicht sogar achtzig und mehr.

»Wie hat er sich bewegt?«, fragte Taut den Taxifahrer, nachdem er das Bild lange betrachtet hatte.

Der Taxifahrer schüttelte den Kopf.

»Der Mann ist in Ihr Auto ein- und ausgestiegen. Haben Sie gesehen, wie er gekommen oder gegangen ist? Am Flughafen etwa.«

»Stimmt, in Fuhlsbüttel habe ich gesehen, wie er zu meinem Wagen lief. Aber nur kurz. Ich habe in meinem Auto gegessen und auf den nächsten Fahrgast gewartet, da kam dieser Mann aus dem Ausgang. Er fiel mir auf, weil die braune Hautfarbe so

von den weißen Haaren abstach. Alte Leute sehen manchmal komisch aus.« Er lachte.

»Wenn ich da an meine Mutter denke.«

Niemand lachte mit.

»Ich habe ihn am Flughafenausgang gesehen und dann wieder, als er seine Tasche in den Kofferraum legte, er wollte nicht, dass ich ihm helfe. Er hatte ein altes Gesicht, war schlank, machte einen ziemlich drahtigen Eindruck.«

Er schaute Taut an, erwartete Anerkennung. »In seinen Bewegungen war er jünger, als er aussah. Er hat so was wie einen federnden Schritt, wie bei einem Sportler.«

»Und wo er herkam, wissen Sie nicht?«, fragte Carmen.

Taut schüttelte den Kopf.

»Das habe ich dem Herrn Kommissar schon gesagt.«

Der Taxifahrer zeigte auf Taut.

Taut sagte: »Lassen Sie sich mal nicht abbringen von Ihrer Beschreibung. Sie sagen, der Mann bewegte sich wie ein Junger. Er hatte einen federnden Schritt.«

»Genau, auch seine Stimme war jünger. Sie hatte etwas Scharfes. Knapp und genau. Er grüßte nicht, verabschiedete sich nicht, gab kein Trinkgeld. Und er trug Handschuhe. Dünne, dunkle Lederhandschuhe. Ein seltsamer Typ. Ich habe versucht, mit ihm zu reden, über das Wetter, was man eben so redet. Ich hätte auch mit meinem Benz reden können.«

»Sie haben ihn am Flughafen abgeholt und in den Jupiterweg gebracht.«

»Wie ich es gesagt habe.«

»Und da ist er ausgestiegen, ohne ein Wort zu sagen?«

»Ja.«

»Fällt Ihnen zu dem Mann sonst noch etwas ein?«

»Nein.«

»Wenn doch, melden Sie sich bitte sofort. Sie haben uns sehr geholfen.«

Sie saßen in Tauts Zimmer zusammen, um den Stand der Ermittlungen zu besprechen.

»Immerhin«, sagte Kurz, »Ulrike und Enheim sind vom selben Mann umgebracht worden.«

Taut saß schwer auf seinem Schreibtischstuhl. Er schien in sich versunken.

»Wir haben die Fahndung eingeleitet nach dem Mann mit dem Feriengesicht«, sagte Ossi. »Wir gehen davon aus, dass er sich auch in Berlin herumgetrieben hat. Folgt man der Aussage meines Historikerspezis, dann wollte er ihn umbringen.«

»Haben die Berliner Kollegen was herausgefunden?«, fragte Kurz.

»Die Beschreibung passt auf einen Gast, der nur eine Nacht im Hotel verbracht hat. Die Angaben auf dem Meldezettel sind falsch. Keiner weiß, wo er ist. Immerhin scheint das Phantombild was zu taugen. Vielleicht sollten wir es mit Hilfe des Adlon-Portiers verfeinern?«, sagte Carmen.

»Gute Idee«, sagte Ossi widerwillig. Er hatte sie auch gehabt, aber zu spät geäußert. Carmen dachte nicht immer schneller, aber ihr Mundwerk war fixer.

»Das ist Unsinn«, sagte Taut. »Wenn wir es doch mit zwei Personen zu tun haben, versauen wir uns den einzigen Anhaltspunkt, den wir besitzen, nämlich die Personenbeschreibungen des Taxifahrers und von Stroh. Davon können wir ausgehen, die Übereinstimmungen sind eindeutig. Wer da allerdings in Berlin herumgeturnt ist, wissen wir noch nicht. Wahrscheinlich war es unser Mann. Aber beweisen können wir es nicht. Wir wissen doch alle, wie wacklig die Sache mit den Phantombildern sein kann. Da hältst du einem Hotelfritzen, der jeden Tag die Gesich-

ter von tausend Leuten sieht, eine grobe Zeichnung vor die Nase, machst Druck auf einen, der keine Zeit hat, und schon gibt's ein flottes Wiedererkennen. Ossi, du bittest die Kollegen in Berlin, mit dem Portier zusammen ein eigenes Phantombild zu basteln. Und dann benutzen wir beide Bilder, statt aus ein paar Beobachtungen ein Mischwesen zu erschaffen, das in Wahrheit nur die Summe unserer Irrtümer darstellt. Okay?«

Ossi nickte. Er fand Tauts Argumente haarspalterisch, aber immerhin, so vermieden sie einen möglichen Fehler. Wenn er auch unwahrscheinlich war.

»Wissen wir, wie der Mann Enheims Wohnung und das Adlon verlassen hat?«, fragte Taut.

Keiner antwortete.

»Wissen wir, ob und, wenn ja, was das Phantom zu tun hat mit den Holler-Morden?«

Schweigen.

»Wir haben also nichts als das Phantombild und die Beschreibungen eines Taxifahrers und eines Säufers. Wir ahnen, dass der Typ, den das Bild darstellen soll, in die Morde an Ulrike und Enheim verwickelt ist. Vielleicht hat er was zu tun mit dem Anschlag auf Stachelmann. Und vielleicht was mit dem Fall Holler.« Taut blickte Ossi an.

Ossi sagte nichts.

»Wenn es den Anschlag auf Stachelmann überhaupt gegeben hat. Plausibilität ist der Feind der Neugier. Das stammt zwar nur von mir, aber dieser Spruch stünde einem chinesischen Weisen gut zu Gesicht. Leider hatten Konfuzius und Co. nichts am Hut mit der Aufklärung von Verbrechen. Deshalb haben sie uns keine schlaun Sprüche dazu hinterlassen. Hätten sie es getan, wären wir vielleicht überflüssig. Das wäre auch nicht toll. Wer will schon überflüssig sein?«

Ossi hasste diese pseudophilosophischen Monologe. Taut sag-

te sonst nicht viel, nur wenn sie nicht weiterkamen, fing er an Reden zu halten. Vielleicht dienten sie dem Zweck, die Zuhörer abzulenken, zu irritieren, damit sie eine neue Sicht auf die Verbrechen gewannen. Ossi zweifelte, ob diese Absicht dahinter steckte. Der eine schwieg, wenn er ratlos war, der andere redete viel.

»Wenn der Alte mit dem grauen Jackett vom Flughafen abgeholt wurde und er der Mörder ist, dann ist es möglich, dass er nach seinen Morden weggeflogen ist. Dass wir ihn also irgendwo zwischen Peking und Honolulu vermuten dürfen. Das stimmt mich richtig optimistisch. Wir fabrizieren einen internationalen Haftbefehl mit unserem Phantombild und der Beschreibung des Taxifahrers. Die Kollegen Kurz und Kamm klappern mit dem Bild ganz Fuhlsbüttel ab, die Schalter aller Fluggesellschaften und die Personenkontrolleure. Klar?«

Kamm nickte, Kurz schaute aus dem Fenster.

Taut wandte sich an Ossi. »Der Holler ist eine komische Nummer. Kauft Firmen, um sich nach ein paar Monaten einen Teil des Kaufpreises zurückgeben zu lassen. Wie die Wirtschaftsermittler sagen, hat er das in allen Fällen getan. Hat Holler was mit dem Enheim-Mord zu tun?«

Ossi schüttelte den Kopf. »Glaub ich nicht. Der hat bestimmt wieder das perfekte Alibi. Gegen ihn spricht höchstens, dass er seit einiger Zeit anscheinend die Makler anruft, die dereinst an ihn verkauft haben. Bei Ammann war es jedenfalls so. Ich tippe da aber eher auf die üblichen krummen Geschäfte. Holler als Mörder, das wäre nicht logisch.«

»Du kannst mir bestimmt erklären, was an diesen Fällen logisch ist.«

»Ist ja gut, nur, warum sollte Holler einen umbringen oder umbringen lassen, der ihm Geld zurückerstattet hat? Wenn der Kauf im Fall Enheim genauso gelaufen ist wie in den anderen Fällen, gibt es kein Motiv. Und warum sollte die Geschichte bei

Enheim anders gelaufen sein? In den Büchern gibt es keinen Hinweis darauf. Das Einzige, was wir wissen, ist, dass Holler seine Frau und zwei Kinder verloren hat. Wenn es derselbe Täter war, dann stimmt es, was in der Zeitung steht, dass nämlich die Mordfälle zwei und drei auf unsere Kappe gehen, weil wir zu blöd waren, den Mörder nach dem ersten Fall zu kriegen. Hat noch jemand eine geniale Idee?« Taut schaute seine Kollegen an. »Dann schnapp dir deine vorlaute Kollegin und rück noch mal dem Holler auf die Bude. Macht Druck, auch wenn er danach beim Präsidenten heult.«

Leopold Kohn lag auf seinem Bett und schimpfte mit sich selbst. Du hast dich aus dem Konzept bringen lassen. Was geht dich Enheims Ende an? Du musst deinen Auftrag erledigen, du hast nicht mehr viel Zeit. Doch der Besuch bei Goldblum ließ ihm keine Ruhe. Gab es noch einen, der für Gerechtigkeit sorgte, für Gerechtigkeit in ihrem ursprünglichen Sinn? Nicht Täterschutzveranstaltungen, nicht Verjährung, Beweismangel, sondern Strafe, die so hart traf wie das Verbrechen. Auge um Auge. Erst wenn Holler so allein war wie Leopold Kohn, herrschte Gerechtigkeit.

Die Fernbedienung fiel ihm ein. Bei einem Fachversandhandel hatte er für teures Geld als Expresslieferung eine Fernbedienung bestellt, Sender und Empfänger. Ihre Reichweite übertraf fünfhundert Meter. Die Signalgüte würde sich nicht wesentlich verschlechtern, wenn Hindernisse zwischen Sender und Empfänger standen.

Wer hatte Enheim getötet? Die Frage ließ sich nicht verdrängen. Hatte Holler es getan? In der Zeitung hatte Kohn gelesen, Enheim habe seine Maklerfirma an Holler verkauft, vor langem schon. Enheim war ein Schwein, das den Tod verdiente. Holler

verdiente den Tod nicht weniger.

Ein Schreck durchfuhr Leopold Kohn. Sein Körper begann zu zittern. Die Angst erfasste ihn. Und wenn der Unbekannte sich an Holler rächte, wie er sich an Enheim gerächt hatte? Dann würde er Holler töten und Kohn um die Vollendung seiner Rache bringen. Wenn er seine Rache nicht vollenden konnte, musste er sterben, ohne dass sein Leben einen Sinn gehabt hatte. Seine Rache hatte ihm die Kraft gegeben, fremde Leute zu töten, die schuldig geworden waren, weil sie mit einem Schuldigen zusammenlebten. Schuld vererbt sich, wenn der Schuldige nicht ausgestoßen wird aus seiner Familie. Nichtwissen schützt nicht vor einer Bestrafung, es war gerecht. Die Gedanken rasten durch Kohns Hirn. Er musste Holler schützen. Er musste verhindern, dass Holler starb, bevor er sterben durfte. Holler soll lange leben, er soll spüren, wie lange der Schmerz einen quälen kann, wie er immer tiefer wird.

Was tun? Kohn ging zum Telefon und nahm ab. Dann legte er den Hörer wieder auf. Er griff nach seiner Jacke und verließ die Wohnung. Er ging zum Bahnhof Dammtor und nahm die S 11 nach Blankenese. Er stieg in Altona aus und ging zur nächsten Telefonzelle. Er wählte die Nummer der Polizei. »Geben Sie mir die Mordkommission.«

Eine Frau verband ihn mit dem Leiter der Rufbereitschaft 3.

»Taut«, meldete sich eine ruhige Stimme.

»Spreche ich mit der Mordkommission?«

»Ja.«

»Bearbeiten Sie die Fälle Holler und Enheim?«

»Ja.«

»Schützen Sie Holler. Er wird sonst umgebracht. Genauso wie Enheim.«

»Wer sind Sie?«

»Einer, der weiß, dass Holler in Gefahr ist. Schützen Sie ihn.«

XIV

Stachelmanns Augen brannten. Er stieg in seinen Golf und fuhr zurück zum Haus Morgenland. Er hoffte, sein Verfolger hatte aufgegeben. Er redete sich zu, die Angst zu überwinden. »Sei keine Flasche«, sagte er halblaut. »Du gehst ins Hotel, durch den Hintereingang, machst kein Licht an, schleichst dich in dein Zimmer und duschst erst mal.« Er ging ins Hotelzimmer und schloss von innen ab, die Angst lauerte in jeder Ecke. Er zog sich aus und duschte. Dann nahm er frische Kleidung aus dem Koffer. Er holte die kopierten Aktenseiten aus seiner Jacke, setzte sich an den Schreibtisch und las.

Der SA-Standartenführer Enheim, Wirtschaftsberater der NSDAP-Gauleitung Hamburg, schrieb an Pohl, damals Chef des SS-Hauptamts. Der Brief trug das Datum des 12. Februar 1941. Der Ton zeigte, dass Enheim Pohl schon länger kannte. Der Jude Robert Israel Zucker sei im November 1939 nach dem Osten verreist. Er wisse aber nicht, wohin. *Ich bitte Sie, verehrter Kamerad Pohl, den Aufenthalt des Juden Zucker herauszufinden und ihn bestätigen zu lassen, dass ich dessen ehemaligen Besitz Grindelallee 53a in Hamburg rechtlich einwandfrei erworben habe, und zwar vor dem 8. November 1938. Die Dokumente, die diesen Kauf bestätigen, habe ich angefügt.* Stachelmann hatte keine angefügten Dokumente entdeckt. *Wenn Sie, verehrter Kamerad Pohl, den Juden Zucker zu einer Bestätigung veranlasst haben, dann schicken Sie diese bitte an die Finanzbehörde Hamburg, z. Hd. des Oberscharführer Schirmer, der mir seine Unterstützung angeboten hat für den Fall, dass ich den rechtlich einwandfreien Erwerb des Anwesens Grindelallee 53a nachweisen kann. Wenn ich dies nicht nachweisen kann, fällt das Besitztum an die Finanzbehörde beziehungsweise das Deutsche Reich, und mir droht der Verlust des Kaufpreises.*

Das andere Dokument war ein Schreiben des Hauptamts SS-Gericht an Pohl vom Juli 1941. Stachelmann überflog es, entdeckte die Namen Holler, Grothe, Ammann, Meier, schloss einmal kurz die vor Müdigkeit brennenden Augen und las. Es war eine Antwort auf einen Brief von Pohl an das Hauptamt. Das Hauptamt SS-Gericht unterrichtete den Kameraden Pohl, es habe *in dieser Sache Rücksprache gehalten mit dem RF-SS und ist zu der Entscheidung gekommen, das Verfahren gegen den Sturmbannführer Holler, die Hauptscharführer Ammann, Meier und Grothe sowie weitere Kameraden einzustellen. Die betreffenden Erwerbungen der verdienten Kameraden sind rechtlich nicht zu beanstanden. In dieser heldenhaften Zeit, in der die Schutzstaffel unermesslichen Herausforderungen im Kampf gegen unsere Feinde im Äußeren wie im Innern ausgesetzt ist, grenzt es an Wehrkraftzersetzung, dieses überflüssige und ehrabschneidende Verfahren weiter zu betreiben. Der RF-SS hat zugesichert, die Sache dem Reichsfinanzminister vorzutragen. Außerdem wurde die Stapo-Leitstelle Hamburg angewiesen, auf die dortigen Finanzbehörden in diesem Sinne einzuwirken. Sie können also davon ausgehen, dass der Fall in kürzester Zeit zu den Akten gelegt sein wird.*

Stachelmann legte sich aufs Bett und kämpfte gegen die Müdigkeit. Die Sache schien einfach. Enheim und ein paar SS-Kameraden hatten Juden um ihr Eigentum gebracht. Da es sich um kluge Leute handelte, haben sie so getan, als hätten sie irgendein Haus oder Grundstück von irgendeinem Hamburger Bürger gekauft. Wüsste man nicht, dass die Juden seit 1933 aus dem öffentlichen Leben verdrängt wurden, dass die Entjudung der Wirtschaft bedeutete, die Juden auszurauben und ins Ausland zu vertreiben, bis mit Kriegsbeginn der Mord an die Stelle der Auswanderung trat, wüsste man dies und vieles andere nicht, man könnte glauben, es handelte sich um legale Geschäfte zum Nutzen des Käufers und des Verkäufers. Es waren aber erzwungene Verkäufe, oft an Nazis, die sich bereichern wollten, bevor

der Staat das Judeigentum beschlagnahmte, natürlich mit Grundbucheintrag in den Amtsgerichten. Stachelmann erinnerte sich an Diskussionen in seinen Seminaren. Was viele Studenten zuerst nicht begriffen. Die Hauptbedrohung für die Juden bis zum Beginn ihrer Ausrottung waren nicht die SA-Horden, die sich auf das Judenblut freuten, das vom Messer spritzen sollte. Das war nicht die Gestapo mit ihren Verhaftungen in der Nacht und ihren Folterkellern. Das waren nicht die Gerichte mit ihren Rasseschandeurteilen. Die Hauptbedrohung waren die Finanzämter, die Beamten, die per Federstrich Existenzen vernichteten. Vor dem Mord stand die Ausplünderung.

Die beiden Dokumente aus der Kopierfirma zeigten, dass sich die Hamburger Finanzbehörde gestritten hatte mit SS-Leuten über Judeigentum. Die Finanzbehörde hatte sich an das Hauptamt SS-Gericht gewandt und die SS-Leute angeschwärzt. Üblich war in solchen Fällen der Vorwurf der Korruption und Bereicherung. Die SS-Leute hatten sich Eigentum verschafft, das der Staat für sich beanspruchte. Judeigentum war Feindvermögen, und das war von Staats wegen einzuziehen. Das Hauptamt SS-Gericht, die SS-interne Untersuchungsbehörde, hatte den Fall geprüft. Nach Intervention von Pohl und dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler wurde das Verfahren niedergeschlagen, und die Kämpfer an der Judenfront siegten heldenhaft.

Stachelmann kannte solche Fälle. Oberschlaue Nazis machten sich an Juden heran, bedrängten sie, drohten ihnen, schlugen sie, erpressten sie, ließen sie um ihr Leben und das ihrer Angehörigen zittern und präsentierten schließlich einen Kaufvertrag.

Superschlaue drehten die Sache anders. Sie versprachen Juden, ihr Eigentum zu verwahren, bis bessere Zeiten kämen. Als bessere Zeiten kamen, der Krieg zu Ende war, da überfiel diese Judenfreunde das Vergessen, eine Krankheit, die in Deutschland nach der Niederlage 1945 um sich griff, schlimmer als die asiatische Grippe. Da kannten neue Eigentümer die alten nicht mehr,

wussten Deutsche nicht, wem das gehört hatte, was sie auf Straßen gekauft oder ersteigert hatten. Und die Finanzbeamten hielten sich weiter an das Gesetz.

Die Namen Enheim und Holler kannte Stachelmann, die anderen nicht. Enheim und Holler waren Makler, Enheim war ermordet worden, das hatte er gelesen, Holler hatte seine Frau und zwei Kinder verloren. Wer waren Grothe, Meier und Ammann? Es waren Hamburger SS-Leute, die Juden ausgeplündert hatten und deswegen Ärger bekamen. Wenn er zurück war in Hamburg, würde er mehr herausfinden. Vielleicht ging es aber auch schneller.

Er hatte es nicht gemerkt, er war eingeschlafen. Die Sonne schien ihm ins Gesicht. Er blinzelte, schloss die Augen. Ihm fielen die Akten ein, die er kopiert hatte. Was sollte er jetzt tun? Zurück nach Hamburg oder nach Weimar? Er entschied sich für Weimar. Er stand auf und schloss sein Notebook an die Telefondose an. Er wartete, bis die Internetverbindung stand, und rief dann die Seite der Online-Telefonauskunft auf. Er gab den Namen Ammann ein, der Bildschirm zeigte drei Einträge. Grothe war häufiger vertreten. Er verzichtete darauf, Meier einzugeben.

Holler und Enheim waren Makler. Der junge Holler hatte seine Firma geerbt vom alten Holler, dem SS-Mann. Der SS-Offizier Robert Enheim hatte Judeneigentum geraubt, und wenn Norbert Enheim sein Sohn war, dann ähnelte der eine Fall dem anderen. Nach dem Krieg wurden aus den SS-Räubern Immobilienmakler, und das Startkapital verdankten sie womöglich einem Diebstahl, den Himmler und das SS-Gericht deckten. Auch wenn die Kopien, die Stachelmann besaß, diesen Verlauf nicht bewiesen, so schien es doch widersinnig, die Sache anders zu interpretieren.

Stachelmann wählte auf seinem Handy Ossis Nummer.

»Winter.«

»Stachelmann. Heißt der ermordete Makler Norbert Enheim und trug sein Vater den Vornamen Robert?«

»Warum willst du das wissen? Der Präsident tobt, wenn er auch nur riecht, dass du dich einmischst in unseren Fall. Und ich tobe mit.«

»Reg dich ab, immerhin habe ich euch gerade den ganz heißen Tipp gegeben. Stell dich nicht so an, beantworte meine Fragen. Das sind doch keine Staatsgeheimnisse.«

Ossi schnaufte. »Ist ja gut. Norbert ist richtig. Robert weiß ich nicht, ich kriege es raus und sag es dir. Wenn du etwas herausfindest, was uns helfen könnte, sag es. Wenn nicht, kriegst du Ärger.«

»Ihr sitzt auf dem Trockenen, stimmt's.«

»Ist eine zähe Geschichte.«

»Anders kann ich mir dein freundliches Entgegenkommen auch nicht erklären.« Stachelmann legte auf.

Er packte seine Sachen, bezahlte die Hotelrechnung und fuhr los. Der Weg nach Weimar war weit. Er führte teilweise über Rumpelstrecken, Autobahnstücke aus DDR-Zeiten, die noch nicht in Baustellen verwandelt waren. Immer wieder blickte Stachelmann in den Rückspiegel, um herauszufinden, ob ihm einer folgte. Es sah nicht danach aus. Der Verkehr staute sich an Engpässen. Oft stand Stachelmann und fand Zeit nachzudenken. Ein Bild drängte sich ihm auf. Eine Verschwörung, die die Zeit überdauert hatte. Ihm fehlten Beweise, er würde sie suchen. Das Handy klingelte. Ossi meldete sich.

»Robert, du hattest Recht. Woher weißt du das?«

»Reiner Zufall. Robert Enheim war bei der Hamburger Gesta-po.« Stachelmann steuerte einen Parkplatz an. Er stellte seinen Golf hinter einen Wohnwagen.

»Aha«, sagte Ossi. »Und mein Alter war Oberleutnant in der Wehrmacht und Hitler-Fan. Was sagt uns das?«

»Das sagt uns, dass die Lösung deiner Mordfälle mehr als ein halbes Jahrhundert in der Vergangenheit zu suchen ist.«

»Quatsch«, erwiderte Ossi. Er lachte. »Wir stecken zwar fest, aber da ist ein Licht am Horizont. Da gibt es Makler, die haben dem Holler ihre Firmen verkauft. In allen Fällen scheint es Zoff gegeben zu haben. Oder würdest du dir ein paar hunderttausend Mark freiwillig wieder abknöpfen lassen? Einer dieser Makler scheint die Sache in den falschen Hals bekommen zu haben und ist ausgerastet.«

»Aber das erklärt den Mord an Enheim nicht.«

»Noch nicht. Vielleicht wollten sich zwei oder drei an Holler rächen, und Enheim ist aus der Reihe getanz. Vielleicht hat Enheim Holler bedroht, und der hatte jemanden an der Hand, der ihm die Arbeit abnahm.«

»Wie heißen die anderen Makler?«

»Helmut Fleischer, Karl Markwart, Otto Grothe, Otto Prugate, Johann-Peter Meier, Ferdinand Meiser, Gottlob Ammann.«

»Und du bist ganz sicher, dass ich dir nicht helfen kann?«

»Da ist sich auf jeden Fall unser Präsident ganz sicher. Deinen Abgang wird er dir nie verzeihen. Aber abgesehen davon, Morde haben fast immer einfache Gründe, und die Ursachen liegen zeitlich dicht vor der Tat. Es sei denn, es geht um Familien, da können sich Hass und Verzweiflung über viele Jahre aufbauen. In unserem Fall geht es nicht um einen Familienkrach, sondern um einen Irren, der sich vorgenommen hat, die Familie eines Maklers auszurotten. Und es geht um einen ehemaligen Makler, einen alten Mann, der mit einem zerschossenen Kopf am Schreibtisch saß. Vielleicht haben Enheim und Holler auch gemeinsam einen über den Tisch gezogen, oder einer sieht sich als ihr Opfer, was auch immer? Du kannst das nicht wissen, die Ursachen von Kapitalverbrechen sind Eifersucht, Neid, Erpres-

sung und Geld. Die Geschichte kommt darin nicht vor.«

»Wenn du meinst«, sagte Stachelmann und trennte die Verbindung. Er war die Belehrung leid.

Der Parkplatz war fast voll. Deutschland fuhr in Urlaub. Kinder tobten zwischen den Autos herum, Hunde wurden an die Böschung geführt, die den Parkplatz vom Wald trennte. Von der Autobahn her dröhnte der Verkehr.

Stachelmann spürte, er war der Sache näher als die Polizei. Sie wollten seine Hilfe nicht. Er lachte leise vor sich hin. Der Polizeipräsident war ein karrieregeiler Idiot und seine Untergebenen Ochsen. Mal sehen, wer die Morde aufklärt, mal sehen. Es gab eine Gruppe von SS-Männern in Hamburg, die sich an Judeigentum bereichert hatten. Es wunderte Stachelmann nicht mehr, dass die Namen der Makler, die Ossi genannt hatte, auch in den Aktenkopien standen. Es war Streit ausgebrochen zwischen der SS-Mafia und der Finanzbehörde. In dem Streit wandten sich die SS-Leute an Pohl, und der holte sich Rückendeckung bei Himmler. Es ging ja nicht an, dass eine Finanzbehörde die Mitstreiter des Reichsführers behelligte und beim Hauptamt SS-Gericht anschwärzte. Soweit schien der Fall klar. Daraus ließen sich Konstellationen ableiten. Warum musste Norbert Enheim sterben? Er war der Sohn eines Goldfasans, der Vater gehörte nicht zur SS, sondern war Wirtschaftsfunktionär der Partei. Stachelmann merkte, wie wenig er wusste. Was er erfuhr und erriet, vergrößerte nur die Zahl seiner Fragen. Je tiefer er sich in die Sache hineinwühlte, desto tiefer versank er im Chaos. Sein Hochgefühl verwandelte sich in Niedergeschlagenheit.

Das Handy klingelte.

»Wie geht es dir?« Es war Anne.

Was sollte er antworten? Er begriff nicht, wie es ihm ging. Vorhin war er obenauf, nun war er unten. »Es geht«, sagte er.

»Wo bist du?«

Auf der Flucht vor meinem Mörder. Auf der Suche nach

Wahrheit. »Ich stehe auf einem Autobahnparkplatz und mache eine Pause. Nachher fahre ich weiter nach Weimar.«

»Ist viel los auf der Autobahn?«

»Ja, aber ich werde schon ankommen.«

»Hat die Recherche in Berlin etwas gebracht?«

Eigentlich weiß ich schon alles über meine Habilitation. Ich scheitere an ihr, nicht weil Material fehlt, sondern weil ich nicht taue zum Historiker. Seit ich in Berlin war, sind seltsame Dinge passiert. Was wäre geschehen, wenn Anne mitgekommen wäre? »Ja und nein. Zu meinem Thema habe ich nichts wirklich Neues gefunden. Aber ich habe anderes entdeckt. Etwas, was vielleicht mit diesen Morden in Hamburg zu tun hat.«

»Es lässt dich nicht los. Findest du nicht, die Polizei ist dafür da, Mörder zu fangen. Wir Historiker fangen keine Mörder, es sei denn, sie sind lange tot.«

Stachelmann mühte sich, er wollte lachen. Wie über einen guten Witz. Stattdessen fragte er: »Was macht der Kongress? Fängt der nicht am Wochenende an?«

»Ja, Bohming sagt, ich soll ihn begleiten. Aber eigentlich ist alle Arbeit getan. Er wird ein grandioses Referat halten, alle Fragen stellen und keine beantworten. Sich engagieren, aber sich nicht festlegen. Er wird den Überlegenen geben, der die Metaphysik allen wissenschaftlichen Streits verkörpert, der Hegel des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Der den Widerspruch nicht löst, weil er ihn für nötig hält.«

»Und diesen ganzen Quatsch hast du ihm aufschreiben müssen?«

»Er hat sich schon beteiligt, vor allem mit sagenhaften Direktiven. Da kann man als Historikerazubi richtig was lernen.« Sie lachte. »Aber lenk nicht ab, was treibst du in den Archiven, wenn du nicht zu deiner Habil forschst?«

»Ich bin auf Namen gestoßen, die in Verbindung stehen zu den

Holler-Morden. Zum Beispiel auf einen SA-Heini namens Robert Enheim.«

»Der ermordete Makler?«

»Nein, der Vater. Jedenfalls hieß Norbert Enheims Vater Robert.«

»Ja, und?«

»Ich glaube, es gab in Hamburg eine Gruppe von Nazis, die das mit der Arisierung als persönliche Aufforderung verstanden haben. Sie haben sich bereichert an Judeigentum. Das Finanzamt wollte es ihnen wegnehmen, aber mit Hilfe von Himmler und Pohl durften sie es behalten. Wir sollten rauskriegen, wem sie das Eigentum weggenommen haben. Und wir sollten rauskriegen, warum sie es nach 45 behalten konnten, obwohl sie laut Wiedergutmachungsgesetzgebung Pflichtige waren.«

»Was waren die?«

»Pflichtige. So nannte das Gesetz Leute, die Besitz anzeigen mussten, den sie in der Nazizeit von Juden erworben hatten.«

»Ach so, ich hatte es nur nicht richtig gehört. Die Verbindung ist nicht toll. Und jetzt suchst du unter den Opfern den Täter, der die Hollers und den Enheim ermordet hat.«

Es traf Stachelmann wie ein Schlag. Warum war er nicht auf das Nahe liegende gekommen?

»Bist du noch dran?«

»Ja, ja.« Sie hatte Recht. Es waren Verbrechen geschehen, deren Ursache andere Verbrechen sein konnten. Verbrechen etwa, die nicht gesühnt wurden, wenigstens nach Ansicht überlebender Opfer. Das war eine neue Spur. Aber schloss sie andere Variationen aus? Etwa einen Streit unter ehemaligen Nazis um die Beute? Es konnte alles ganz anders sein.

»Hallo, Josef, gibt es dich noch?«

»Ich musste gerade an was denken.«

»Das dauert doch sonst nicht so lange bei dir.«

»Ich werde alt«, sagte er. Aber welchen Platz hatten die beiden Typen von der Hamburger Finanzbehörde in seinem Gedankenkonstrukt? »Du hast mich da auf eine Idee gebracht, der ich nachgehen werde, sobald ich zurück bin in Hamburg.«

»O, lass mich deine Muse sein, Meister. Was immer du vorhast, um die Welt vom Verbrechen zu befreien, ich kämpfe an deiner Seite. Der Urlaub ist sowieso versaut.«

»Verscheißern kann ich mich selbst. Aber ich nehme dich beim Wort. Wenn ich zurück bin, mischen wir die Hamburger Nazis auf, bis es raucht.«

»Das machen wir«, sagte sie. »Aber nur wenn du nicht mehr beleidigt bist.«

»Ich weiß nicht mal, was das ist. Tschüss!«

Er schaute in den Rückspiegel. Der Wagen, der hinter ihm gestanden hatte, war verschwunden. Ein Fiat-Ableger aus Polen füllte nun den Spiegel. Darin ein Paar mit drei Kindern. Gepäck auf dem Dach. Die Kinder spielten am Auto, die Eltern saßen auf einer Bank und hielten sich an der Hand. Sein Rücken begann zu schmerzen, der Schmerz zog vom Steißbein zur Halswirbelsäule und griff dann nach vorn, zu den Brustwirbeln. Stachelmann schluckte eine Tablette und wartete.

Als die Tablette zu wirken schien, verließ er den Parkplatz, der Verkehr floss. Er fand im Radio einen Klassiksender. Er schaute in den Rückspiegel, ein silbergrauer Opel fuhr dicht hinter ihm her. Etwas irritierte ihn. Der Fahrer im Opel hatte weiße Haare. Stachelmann ging vom Gas. Der Opel hielt den Abstand. Stachelmann beschleunigte, der Opel beschleunigte auch. Stachelmann wartete bis zum nächsten Parkplatz und verließ die Autobahn. Der Opel folgte. Stachelmann fuhr bis zum Ende des Parkplatzes und hielt, der Opel stand am Anfang. Der Fahrer blieb am Steuer sitzen. Stachelmann stieg aus und näherte sich dem Opel, wenige Wagenlängen vor dem Auto blieb er stehen. Er sah einen alten Mann, der spielte an irgendetwas in seinem

Auto herum. Der Mann schaute nicht in seine Richtung, doch Stachelmann fühlte sich beobachtet. Er traute sich nicht, sich dem Opel weiter zu nähern, ging zurück zu seinem Golf und setzte sich hinters Steuer. Er startete den Motor und wartete. Im Rückspiegel sah er den Opel stehen. Der Fahrer saß am Steuer. Dann schob sich ein Laster mit Anhänger zwischen Stachelmann und den Opel. Stachelmann gab Gas, raste auf die Beschleunigungsspur und fädelt sich in den Verkehr ein. Er zog den Wagen auf die linke Spur. Das Auto vor ihm scheuchte er mit der Lichthupe auf die rechte Spur. Er musste grinsen. Jetzt fährst du schon wie einer von diesen Deppen. Eine Ausfahrt wurde angezeigt: Beelitz. Als die Ausfahrt noch fünfhundert Meter entfernt war, steuerte er den Wagen in eine winzige Lücke vor einem Lastwagen. Hinter ihm hupte es mehrfach. Er nahm die Ausfahrt, an deren Ende bog er links ab, überquerte die Autobahn auf einer Brücke und nahm die Auffahrt in der Gegenrichtung. An der nächsten Ausfahrt verließ er die Autobahn wieder. Er schaute in den Rückspiegel, der Opel war nicht zu sehen. Es war unwahrscheinlich, dass der Mann im Opel beobachtet hatte, wie Stachelmann die Autobahn verließ.

Er fuhr schnell in Richtung Osten, bog an einigen Kreuzungen ab. Er erreichte Hennickendorf, dort stellte er seinen Wagen in den Schatten einer Linde und stieg aus. Das Dorf bestand aus wenigen Häusern, dazu ein paar Ställe und Scheunen. Einige Häuser und Wirtschaftsgebäude verfielen. Er blickte in eine Einfahrt zu einer riesigen Anlage aus Ställen, sie hatte einst der LPG Tierproduktion »Friedrich Engels« gehört. Die Ställe mussten seit Jahren leer stehen, Autowracks und ein rostiger Kinderwagen auf dem Hof, Glassplitter. Es war ruhig. Ein paar Hühner pickten auf dem Asphalt der Dorfstraße. Stachelmann hatte einmal als Student einer Delegation in die DDR angehört, organisiert von Heidelberger Kommunisten. Da wurde einem die Überlegenheit des Sozialismus vorgeführt. Sie besuchten auch eine LPG. Nie würde er vergessen, was ihr Vorsitzender

seinen Gästen sagte zur Begrüßung: »Genossen, auch in der Tierproduktion steht der Mensch im Mittelpunkt.« Das war lange her. Heute war er auf der Flucht vor einem Irren, der ihn töten wollte.

Warum? Stachelmann hatte sich schon im Krankenhaus den Kopf darüber zerbrochen. Es gab drei Möglichkeiten. Der Kerl war durchgeknallt und hatte sich Stachelmann als Opfer ausgesucht, weil ihm seine Haarfarbe nicht passte. Oder es hing mit seinen Recherchen zusammen. Oder Stachelmann war durchgeknallt, bildete sich den Schubser auf dem Bahngleis nur ein und litt unter Verfolgungswahn. Das traute er sich zu. Der Opel hatte ihn verfolgt, oder war es Einbildung? Stachelmann konnte sich die Sache so vorstellen, dass aus der Verfolgungsjagd ein Zusammentreffen von Zufällen wurde. Er hatte von Autofahrern gehört, die sich die Langeweile auf der Autobahn vertrieben, indem sie sich an einen anderen hängten. Sie fühlten sich besser in Gesellschaft.

Das Grübeln brachte ihn nicht weiter. Wenn der Mann ihn ermorden wollte, dann würde er es in Weimar vielleicht wieder versuchen. Woher wusste der Mann überhaupt, dass sich Stachelmann in Berlin aufhielt? Warum, verdammt, fiel ihm diese einfache Frage erst jetzt ein?

Er setzte sich in den Schatten der Linde auf eine Mauer, die einen kleinen Friedhof von der Straße abgrenzte.

Wer wusste von seinen Recherchen in Berlin und Weimar? Bohming, Anne, Renate Breuer, vielleicht noch dieser oder jener Kollege. Vielleicht hatte es sich unter Studenten herumgesprochen, aber das war unwahrscheinlich. Hatte er im Seminar etwas erzählt? Nein, er hatte die Absicht gehabt, um seinen Studenten die Archivarbeit schmackhaft zu machen. Er hatte dann aber doch nichts gesagt, weil er Angst bekam, Alicia könnte ihn verfolgen.

Dann fiel ihm der Besuch bei Holler ein. Er hatte es Holler er-

zählt, beiläufig, wie um seine Existenz als Historiker zu rechtfertigen. Er rechtfertigte sich oft, wenn es nicht angemessen war.

Ein Traktor, grün, alt, schmutzig, dröhnte und klapperte die Pflastersteinstraße entlang. Er zog einen Hänger, auf ihm saßen zwei Kinder und starrten den Fremden an.

Wenn Holler Stachelmanns Recherchen fürchtete, hatte er einen Grund, ihn zu töten. Womöglich ging es um seine Existenz. Konnte doch sein, dass Stachelmann etwas fand, das Holler vernichtete. Nein, widersprach sich Stachelmann. Wie alt wird Holler sein? Sagen wir, Ende vierzig, Anfang fünfzig. Er konnte in den Akten, die Stachelmann las, nicht auftauchen. Und Holler wusste, dass es unmöglich war. Aber sein Vater tauchte in den Akten auf. Herrmann Holler war SS-Offizier gewesen und hatte sich an Judeneigentum bereichert. Er hatte Himmler und Pohl in Bewegung gesetzt, um zu behalten, was er geraubt hatte. Und nun waren zwei seiner Enkelkinder und seine Schwiegertochter ermordet worden. Auch Robert Enheims Sohn war tot. Die Polizistin war überfahren worden. Jemand hatte Stachelmann auf Bahngleise gestoßen, er erinnerte sich an das sonnengebräunte alte Gesicht, oder war es ein schlechter Traum gewesen? Und Ulrike Kreimeier war vielleicht auf die Spur des oder der Mörder gestoßen und musste dafür sterben. Er wollte glauben, es hing alles zusammen. Aber er hatte keinen Beweis dafür.

Wenn alle Fälle zusammenhingen, dann war er selbst das nächste Opfer. Dann suchte ein Mörder nach ihm, einer, der keine Hemmung hatte, Kinder zu töten. Der Mann war ein Monster.

Er ordnete seine Gedanken, wie er es immer tat, wenn er auf eine Frage stieß, deren Antwort nicht offenkundig war. Während er ordnete, begannen seine Hände zu zittern. Magen und Darm verspannten sich zu einem Krampf. Es wurde ihm kalt und heiß zugleich, kalter Schweiß rann über sein Gesicht. Es dauerte einige Augenblicke, bis er die Signale des Körpers verstand. Noch

nie in seinem Leben hatte er mehr Angst gehabt als jetzt. Wenn seine Arbeitshypothese stimmte und der Mörder sogar Polizisten und Kinder tötete, dann war Stachelmann weiter in Lebensgefahr, so lange, bis der Fall gelöst war. Dann mochte der Opel ein Verfolgerauto gewesen sein oder nicht, dann wartete in Weimar der Tod. Ein zweites Mal würde der Mörder es nicht vermasseln. Er würde ein noch höheres Risiko eingehen als beim letzten Anschlag, weil er glauben musste, Stachelmann habe etwas herausgefunden.

Stachelmann schaute sich um. Es war früher Nachmittag, der Schatten der Linde wanderte auf den Friedhof. Stachelmann hielt die Hand vor die Augen, dann folgte sein Blick der Pflasterstraße. Hinten sah er ein silbernes Auto, die Luft flimmerte. Wie gelähmt startete Stachelmann dem Auto entgegen, es zog eine Staubfahne hinter sich her. Ein Impuls sagte ihm, er solle fliehen. Aber sein Körper bewegte sich nicht. Er spürte die Hitze nicht mehr, schaute nur nach dem Auto. Am Steuer saß ein Mann mit weißen Haaren. Ein Audi, silbermetallic. Stachelmann erkannte das Kennzeichen: MOL, ein Mann aus diesem Landkreis. Der Wagen fuhr vorbei, Staub bedeckte Stachelmann.

Er brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, dass er weinte. Er war von der Mauer gerutscht, lehnte sich mit dem Rücken an sie, saß auf dem Gras des Straßenrands. Er fasste sich an die Augen und spürte die Tränen auf seinen Händen. Er zog ein Taschentuch aus der Hosentasche, trocknete das Gesicht. Sein Körper zitterte. Er zwang sich, kräftig und ruhig zu atmen. Ein Schatten fiel auf ihn. Vor ihm stand ein Hund, schaute ihn mit schrägem Kopf an. Stachelmann fühlte sich schwach, als er sich erhob. Das Zittern war schwächer geworden. Er setzte Fuß vor Fuß, prüfte seine Atmung. Er öffnete die Autotür, heiße Luft strömte ihm entgegen. Er setzte sich auf den Fahrersitz, streckte sich auf die andere Seite und öffnete die Beifahrertür. Er saß im Luftzug, der Hund war ihm gefolgt. Er schnüffelte an der Fahrertür.

Stachelmann verließ den Wagen, der Hund pinkelte an den linken Vorderreifen. Stachelmann nahm seine Aktentasche aus dem Kofferraum, er musste wühlen, bis er sein Adressbuch fand. Er blätterte bis zum Buchstaben D und wählte Annes Handynummer. Sie nahm gleich ab.

»Kann ich zu dir kommen, für ein paar Tage?«

Sie antwortete nicht gleich. »Was ist los? Ist dir was passiert?«

»So kann man es sagen.« Er mühte sich, seiner Stimme Kraft zu geben.

»Du hörst dich an, als wärst du krank.«

»Ich bin gesund. Sogar noch am Leben.« Er lachte.

»Hattest du einen Unfall?«

»Ich hatte einen Einfall, und der bringt mich in Schwulitäten.«

»Wo bist du?«

»In einem Kaff irgendwo in Brandenburg oder Sachsen-Anhalt.«

»Ich dachte, du wolltest nach Weimar.«

»Das dachte ich auch, bis ich meinen Einfall bekam.«

»Sei mir nicht böse, aber du redest ziemlich wirres Zeug.«

»Das entspricht meinem geistigen Zustand. Kann ich kommen?«

»Komm.«

»Und der Kongress?«

»Das kriege ich hin.«

Auf den ersten Kilometern seiner Fahrt nach Hamburg war er sicher, im Straßengraben zu landen. Aber das Zittern ließ nach, und er begann sich auf die Straße zu konzentrieren. Hin und wieder warf er einen Blick in den Rückspiegel. Er hielt nur einmal an, um zu tanken. Dann raste er weiter. Wenn später jemand das Wort Tunnelblick benutzte, dachte Stachelmann immer an

diese Fahrt über den Berliner Ring nach Hamburg. Es war noch hell, als er den Wagen in einer Seitenstraße nahe von Annes Wohnung parkte. Nicht zu dicht, dachte er, falls dir einer folgt. Er stieg die Treppe hoch bis zur Wohnungstür und klingelte.

Anne stand in der Tür und sagte: »Mein Gott, wie siehst du aus! Hast du getrunken?«

Er schüttelte den Kopf und ging hinein. Er zog die Tür ins Schloss und drehte den Schlüssel innen um.

Sie schaute ihn an, als wäre er ein Wesen aus einer anderen Welt.

Er ging zum Wohnzimmer und ließ sich auf das Sofa fallen. Sie stellte sich vor ihn hin. »Hast du Hunger, Durst?«

»Etwas zu trinken, bitte.«

Sie kam mit einer Flasche Mineralwasser und zwei Gläsern zurück. Sie schenkte ein und reichte ihm ein Glas. Sie setzte sich auf einen Sessel ihm schräg gegenüber. Sie sah ihm zu, wie er trank. Wasser lief ihm am Kinn entlang, er wischte es mit dem Handrücken weg. Sie schüttelte leicht ihren Kopf. »Was hast du angestellt?«

»Nichts. Jedenfalls weiß ich von nichts. Ich hab's dir doch erzählt, hinter mir ist jemand her und will mich umbringen. Und auf der Fahrt nach Weimar hat er sich an mich drangehängt. Glaube ich jedenfalls.«

Sie blickte ihm in die Augen. »Wer?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe eine Vermutung, aber die ist mehr als nebelhaft.« Er berichtete kurz von seinen Erlebnissen.

Sie sah verwirrt aus, wusste nicht, was sie von seiner Geschichte halten sollte. Sie stand auf und ging zum Fenster.

»Aber es muss doch eine Erklärung geben.« Sie blickte hinunter auf die Straße. »Ist dir einer gefolgt?«

Stachelmann hatte auf der Rückfahrt immer wieder in der Spiegel geguckt. »Nein. Ich hätte es merken müssen.«

»Ich lese nicht viele Krimis, aber dass einer einem unauffällig folgen kann, weiß sogar ich.«

»Ich hätte nicht herkommen sollen«, sagte Stachelmann.

Sie schüttelte den Kopf. »Du durftest nicht nach Hause fahren. Vielleicht warten sie dort schon auf dich.«

»Sie?«

»Wer auch immer. Ich kann mich jetzt revanchieren. Ich hab ein gutes Sofa.«

»Und was ist mit dem Kongress?«

»Da bin ich verschwunden. Schwere familiäre Probleme.« Sie kicherte.

Er spürte die Anstrengung und die Müdigkeit. Seine Beine waren schwer.

Sie schaute noch einmal aus dem Fenster, dann sagte sie: »Du hast bestimmt Hunger.« Sie wartete nicht auf eine Antwort und verließ das Wohnzimmer. Er hörte, wie sie in der Küche arbeitete.

Er wachte auf, als ihm ein Sonnenstrahl ins Gesicht schien. Es roch nach Kaffee. Im Flur hörte er Schritte. Anne kam ins Wohnzimmer und grinste. »Zur Strafe sollte ich dir unser Abendbrot zum Frühstück vorsetzen. Du bist gestern eingeschlafen, kaum hatte ich mich in die Küche verkrümelt. Aber gnädig und gastfreundlich, wie ich leider bin, spendiere ich dir ein ordentliches Frühstück.«

Stachelmann schaute an sich hinunter. Er lag auf dem Sofa in seiner Kleidung von gestern. Er war ausgeschlafen, konnte sich nicht an einen Traum erinnern. Er fühlte sich einigermaßen. Allmählich sickerte die Erinnerung in sein Bewusstsein. Er war nicht mehr so hilflos wie gestern Abend, die Angst hatte einen Teil ihrer Macht verloren.

»Und wenn du willst, besorge ich dir auch anständige Klamot-

ten. Ich kann dir ein paar Mark vorstrecken.«

»Diese Bewegung auf dem internationalen Finanzmarkt klären wir nach dem Frühstück, wenn du mich so lange stinkend erträgst.«

»Es gibt Schlimmeres«, sagte sie und lachte. »Zum Beispiel den berühmten Aktenfressermörder.«

»Über mein schreckliches Ende würde eine pietätvolle Frau keine Witze machen.«

Sie frühstückten.

»Und wie weiter?«, fragte Anne. »Geh zur Polizei.«

»Nein, die halten mich für verrückt.«

»Sei nicht beleidigt.«

»Versteh bitte, ich war bei der Polizei. Ich habe den Anschlag auf mich angezeigt. Ich habe Ossi informiert, und an meinem Krankenhausbett saß ein Berliner Jungbulle und hat brav meine Leidensgeschichte aufgeschrieben. Aber sie haben mir kein Wort geglaubt.«

»Und wenn du denen Dampf machst.«

»Energieverschwendung. Ich hab auch keine Lust, mich zum Affen zu machen. Über die Holler-Geschichte weiß ich inzwischen mehr als die Polizei, und den Rest kriege ich auch noch raus.« Er berichtete von seinem Einbruch in der Kopierfirma. Er ging in den Flur und zog aus der Innentasche seines Jacketts die Dokumente, die er kopiert hatte.

Sie las die Akten. »Ich verstehe nicht ganz ...«

»Ich auch nicht. Aber eindeutig ist, dass es eine Gruppe von Nazifunktionären gab, die die Entjudung der Wirtschaft als ihre Privatangelegenheit begriffen haben. Sie haben Juden ausgeplündert, die auswanderten oder in die Gaskammern geschickt wurden. Sie haben ihren Geschäften den Schein der Legalität verpasst. Und sie haben, wie ich glaube, wenigstens einen Teil ihrer Beute nach dem Krieg gerettet. Und sie sind Zeit ihres

Lebens geachtete Bürger dieser Stadt gewesen. So viel, bilde ich mir ein, weiß ich schon. Und das ist nicht wenig. Auch wenn ich nichts davon beweisen kann.«

Sie nickte. »Und was willst du nun tun?«

»Ich werde mal schauen, wer von diesen ehrenwerten Herren noch unter den Lebenden weilt. Und wenn es noch einen gibt, dann kann ich ihn ja fragen, wie das damals war.«

»Ich mach mit«, sagte sie.

»Besser nicht, reicht ja, wenn einer auf die Gleise geschubst wird.«

»Besser, ich pass auf dich auf, du stolperst so gern.«

»Du glaubst mir also auch nicht.«

»Kein Wort.«

»Die ideale Grundlage unserer Zusammenarbeit. Hast du ein Telefonbuch?«

Sie holte es.

Stachelmann blätterte. Unter »A« fand er »Ammann«.

»So oft gibt's den Namen nicht, versuchen wir es gleich mit ihm.« Er wählte die Nummer. Es klingelte einige Male, bis abgehoben wurde.

»Spreche ich mit Herrn Ammann?«

»Und mit wem spreche ich?« Es war die Stimme eines alten Manns.

»Entschuldigung, ich habe vergessen, mich vorzustellen, Dr. Stachelmann.«

Anne zog die Augenbrauen nach oben und grinste. Sie drückte auf einen Knopf am Telefonapparat, sie streifte ihn mit ihren Haaren im Gesicht.

»Und was wollen Sie von mir?« Jetzt ertönte Ammanns Stimme auch aus dem Freisprechlautsprecher des Telefonapparats.

»Ich sitze mit meiner Kollegin an einer Recherche zur Ham-

burger Stadtgeschichte im Auftrag der Universität. Wir befassen uns zurzeit mit dem Zweiten Weltkrieg. Uns hat jemand gesagt, wir sollten mal Sie fragen, Sie wüssten da bestimmt einiges. Sie haben doch damals in der Stadtverwaltung gearbeitet?»

Die Antwort brauchte eine Weile. »Ja, so kann man das sagen. Aber ich wüsste nicht, was ich Ihnen erzählen sollte. Ich hatte damals nichts zu sagen.«

»Da hat mir jemand aber was anderes erzählt.«

»Und wer ist das?« Ammanns Stimme klang ängstlich und aggressiv zugleich.

»Quellenschutz«, sagte Stachelmann. »Wir haben dem Mann versprochen, wir halten seinen Namen geheim. Wir würden auch Ihren Namen geheim halten, wenn Sie es wünschen.«

»Ich bin nicht interessiert. Ich weiß nichts, was Sie weiterbringen könnte.« Er legte auf.

Stachelmann drückte die Wahlwiederholungstaste.

»Ja?«

»Dr. Stachelmann noch mal. Entschuldigen Sie, unser Gespräch wurde getrennt, von wegen moderne Technik bei der Telekom. Das Wichtigste hatte ich vergessen. Ich habe hier ein Dokument, in dem ein Hauptscharführer Ammann eine Rolle spielt. Das sind doch Sie, oder? Und Sie wollen doch bestimmt nicht in der Zeitung lesen, dass ein ehemaliger SS-Hauptscharführer Ammann genauso in Lebensgefahr schwebt wie ein gewisser Herr Enheim, dessen Vater Standartenführer der SA war.«

Schweigen. Stachelmann hörte Ammann schwer atmen.

»Wir möchten Sie gern besuchen, geht es heute Nachmittag?«

»Kommen Sie um zwei, die Adresse steht im Telefonbuch.« Ammann klang, als wäre er während des Gesprächs gealtert. Er legte auf.

»Ich gehe mal schnell vernünftige Klamotten und eine Zahn-

bürste für dich kaufen«, sagte Anne. »Hier um die Ecke gibt's einen Herrenausstatter und eine Drogerie. Du bleibst hier und schaust aus dem Fenster, ob mir einer hinterher läuft.«

Stachelmann öffnete sein Portemonnaie. Er gab ihr vierhundert Mark. Sie steckte die Geldscheine ein. Er stellte sich ans Fenster und verfolgte sie mit seinem Blick. Niemand lief ihr hinterher. In der Ferne sah sie noch zierlicher aus. Sie verschwand schließlich hinter einer Häuserecke.

Die Tür ihres Arbeitszimmers stand offen. Er zögerte, dann betrat er es. Es war klein. An der längeren Wand ein Regal, es reichte bis an die Decke. Die Bücher waren alphabetisch nach den Autorennamen geordnet. Unter »S« entdeckte er die beiden Bücher, die er geschrieben hatte. Seine Promotion über das KZ Buchenwald und ein Taschenbuch mit dem Titel »Vergessen und Verdrängen«, eine Polemik gegen die Geisteshaltung der meisten Westdeutschen nach dem Krieg. Er zog seine Promotionsarbeit aus dem Regal und schlug sie auf. Er blätterte, viele Stellen waren angestrichen. An manchen stand am Rand ein Ausrufezeichen. Das Taschenbuch sah genauso aus. Er stellte die Bücher zurück und setzte sich im Wohnzimmer aufs Sofa. Die beiden Dokumente lagen auf dem Tisch. Er musste sie in Sicherheit bringen.

Anne trug eine große und eine kleine Plastiktüte, als sie zurückkam. »Das müsste dir passen«, sagte sie. »Eher zu groß.« Sie stellte die große Tüte auf den Wohnzimmertisch und ging in die Küche. Stachelmann leerte die Tüte auf dem Sofa. Zwei Hemden, eine Hose, Socken, Unterwäsche, die Sachen gefielen ihm. Die Kleidungsstücke trugen keine Preisschilder. Stachelmann lehnte sich an den Türrahmen der Küche. »Du kriegst noch Geld von mir, stimmt's?«

»Nein, es wurde Zeit, dass du mal neue Klamotten anziehst. Ich mag Anzüge auch nicht, aber selbst Jeans haben ein Verfallsdatum.« Sie fasste sich an die Stirn. »Ach, das hätte ich fast vergessen.« Sie reichte ihm eine Zahnbürste. »Und jetzt ab ins

Bad, Sie stinken, Herr Doktor.«

Sie verließ die Wohnung und holte ihren kleinen Toyota. Er wartete am Hinterausgang, stieg schnell ein, als sie kam. Sie fand einen Parkplatz in der Nähe des Philosophentums. Sie betraten sein Büro, Stachelmann hielt die Aktenkopien in der Hand und überlegte, wo er sie verstecken konnte. Er fasste sich kurz an den Kopf, verließ das Zimmer und lief zum Kopierer. Es dauerte nicht lange, bis das Gerät warm gelaufen war und er die Akten kopieren konnte. Er steckte die neuen Kopien in die Jackentasche. Er ging zurück ins Zimmer. Er betrachtete den Berg der Schande, zog einen Ordner aus der Mitte heraus, öffnete ihn, nahm einige Seiten, legte die Kopien aus Berlin auf den Stapel und bedeckte sie mit dem Teil der Akten, den er abgehoben hatte. Dann schob er den Ordner in den Stapel zurück.

»Und die findest du nun wieder?« Es klang spöttisch.

Er antwortete nicht.

Er sah eilig die Post auf seinem Schreibtisch durch. Ein Schreiben des Bundesarchivs machte ihn neugierig. Er öffnete es, es war ein Rundschreiben an Benutzer. *Leider können wichtige Bestände auf unabsehbare Zeit nicht mehr genutzt werden. Durch einen bedauerlichen Zufall oder ein Verbrechen ist die Kopierfirma, der das Bundesarchiv die Kopieraufträge der Benutzer übertragen hat, niedergebrannt und mit ihr zahlreiche Aktenbestände. Bedauerlicherweise waren zum Zeitpunkt des Brandes besonders viele Akten in der Firma gelagert. Das Bundesarchiv bemüht sich, die zerstörten Bestände zu ersetzen, wo immer es möglich ist. Wir müssen aber davon ausgehen, dass es von den meisten verbrannten Akten keine Kopien gibt. Leider sollten Teile der Akten erst in den kommenden Monaten auf Mikrofiche übertragen werden ...*

Er reichte Anne den Brief. Sie las ihn und pfiff. »Schau an, das ist ja interessant. Da muss nach dir einer gezündelt haben.«

»Wäre schon ein arger Zufall, wenn sich die Akten selbst entzündet hätten.«

Sie fuhr gut. Er saß auf dem Beifahrersitz und überlegte, wie er Ammann beikommen konnte. Er hatte Angst vor dem Treffen. Vielleicht war Ammann verwickelt in diese Mordgeschichte. Möglich, dass er Enheim umgebracht hatte. Es war nicht einmal auszuschließen, dass er der Drahtzieher dieses Wahnsinns war, der Hamburgs Polizei und nun auch ihn beschäftigte.

Stachelmann hatte den Stadtplan auf den Knien und lotste Anne in die Hagedornstraße in Eppendorf. Sie verfahren sich nicht und waren pünktlich. Ein Polizeiauto stand auf der anderen Straßenseite, darin zwei Beamte. Sie verfolgten, was Ossi und Anne taten.

»So wohnt also ein Serienkiller«, sagte Anne, als sie vor Ammanns Haus standen.

Ammann öffnete die Tür gleich nach dem ersten Klingeln. Der Kerl ist durchgeknallt, dachte Stachelmann, als er ihn durch den Türspalt heraussehen sah.

»Sie sind Herr Dr. Stachelmann?«

»Ja, und das ist Frau Derling.«

Ammann winkte sie in die Wohnung. Jetzt sah Stachelmann, Ammann hatte Angst. Er führte seine Besucher ins Wohnzimmer und zeigte aufs Sofa. Ammann setzte sich auf die Vorderkante eines Sessels und schaute sie an. »Bitte?«

Stachelmann legte seine Aktenkopien auf den Wohnzimmertisch. Der Gestank in der Wohnung nahm ihm die Luft. »Das ist ein Teil der Akten, die wir an einem unbekannten Ort aufbewahren. Wir sind durch einen Zufall an diesen Bestand geraten, durch einen glücklichen Zufall.«

Ammann schaute ihn reglos an.

»Diese Kopien haben wir Ihnen nur mitgebracht, damit Sie einen ersten Eindruck unseres Materials bekommen. Bei Gelegen-

heit zeigen wir Ihnen gerne mehr.«

Ammann bewegte sich nicht. Auf seiner Stirn glitzerte eine Schweißperle.

»Wollen Sie uns nicht ein bisschen was erzählen vom Krieg?«

»Was soll ich da erzählen?« Er sprach leise.

»Na ja, wie Sie Ihre Feinde, die Juden, bekämpft haben.«

»Die Juden waren nicht meine Feinde, jedenfalls nicht die meisten von denen, die in Deutschland lebten.«

»Aber die im Ausland.«

»Die haben uns boykottiert. Sie haben von Anfang an gehetzt gegen das neue Deutschland. In Amerika und England, überall auf der Welt haben sie geschrien: Kauft nicht bei Deutschen! Da sind in Deutschland einigen die Sicherungen durchgebrannt. Man darf sich darüber nicht wundern, wenn man jahrelang auf einem Volk herumtrampelt. Denken Sie nur an Versailles!«

»Wegen Versailles haben Sie Juden ihr Eigentum abgenommen?«

»Das war Feindvermögen, ich habe das nicht bestimmt. Das war Göring mit seinem Vierjahresplan. Der Führer wollte die Juden aus Deutschland raus haben. Er hatte seine Gründe. Wir haben doch alle gehen lassen, die gehen wollten.«

»Viele«, sagte Stachelmann. »Aber die meisten habt ihr umgebracht.«

»Das ist nicht bewiesen! Und ich habe nichts zu tun damit. Außerdem, das waren unsere Feinde. Ich muss Ihnen doch nicht erzählen, wie das Weltjudentum auf den Machtantritt des Führers reagiert hat.«

»Sie sagten es schon, Sicherungen durchgebrannt. Wie im November 38.«

»Das war Goebbels. Der hat Hitler überredet, der Führer mochte ihm nichts abschlagen. Später hat Hitler das bereut. Und Göring hat getobt, Himmler und Heydrich auch. Goebbels war

ein Eiferer, immer auf hundertachtzig. Wir von der SS gehorchten den Befehlen des Führers, Himmler hat darauf geachtet, dass keiner über die Stränge schlug.«

»So genau scheint der Reichsführer ja nun nicht hingeschaut zu haben. Wie erklären Sie es sich sonst, dass Sie sich nicht vor dem SS-Gericht verantworten mussten?«

Amman stutzte. Dann sagte er: »Das hatte nur einen Grund: Ich habe Haus und Grundstück legal gekauft, selbst nach den strengen Gesetzen der SS. Man kann ja gegen uns sagen, was man will, aber wir haben auf Sauberkeit geachtet. Wenn man sich mal anschaut, wie es heute ist.«

»Immerhin wandern heute keine Menschen mehr durch den Schornstein«, sagte Anne.

Ammann lachte. »Gehen Sie mal nach Ohlsdorf.«

Stachelmann hätte den Mann am liebsten geschlagen. Er kannte diese Typen, die sich ihre Geschichte zurechtlegten, um damit leben zu können. Mit Massenmord schläft man schlecht. Langsam starben sie weg. Ammann gehörte offenbar zur zähen Sorte. Es wäre sinnlos gewesen, ihn zu belehren. Diese Leute kannten für jede Frage eine Lebenslüge, weil sie sich diese Fragen selbst gestellt hatten. Sie würden nichts herausbekommen aus Ammann, wenn sie mit ihm debattierten. Solche Typen reagierten nur auf Druck.

»Nun kennen wir Ihre Version. Da gibt es nur eine Schwierigkeit, Sie hätten nach der Wiedergutmachungsgesetzgebung melden müssen, dass Sie Juden ein Haus und ein Grundstück abgekauft haben.« Stachelmann betonte abgekauft.

»Mich hat keiner gefragt. Von mir hat keiner was gewollt.«

»Sie hätten es von sich aus melden müssen.«

»Davon weiß ich nichts.«

»Stellen Sie sich mal vor, morgen stünde in der Zeitung, der ehemalige SS-Mann Ammann hat Juden beraubt und sich nach

1945 vor der Rückerstattung gedrückt.«

»Ich habe niemanden beraubt.«

»Was haben Sie denn bezahlt?«

»Das weiß ich nicht mehr. Aber auf jeden Fall den Marktpreis.«

»Nun war aber der Marktpreis für Judeneigentum zufällig ziemlich im Keller.«

»Dafür kann ich nichts. Ich möchte, dass Sie jetzt gehen.« Ammann erhob sich. Seine Stirn war nass.

»Das kann ich mir nicht vorstellen. Wollen Sie morgen wirklich im Abendblatt lesen, was Sie damals so rechtschaffен getrieben haben?«

»Ich habe das Anwesen längst verkauft.« Ammann setzte sich wieder hin.

Stachelmann begriff nicht, was Ammann sagen wollte.

»Ich weiß. Das ändert aber nichts am Unrecht.«

»Unrecht, Unrecht, wer kann das nach so vielen Jahren sagen? Waren Sie damals dabei? Kann man urteilen, ohne dabei gewesen zu sein?«

»Was halten Sie von Stalin?«, fragte Anne.

Stachelmann ärgerte sich, es lenkte ab. Er glaubte, Ammann auf die richtige Spur geführt zu haben.

Ammann schaute Anne verwirrt an. »Was soll denn diese Frage? Wir müssen doch jetzt nicht über diesen Verbrecher sprechen.«

»Woher wissen Sie, dass Stalin ein Verbrecher war? Sie waren doch nicht dabei.« Anne schoss die Frage ab, bevor Stachelmann sich einschalten konnte. Als sie gefragt hatte, wich der Ärger. Sie hatte ihn geknackt, auch wenn er es nie zugeben könnte.

Ammanns Augen zeigten, er saß in der Enge. »Das ist doch

was anderes«, sagte er. Es schien, als wüsste er, dass es nichts anderes war.

»Sie haben den Judenbesitz an Holler verkauft.«

»Woher wissen Sie das?«

»Unsere Akten enden nicht mit 45«, sagte Stachelmann. Er hoffte, Ammann schluckte auch diese Lüge. Ammann war ein Feigling, einer, der nur in mörderischen Zeiten zum Mörder wurde. Er hatte seit 45 das Recht gebrochen, aber niemanden getötet. »Der Mann, der Enheim getötet hat, der kann auch Sie töten. Sie kannten Enheim?«

Ammann erschrak nicht. »Den alten Enheim kannte ich gut, den jungen kaum.«

»Wann haben Sie Norbert Enheim zum ersten Mal gesehen.«

»Bei einer Feier, äh, also der Taufe. Holler war sein Pate.«

»Herrmann Holler?«

Ammann nickte. »Ist doch nicht strafbar, oder?«

»Hat sich denn der Pate um sein Patenkind gekümmert?«

»Keine Ahnung, es war kurz vor Kriegsende, da hatte ich andere Sorgen, als zu gucken, was Paten anderer Leute trieben.«

»Kann man sagen, Holler und Sie gehörten einer Gruppe an?«

»Dienstlich hatten wir nicht viel miteinander zu tun.«

»Das meinte ich nicht. Hatten Sie denn außerhalb des Dienstes miteinander zu tun?«

»Nichts Bedeutendes. Wir haben uns ab und zu im Polizeisportverein getroffen. Holler und ich spielten gerne Faustball und Handball.« Ammann stand auf, fuhr sich mit der Hand durch die Haare. Offenbar war ihm etwas eingefallen.

»Und wer gehörte noch zu dieser Gruppe?«

»Gruppe, Gruppe, Sie übertreiben das.«

»Grothe, Enheim, Holler, Prugate und noch ein paar.«

Stachelmann sagte es, als würde er einen Steuerbescheid vor-

lesen. »Vielleicht gefällt Ihnen der Begriff Freundeskreis besser?«

Ammann lief zwei Schritte zum Fenster, drehte sich auf den Absätzen und ging zwei Schritte zurück. Irgendetwas arbeitet in dem Mann, dachte Stachelmann. Soll ich ihn weiter bedrängen oder warten, bis er was ausbrütet? Er beobachtete Ammann, der geistig abwesend zu sein schien. Er sah, wie Anne dem Marsch des Maklers und einstigen SS-Manns mit den Augen folgte. Ihre Augen trafen sich. Anne zog die Augenbrauen hoch, Stachelmann hob kurz und leicht die Hände. Er wusste nicht, was vorging in Ammann. Ob ihn die Erinnerung überwältigte?

Plötzlich blieb Ammann stehen. Er zeigte mit dem Finger auf Stachelmann und fragte: »Ich habe möglicherweise Ihren Namen nicht richtig verstanden. Stachelmann, stimmt das?«

Stachelmann war überrascht, er nickte.

»Kennen Sie einen Paul Stachelmann?«

Stachelmann wollte es abwehren, aber es kam näher. Als würde ein anderer seinen Kopf steuern, er nickte.

»Dann haben Sie bestimmt vergessen, diesen Namen anzuführen, als Sie die Mitglieder unseres, wie sagten Sie so schön, Freundeskreises aufzählten.«

Stachelmann schüttelte den Kopf.

Ammann lachte. »Sie werden wissen, was der Name bedeutet. War es Ihr Onkel? War es Ihr Vater? Na, sagen Sie schon!«

Ammanns Stimme hatte sich verschärft, mit einem höhnischen Unterton. So hatte sie wohl geklungen, als er die schwarze Uniform trug. »Keine Antwort ist auch eine Antwort.« Er lachte. »Manchmal holt einen die Wahrheit im falschen Augenblick ein, nicht wahr, Herr Doktor Stachelmann!«

Stachelmann mühte sich, seinen Zorn zu zügeln. Er war böse auf sich. Er hatte sich von seinem Vater abspesen lassen mit der Hälfte der Wahrheit. Obwohl er es gehaut hatte, fragte er nicht

nach. Die Strafe für seine Feigheit empfing er nun von Ammann.

»Ja, es gab einen Freundeskreis deutscher Männer in Hamburg, und die von Ihnen genannten Leute gehörten dazu. Sie haben außer Paul Stachelmann noch ein paar andere vergessen. Es war Krieg, guter Mann, das können Sie sich nicht vorstellen, nicht wahr? Krieg, das heißt, es geht um Ihren Arsch, jeden Tag, jede Nacht, jede Stunde. Krieg ist ein Lebensgefühl. Es hat Generationen geprägt. Und dann kommt so ein Wirtschaftswunderzögling und will unsereins aufklären. Wahrscheinlich kommt jetzt gleich die Judengeschichte, ich warte schon drauf. Ich sag's noch mal, auch wenn Sie es nicht kapieren, Krieg ist ein Lebensgefühl. Die Juden waren unsere Feinde. Entweder sie oder wir, so stand es. Sie haben uns den Krieg erklärt, und wir haben uns verteidigt. Das ist alles. Ach ja, wir haben verloren gegen die große Allianz von Weltjudentum und Bolschewismus, wobei ich den Bolschewismus nur für eine Abteilung des Weltjudentums halte. Ich sage nur Trotzki, Litwinow, Radek, und wie das Pack hieß.«

»Wir gehen«, sagte Stachelmann. Er hielt es nicht aus. Anne widersprach nicht. Sie hörten Ammann lachen, als sie gingen. »Feiglinge!«, sagte er. Und: »Grüßen Sie Paul von mir, ich hab ihn schon lange nicht mehr gesehen.«

Der Polizeiwagen stand noch da. Anne setzte sich ans Steuer und fuhr um die Ecke. Sie parkte den Toyota am Straßenrand und schaltete den Motor aus. Sie schaute Stachelmann von der Seite an und sagte: »Volltreffer.«

Es war ein Volltreffer. Stachelmann fühlte sich gedemütigt. Er war selbst schuld, er hätte seinen Vater nicht davonkommen lassen dürfen mit halben Erklärungen. Hatte nicht auch sein Vater gesagt: »Es war Krieg.« Nein, es war kein Krieg, als der Nazifreundeskreis Juden beraubte, den Krieg haben sie später angefangen.

»Es ist dein Vater«, sagte Anne.

Stachelmann nickte.

»Dafür kannst du nichts.«

»Ja und nein.« Er erzählte von dem Gespräch, das er mit seinem Vater hatte.

»Die meisten trauen sich nicht einmal, danach zu fragen«, sagte sie. »Ich habe mich viel schneller als du mit halb garen Erklärungen abspeisen lassen. Mein Großvater hat bestimmt auch Dreck am Stecken. Du hast es auf einen Bruch ankommen lassen.«

»Es hängt davon ab, was vorliegt. War dein Großvater ein SS-Mann, vielleicht ein Mörder, wenigstens einer, der Juden beraubt hat? Mag doch ein Mitläufer nach fünfundvierzig weiter feige gewesen sein, das ist eine andere Preislage. Es geht ja auch darum, was man verschweigt, seine Feigheit oder seine Beteiligung an Verbrechen. Es geht um Raub, Erpressung und Mord. Das ist übel. Und übel war auch, wie der Kerl mich vorgeführt hat. Das verdanke ich den Lügen meines Vaters.«

»Das war schlimm. Aber immerhin hat er deine Vermutung bestätigt. Nun sind wir ein gutes Stück weiter.«

Stachelmanns Erregung ließ nach. Sie hatte Recht, der Besuch bei Ammann war eine Niederlage und ein Erfolg.

»Aber wir wissen nichts über den oder die Mörder und nichts über den, der mich in Berlin auf die Gleise gestoßen hat.«

»Aber wir können uns jetzt mit den Möglichkeiten beschäftigen, die in der Sache stecken. Ich glaube, es handelt sich um einen Zoff unter Gangstern und ihren Nachkommen. Holler junior hat die Komplizen seines Alten übers Ohr gehauen. Er weiß was, und das, was er weiß, reicht, um den anderen Gangstern einen Teil ihrer Beute abzunehmen. Was ist die Beute? Die Beute ist, was die Burschen bei der Arisierung in Privatregie erpresst haben, gedeckt durch Pohl und Himmler und nach

einigem Mucken schließlich auch mit dem Segen der Finanzverwaltung. Wäre interessant, zu erfahren, warum das Finanzamt klein beigegeben hat. War auch im Dritten Reich nicht seine vornehmste Eigenschaft. Ich habe mal über Görings Vierjahresplan gearbeitet, die haben zusammengerafft, was sie kriegen konnten, und vor der SS hatte Göring begrenzten Respekt. Das nur nebenbei. Zurück zu meiner These, mit der ich noch nicht ganz glücklich bin. Denn es gibt Facetten, die nicht passen. Warum werden Hollers Frau und seine Kinder getötet? Kann sein, dass das eine eigene Geschichte ist. Glaub ich aber nicht. Der Mord an Enheim dagegen passt perfekt in meine Theorie, der Mord an der Polizistin vielleicht. Bist du sicher, dass das ein Mord war?«

Stachelmann schaute sie an. Ihre Augen glänzten, sie hatte sich die Geschichte offenbar schon länger überlegt. Er hörte zu, wie sie seine Gedanken sortierte. Er hätte sie gern umarmt.

Sie fuhr fort: »Und der Ammann hatte Angst, mein Gott, hatte der Angst. Sonst wäre er bestimmt nicht so aggressiv gewesen. Wahrscheinlich fürchtet er, ihm könnte das Gleiche geschehen wie Enheim. Erklären kann ich mir aber nicht, wie der Anschlag auf dich einzusortieren wäre. Und warum wurden die Akten in Berlin verbrannt? Vielleicht, weil wir den Mörder darin finden können? Lass mich mal spinnen. Die Polizistin ist dem Mörder auf die Spur gekommen, er hat es gemerkt und sie umgebracht. Wie? Keine Ahnung. Und wie hat er mitgekriegt, dass du ihm auf die Schliche gekommen bist?«

»Ich bin ihm nicht auf die Schliche gekommen, sondern er mir.«

»Wie es sich in Wahrheit verhält, ist gleichgültig. Es kommt darauf an, was der Mörder glaubt. Offenbar denkt er, du hast eine Ahnung, wer er ist oder wie die Sache läuft. Das stimmt zwar nicht, aber irgendwie hat er etwas gerochen, das ihm stinkt. Wer weiß von deinen Archivrecherchen?«

»Ossi, ein paar am Seminar. Vielleicht hat Bohming getratscht, aber das lassen wir mal beiseite. Meine Eltern wissen es auch, aber nun wollen wir mal nicht unterstellen, dass mein Vater mir einen Killer auf den Hals hetzt.«

»Vielleicht hat er es jemandem gesagt.«

»Kann sein, glaube ich aber nicht.«

»Und das sind alle, die was wissen?«, fragte Anne.

»Nein, du hast mich unterbrochen, es sind nicht alle. Holler weiß es auch. Ich hab's ihm erzählt.«

»Ach du lieber Himmel!«

Holler war höflich wie immer.

»Ich will Klartext reden, Herr Holler«, sagte Ossi. »Sie wissen etwas über die Morde, und Sie verheimlichen es.«

Holler schüttelte den Kopf. Er schaute Ossi misstrauisch an. Sein Gesicht stellte die Frage: Was soll denn dieser Blödsinn?

»Ich hoffe, ich verstehe Sie falsch.«

»Sie verstehen mich richtig.«

»Ich habe Ihnen von Anfang an gesagt, Sie sollen Ihre Ermittlungen nicht gegen mich richten, sondern den Mörder stellen. Je länger ich über das nachdenke, was Sie andeuten, umso mehr glaube ich, dass es eine Frechheit ist. Falls Sie es vergessen haben sollten, meine Frau und zwei meiner Kinder sind tot, ich bin der Leidtragende. Ich bin kein Mörder, es sei denn, Sie behaupten, ich hätte sie alle umgebracht. Es würde mich nicht wundern, Sie kämen auch noch auf diese Idee.«

»Das behaupten wir nicht«, sagte Carmen. »Wir gehen nur davon aus, dass Sie mehr über die Morde wissen, als Sie uns sagen. Das ist alles.«

»Wie kommen Sie darauf?« Holler war wieder ruhig.

»Wir nehmen an, dass es sich um einen Streit unter Maklern handelt. Sie haben sich Feinde gemacht durch ihre Geschäftspraktiken. Einer Ihrer Geschäftspartner fühlt sich über den Tisch gezogen. Er rastet aus, will sich rächen, und zwar so, dass er möglichst viel davon hat. Also bringt er nicht Sie um, sondern die Menschen, an denen Sie hängen. Jede andere Erklärung wäre geradezu esoterisch.«

Holler blickte sie fragend an.

»Sie allein wissen, wem Sie am meisten geschadet haben. Bevor einer aus Rache drei Menschen tötet, sendet er Signale. Er will, dass Sie spüren, wie stark Sie ihn verletzt haben. Und er will Ihren Schmerz erleben. Vielleicht haben Sie zu dem Zeitpunkt, als der Mann die Zeichen sandte, nicht darauf geachtet oder sie nicht als bedrohlich empfunden. Aber ich nehme Ihnen nicht ab, dass Sie nicht in den vergangenen Jahren jede Nacht darüber nachgedacht haben. Und dass Sie beim Nachdenken nicht wenigstens eine Idee bekommen haben, wer es sein könnte oder sein müsste. Wenn es so ist, dann sind Sie mitverantwortlich für jedes Verbrechen, das geschehen ist, seit Sie das erste Mal diese Signale verstanden.«

Ossi fürchtete, Holler würde zornig werden. Aber er blieb ruhig. Er saß in seinem Sessel und blickte an die Decke. »So, Sie halten mich also für einen Mittäter.«

»Nicht im strafrechtlichen Sinn«, sagte Ossi. »Aber Sie sind tiefer in die Sache verstrickt, als Sie es zugeben. Je länger Sie schweigen und unsere Ermittlungen erschweren, desto größer wird Ihr Schuldanteil. Das ist doch ganz einfach. Hatten Sie Enheim im Verdacht?«

Holler lachte. »Ich sehe, worauf es hinausläuft. Sie wollen mir den Mord an Enheim anhängen. Wenn Sie so weitermachen, gebe ich bald eine Pressekonferenz. Die Leute sollen erfahren, wie man mit dem Leidtragenden des schlimmsten Verbrechens

in Hamburg umgeht. Und was die Polizei tut, um den Mörder zu finden. Es reicht. Haben Sie noch eine Frage? Nicht dass Sie nachher wieder behaupten, ich hätte was zu verbergen.«

»Sie haben meine Frage nicht beantwortet«, sagte Ossi.

»Ja, was glauben Sie denn? Natürlich liege ich nachts wach und überlege, wer mir so etwas antut. Aber ich habe in all den Nächten den Mörder nicht gefunden. Und bisher dachte ich auch, dies wäre die Aufgabe der Polizei. Sie haben ja meine Bücher mitgenommen, da können Sie gleich nachsehen, wie viel Steuern ich bezahle, damit mir das nicht passiert, was mir passiert ist. Vielleicht gelingt es mir ja, den Mörder zu finden, nämlich dann, wenn er vor mir steht und mich auch umbringt. Darauf läuft es doch hinaus.«

»Immerhin haben Sie sich für eine Variante entschieden«, sagte Carmen trocken.

»Was meinen Sie damit?«

»Das ist einfach. Sie glauben, der Mörder will Ihre gesamte Familie töten, Sie eingeschlossen. Es gibt noch andere Möglichkeiten.«

»Ach ja.«

»Ich halte zum Beispiel diese Variante für genauso wahrscheinlich: Der Mörder tötet Ihre Familie, ausgenommen Sie.«

Holler holte schwer Luft. Ein Hauch von Rot wanderte über sein Gesicht. Am Hals sah man die Schlagader pochen. »Und ich bin der Hauptverdächtige.« Sarkasmus lag in seiner Stimme.

»Keineswegs. Das ist eine Möglichkeit, die andere ist: Sie sollen getroffen werden, härter, als würde man Sie töten. Und Sie sollen für den Rest Ihres Lebens Angst haben, dass es Sie auch erwischt.« Sie sprach ruhig, fast gelassen. »Wir können Sie nicht für den Rest Ihres Lebens hundertprozentig schützen. Sie sollten sich im eigenen Interesse durchringen. Sagen Sie uns, was Sie überlegt haben. Sie wissen doch mehr als wir. Und Sie

sagen es uns nicht, weil Sie nicht gut aussähen, wenn Sie sich an die Wahrheit hielten.«

Holler stand auf und ging ziellos ein paar Schritte. »Es muss einer dieser Makler sein.«

»Einer von denen, die Sie mit Rückerstattungsforderungen beglückt haben?«, fragte Ossi.

Holler nickte kaum sichtbar. »Ich weiß aber nicht, wer.«

»Sie können uns doch nicht erzählen, Sie hätten keinen Namen im Kopf.«

»Ich hatte Enheim im Verdacht.«

»Aber der ist nun tot. Seitdem ist nichts mehr passiert.«

»Und jetzt glauben Sie, ich hätte Enheim umgebracht.«

»Es wäre hilfreich, Sie hätten ein Alibi.«

»Ich habe eines, ich war in Berlin, geschäftlich. Lassen Sie sich von meiner Sekretärin die Daten dazu geben. Ein besseres Alibi kann man gar nicht haben.«

»Umso besser«, sagte Ossi. »Das hilft uns weiter.«

»Warum Enheim?«, fragte Carmen.

»Weil ich einen furchtbaren Streit mit ihm hatte. Ich musste ihm mit dem Gericht drohen.«

»Wegen der Rückerstattung.«

»Ja, er hat mir eine faule Immobilie verkauft. Im Nachhinein habe ich mir vorgeworfen, sie nicht genauer geprüft zu haben. Ich hatte ihm vertraut, aber dann fanden wir den Schwamm im Haus. Totalsanierung, wissen Sie, was das kostet? Neu bauen ist billiger. Und Enheim wollte nichts nachlassen. Er hat mich beschimpft und bedroht. Er war ein Choleriker, machte mir Angst. Erstaunlich, dass er sich überhaupt auf eine Rückerstattung eingelassen hat.«

»Mich wundert ja immer noch, dass es ausnahmslos bei jedem dieser Verkäufe Rückerstattungen gegeben hat.«

Holler zuckte mit den Achseln.

»Und wer hat dann Enheim umgebracht und wer Ulrike Kreimeier?«, fragte Ossi. »Haben Sie denn für diese Fälle auch eine Ahnung?«

»Vielleicht hat Enheim zufällig bemerkt, dass Ihre Kollegin etwas über ihn herausgefunden hatte? Und danach hat er mit jemandem Streit angefangen.«

»Hat Ulrike gegen Enheim ermittelt?«, fragte Carmen, als sie im Auto saßen.

»Glaube ich nicht.«

»Du hast sie gemocht oder mehr als das.«

»Mehr als das.«

Kohn hatte keine Mühe, das Spielzeugauto mit der leistungstärkeren Fernbedienung auszurüsten. Er konnte den Jeep mit wuchtigen Rädern nun aus mehreren hundert Metern steuern. Und ein Knopfdruck genügte, um den Sprengsatz zu zünden. Er wusste nicht, wie stark die Explosion sein würde, er hatte alle Hohlräume mit Plastiksprengstoff gefüllt. Es musste reichen, eher war es zu viel. Kohn würde es bedauern, wenn auch das Kindermädchen getroffen würde, er konnte nur darauf achten, dass das Auto einige Meter entfernt war von ihr, wenn er den Sprengsatz detonieren ließ. Den Zünder hatte er mit einem Draht gekoppelt, der durch ein Funkkommando zu glühen begann. Er hatte es ausprobiert, es funktionierte wie ein kleiner Tauchsieder.

Der Wetterbericht hatte Sonne angekündigt für den kommenden Tag. Es würde trocken und warm sein, der Kleine würde im Garten spielen, wie er es in den letzten Wochen beobachtet hat-

te. Heute Nacht würde er das Auto durch Zaun und Ecke schieben. Am Tag würde er wiederkommen zu Hollers Villa und auf den Augenblick warten, da er das Auto auf den Jungen zufahren ließ und den Zünder auslöste.

Was würde er tun, wenn er seine Aufgabe erfüllt hatte? Er hatte Angst davor. Der Tod wartete auf ihn. Er hoffte, er würde zufrieden sterben. Er würde die Bilanz schließen, die seine Feinde eröffnet hatten. Es gab nicht viele Menschen, die ihr Leben abgeschlossen hatten, wenn sie starben.

In der Nacht fuhr er mit dem Auto zur Elbchaussee. Kohn spielte den späten Spaziergänger. Was konnte harmloser sein als ein Greis mit einem Stock und einem Rucksack? Vor dem Tor der Villa stand ein Polizeiauto. Darin zwei Beamte, einer gähnte und zeigte seine Zahnreihen. Der andere drehte seinen Kopf zu Kohn und schaute gleich wieder weg. Kohn ging um die Ecke, er drehte sich nach allen Seiten um. Niemand war zu sehen. Er hatte vor einigen Tagen einen Spalt zwischen Boden und Zaun entdeckt. Durch diesen schob er nun das Auto. Er lehnte sich an den Zaun und schaute sich noch einmal um. Niemand. Er schob das Auto mit dem Stock in die Hecke. Er hatte es sich leichter vorgestellt. Die Hecke war buschiger, als er gedacht hatte. Er musste das Auto mit dem Stockgriff wieder aus der Hecke herausziehen und es ein Stück versetzen. Diesmal klappte es, er spürte, wie der Gegendruck nachließ. Jetzt musste der Jeep auf der anderen Seite am Fuß der Hecke stehen. Einen Augenblick fürchtete Kohn, dass der Wagen umgekippt sein könnte. Aber er stand auf den Rädern, Kohn sah es im Mondlicht. Kohn blickte sich noch einmal um. Dann machte er sich auf den Weg zur S-Bahn.

XV

»Wo sind die Akten?«, fragte Stachelmann.

»Welche Akten?«, fragte Anne.

»Die ich aus Berlin mitgebracht habe.«

»Die hast du doch eingesteckt.«

»Kann sein. Ich habe überall nachgesehen, nichts.«

»Ich weiß es nicht. Ob sie dir im Auto aus der Tasche gerutscht sind?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich Akten in die Hosentasche stecke. In der Jacke habe ich schon nachgeguckt.« Er schlug sich mit der Hand an die Stirn. »Verdammt, ich habe sie bei Ammann liegen gelassen.«

»Ist doch egal. Kannst ja nach dem Frühstück die aus deinem Dienstzimmer holen und noch mal auf den Kopierer legen.«

Stachelmann streckte sich.

»Du hast schlecht geschlafen«, sagte sie.

Er nickte.

»Du bist grau im Gesicht.«

Die Nacht war furchtbar gewesen. Stachelmann bereitete es oft Qualen, auf fremden Betten zu liegen. Annes Sofa hatte sich in dieser Nacht in ein Foltergerät verwandelt.

»Heute Nacht schläfst du in meinem Bett und ich auf dem Sofa.« Ihre Stimme duldeten keinen Widerspruch.

»Aye, aye, Käpt'n!«

Er konnte kaum sitzen vor Rückenschmerzen, fast alle Gelenke taten weh. Jede Bewegung erzeugte einen Stich. Er aß ein Brot mit Himbeermarmelade und ging dann zu seiner Jacke, die im Flur an der Garderobe hing. Er suchte in allen Taschen, fand

aber seine Schmerztabletten nicht. Er leerte seine Aktentasche auf den Boden, zwischen Papieren lagen leere Tablettenstreifen. Die Brustwirbel verengten sich, jeder Atemzug schien den Oberkörper zu sprengen. Wenn er einatmete, glaubte er, seine Rippengelenke gegen ein Nagelbrett zu stoßen. Es schnürte ihn ein, als stünde jemand hinter ihm, der das Schmerzkorsett um seinen Oberkörper kraftvoll zuzog. Er legte sich auf den Fußboden. Er schwitzte.

Anne erschrak. »Was ist mit dir?« Sie kniete sich zu ihm.

»Geht vorbei«, sagte er.

Sie schaute ihn erstaunt an. »Willst du dich nicht lieber in mein Bett legen.«

»Nichts lieber als das.« Er mühte sich zu grinsen. Er stand vorsichtig auf und ging in ihr Schlafzimmer.

Sie setzte sich an die Bettkante. »Soll ich einen Arzt holen?«

»Nein, aber mein Handy bitte.«

Sie kam mit ihrem tragbaren Telefon zurück.

»Bring bitte mein Handy, ich habe die Nummer von meinem Arzt gespeichert. Es ist in der Jackeninnentasche.«

Sie hob die Augenbrauen und holte das Handy.

Stachelmann wählte die gespeicherte Nummer seines Rheumatologen. Er hatte Glück und kriegte den Arzt gleich ans Telefon. Er bat um ein Rezept über Indometacin, er solle es per Kurier an Annes Adresse schicken.

Nachdem er aufgelegt hatte, sagte Anne: »Ich hätte es auch holen können.«

»Ja, ich will nicht, dass andere für mich laufen. Ich tue es auch nicht.« Er sagte es schroffer, als er es wollte.

Sie zuckte zusammen. »Aber möglicherweise kannst du es dir verzeihen, wenn ich mit dem Rezept zur Apotheke gehe.«

»Entschuldige«, sagte er und nahm ihre Hand.

Sie zog ihre Hand weg und legte sie aufs Knie. »Und wie nennt sich die Krankheit? Was ist das für ein Mittel? Wenn du die Fragen nicht für aufdringlich hältst.«

»Arthritis«, sagte er. »Meine fängt im Rücken an, und wenn sie schlecht gelaunt ist, greift sie sich auch die anderen Gelenke und diverse Innereien.«

»Also Rheuma. Meine Oma hatte das auch.«

»Deine Oma hatte mit neunundneunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit Arthrose, die erstens furchtbar weh tut, zweitens Gelenkverschleiß darstellt und drittens im Volksmund Rheuma genannt wird, obwohl sie viertens mit Arthritis nichts zu tun hat. Arthritis ist keine Gelenkabnutzung, sondern eine Autoimmunerkrankung. Die Gelenke sind nicht verschlissen, sondern entzündet. Das Immunsystem beschließt, deine Gelenke gehören nicht zu dir, sind Fremdkörper, die es bekämpfen muss. Genau das ist es, was im Augenblick stattfindet.«

»Du bist nicht nur wegen der Schmerzen genervt.«

»Nein, weil ich keine Lust habe, darüber zu reden, weil ich es trotzdem manchmal muss und weil es dann keiner kapiert.«

Sie nahm seine Hand. »Ein bisschen habe ich schon verstanden.«

»Schön«, sagte er. Der Schmerz griff über die Hüftgelenke nach Knien und Knöcheln.

»Wie lange hast du das schon?«

»Vielleicht fünfzehn Jahre.«

»Und es ist nicht heilbar?«

»Nein, aber manchmal wird es besser. Genauer gesagt, die Schübe hören für ein paar Jahre auf, oder für immer. Dann bleibt es, wie es ist.«

»Man merkt es dir sonst nicht an. Wer hat keine Schmerzen im Rücken!«

»So sollte es eigentlich bleiben.«

»Die Enthüllung hat auch seine Vorteile. Wir Frauen sind für Mitleid empfänglicher als Männer.«

»Dumme Kuh.«

Sie lachte.

Es klingelte an der Tür. Mit einem Umschlag in der Hand kam Anne zurück ins Schlafzimmer. »Das Rezept ist schon da«, sagte sie. »Ich laufe schnell zur Apotheke.«

Sie wartete nicht auf eine Antwort.

Zehn Minuten später war sie zurück. In der einen Hand trug sie die Medikamentenschachtel, in der anderen ein Glas Wasser. »Wie viele?«

»Drei.«

Sie drückte drei Tabletten aus dem Streifen und gab sie ihm. Er schluckte sie und trank Wasser.

»Und nun wird alles besser«, sagte sie.

»Die Schmerzen lassen bald nach, die Schwäche bleibt. Wenn ich Glück habe, geht es morgen wieder einigermaßen. Ich werde versuchen zu schlafen.«

Er fühlte sich schwach, als er am nächsten Morgen aufwachte. Trotzdem hatte er sich etwas erholt. Vorsichtig stand er auf und ging zur Küche. Der Schmerz blitzte durch das linke Bein. Er blieb kurz stehen, ging weiter, als der Schmerz wich. Er roch Tee. Anne stand in der Küche. Sie goss Tee durch ein Sieb in eine Kanne und kehrte ihm den Rücken zu.

»Huch!«, sagte sie, als sie ihn erkannte. »Wieder unter den Lebenden?«

»Guten Morgen«, sagte er. »Tote kennen keinen Schmerz.«

Nach dem Frühstück gingen sie zum Seminar. Sie liefen langsam, seine Beine schmerzten. In seinem Dienstzimmer zeigte er

auf den Berg der Schande. Nebeneinander und übereinander türmten sich die Akten. »Wenn ich nur wüsste, wo ich die Kopien hineingesteckt habe!«

Sie schaute ihn mit offenem Mund an. »Sag bloß, du hast es vergessen.«

Er überlegte. »In einen blauen Ordner, glaube ich.«

»Von denen gibt es mindestens fünf«, sagte sie. »Und ich will gar nicht wissen, wie viele noch, die wir nicht sehen.«

»Ich habe sie in einen mitten im Stapel gesteckt.«

»Dann haben wir ja nur ein paar tausend Seiten umzublättern.« Sie lachte. »Du bist das wandelnde Chaos.«

Er nickte. »Manchmal fürchte ich auch, dass ich es bin.«

»Dann wollen wir mal«, sagte Anne. Sie griff nach einem Ordner mit blauem Deckel und setzte sich an seinen Schreibtisch. Sie öffnete den Ordner, dann blickte sie zu Stachelmann, der sich an den Tisch lehnte, auf dem der Ordnerstapel lag. »Bist du einverstanden, dass ich mir das anschau, oder hältst du es für Werksspionage?«

»Schnüffel nur herum in meinen kostbaren Quellen. Möge die Weisheit über dich kommen, sie auch zu verstehen.«

»Hältst dich wohl für was Besonderes, Herr Doktor Stachelmann.«

»Das zu beurteilen überlasse ich gern der Geschichte.«

Sie pfiff anerkennend. »Der größte Historiker seit Leopold Ranke! Ich fühle mich geehrt. Nach was soll ich suchen? Was stand im Kopf?«

»Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt.«

»Also, die SS, Herr Pohl und die KZs.«

»Gut aufgepasst, Frau Kollegin.« Er nahm ebenfalls einen blauen Ordner und setzte sich auf den Besucherstuhl, Anne gegenüber. Sie blätterten schweigend.

Anne stand auf. »Soll ich dir einen Kaffee mitbringen?«

Er nickte.

Sie kam mit zwei Bechern zurück und lachte. »Weißt du, wen ich gerade eben auf dem Hof gesehen habe? Hand in Hand, in-nigst vereint?«

Er schüttelte den Kopf.

»Deine Freundin«, sagte sie.

»Wen?«

»Na, das Engelchen aus deinem Seminar, das für dich sterben wollte.«

»Alicia!«, sagte er. »Und wen noch?«

»Den Kugler von den Politologen!«

»Den schönen Kugler?«

»Genau den.«

»Da haben sich ja die Richtigen gefunden.« Stachelmann lachte, »Die hatte ich ganz vergessen, dabei war es die erste Frau, die wegen mir sterben wollte. Das kann ja auch nicht jeder von sich sagen.«

»Bevor du größtenwahnsinnig wirst, ran an die Arbeit.«

Anne zog einen Ordner aus dem Stapel. »Überall Staub, hast lange nicht hineingesehen.«

»So kann man es sagen.«

»Ich habe hier was über die Gründung des KZ Buchenwald.«

»Kannst du dir kopieren, wenn wir die Pohl-Akten gefunden haben. Ich könnte mich erschießen dafür, dass ich nicht mehr Akten in Berlin kopiert habe. Ich hatte zu viel Schiss.«

»Ich hätte mich nicht getraut, da einzubrechen.«

»Und jetzt sind alle Akten verbrannt, und nur der Himmel weiß, ob es irgendwo noch ein paar Kopien gibt.« Es wäre so leicht gewesen, den ganzen Stapel mit Pohls Korrespondenz auf den Kopierer zu legen. Und jetzt suchten sie nach zwei Briefen.

»Das ist interessant«, sagte Anne. »Hier streiten sich SA und SS, wer KZ-Häftlinge bewachen darf.«

»Leg den Ordner beiseite, wenn du fertig bist, und such dir raus, was du brauchen kannst.«

Sie blätterten, ohne Pohls Akten zu finden.

»Ich verstehe das nicht. Es wird keiner hier gewesen sein und die Papiere geklaut haben.«

»Dann hätte er den ganzen Stapel mitgehen lassen. Du glaubst doch selbst nicht, dass ein Fremder hier stundenlang herumwühlt.«

Stachelmann nahm einen halben Stapel vom Tisch und legte ihn auf den Boden. Wie lange habe ich mich gedrückt, den Berg der Schande abzuarbeiten. Nun nehme ich ihn auseinander, weil ich zwei Briefe nicht finde, die ich hier versteckt habe.

»Stapoleitstelle Hamburg« stand auf dem Ordner, der jetzt oben auf lag auf dem Tisch. Er war grün. Er nahm ihn mit zum Schreibtisch. Anne blickte auf. »Bist du auch noch farbenblind?«

Er schüttelte den Kopf. »Schau mal«, sagte er. Er zeigte ihr den Aktendeckel.

»Stapoleitstelle Hamburg«, las sie. Sie blickte ihn neugierig an. »Das sind offenbar Akten der Hamburger Gestapo. Und?«

»Warte mal, könnte doch sein, dass wir unsere Freunde in so einer Akte wieder finden.«

»Und du hast gar nicht mehr gewusst, dass du diese Akten hast.«

Er schüttelte den Kopf. »So im Allgemeinen schon.«

»Und wie lange hast du da nicht mehr hineingeschaut?«

»Lange, viel zu lange.«

Sie blickte ihn an, als wollte sie etwas fragen. Aber sie schwieg. Sie zog Aktenordner aus den Stapeln und legte sie auf

neue Stapel auf dem Fußboden.

»Was machst du denn da?«, fragte er.

»Ich sortiere den Kram grob nach Überschriften. Immerhin haben Herr Doktor auf den Aktendeckeln Notizen verewigt. Aus denen soll wohl hervorgehen, was drin ist in den Ordnern.« Sie hielt eine Akte hoch. »Hier ist der dritte Ordner mit Akten der Hamburger Gestapo. Wenn denn stimmt, was auf dem Deckel steht.«

»Gib her«, sagte er.

Sie gab ihm die Akte. »Ich dachte, wir suchen Pohls Liebesbriefe.«

»Die können in jedem Ordner stecken.« Der Rücken schmerzte, das Sitzen bekam ihm nicht. Aber die Schwäche war weg, als hätte das Rheuma ihm nie die Kraft aus dem Körper gezogen.

»Dann bist du also doch farbenblind.«

»Quatsch, ich habe gedacht, ich hätte sie in einen blauen Ordner gepackt.«

»Dann eben senil. Ich hab mal irgendwo gelesen, die Opas vom SED-Politbüro hätten Geriatrica geschluckt, um fit zu bleiben. Alt sind sie immerhin geworden. Vielleicht solltest du es mal mit so was versuchen. Auf ein, zwei Tabletten mehr am Tag kommt's ja nicht an.«

Er stöhnte laut auf. »Da hab ich mir eine angelacht!«

»Tja, Pech gehabt.«

Er stand auf, ging ein paar Schritte hin und her, dann setzte er sich wieder und öffnete die Akte, die Anne ihm gegeben hatte. Es handelte sich um Gestapo-interne Vorgänge, Beförderungen, Rügen, Beschwerden, Dienstpläne, Stellenbesetzungspläne. Er blätterte die Seiten schnell durch. Irgendetwas hatte ihn irritiert. Er blätterte zurück. Ein Organigramm. Mit feinem schwarzen Stift waren Kästchen gezeichnet, in jedem stand ein Name. Stand: 16. April 1941. Stellenplan Stapoleitstelle Hamburg. Er

las die Namen: Grothe, Prugate, Fleischer, Meier, Meiser. Oben im Organigramm stand Sdf. Holler. Die anderen Namen sagten ihm nichts.

Er las die Namen laut vor.

Sie schaute ihn an mit großen Augen. »Du hattest es geahnt.«

»Ja. Aber es passiert ja nicht alle Tage, dass eine Ahnung die Wirklichkeit genau trifft.«

»Wo ist Enheim?«

»Der war nicht bei der SS oder der Gestapo, der war bei der Gauleitung. Aber er hatte was mit der SS-Mafia zu tun, kein Zweifel. Und sie hatten einen im Finanzamt sitzen, der ihnen half.« Das Bild der Verschwörung stand ihm vor den Augen. Er hatte keine Beweise, aber ihm fiel nur eine Möglichkeit ein, wie die Puzzlesteine zusammenpassten. Natürlich sah er nicht das ganze Bild, nur einen Ausschnitt.

»Aber das alles löst die Hauptfrage nicht: Wer hat wen warum ermordet? Ich bin zwar kein Staatsanwalt, aber was wir zu wissen glauben, ist rechtlich nichts wert. Wir wissen nur, dass Leute einer Dienststelle sich zusammengetan haben, um sich an Juden zu bereichern. Das entnehme ich jedenfalls den Kopien, die ich in Berlin aufgetrieben habe und die hier irgendwo drinstecken, und dem Dienststellenorganigramm. Oder sagen wir es mal so, ich glaube, dass es so ist. Das ist nicht bewiesen und längst verjährt, um das zu wissen, muss man kein Jurist sein. Und was hat Maximilian Holler damit zu tun? Wer hat Enheim umgebracht und Hollers Frau und die Kinder?«

»Lass uns weiter in deinen ungelesenen Akten stöbern.« Sie wollte witzig sein. »Es ist eine Rachegeschichte«, sagte sie.

»Aha«, sagte Stachelmann. »Das glaube ich auch, nur, wer will sich an wem rächen? Wurde einer aus der SS-Mafia über den Tisch gezogen? Hat ein Opfer überlebt und gibt jetzt den Serienkiller? Es kommt was hinzu: Es sind alles alte Knacker. Die kann ich mir nicht so recht vorstellen, in der einen Hand die

Krücke, in der anderen die Knarre.«

»Die Leute werden alt heutzutage. Fahr mal auf Mallorca. Da schwärmen sie von ihren Heldentaten an der Ostfront. Oder Südamerika. Da gibt es bis heute eine Kolonie alter Nazis. Ich habe gerade ein erhellendes Buch des ehemaligen Pressereferenten von Goebbels gelesen, ist gerade erschienen in einem Kieler Verlag. Juden schreibt der nur in Anführungszeichen, Deutschland wurde der Krieg aufgezwungen, wer es nicht glaubt, ist Opfer der Umerziehung durch die Siegermächte und ihrer Kollaborateure. Man mag das nicht fassen, aber das gibt es.«

Stachelmann staunte.

»Ich hab mich mal damit beschäftigt. Die Flucht der braunen Helden, zum Teil mithilfe des Vatikans, ab ins schöne Südamerika, Argentinien war angesagt. Denen geht's da richtig gut, machen Geschäfte mit ihren Gesinnungsgenossen in der Heimat, und am 20. April, Führers Geburtstag, wird gesoffen. Das machen diese alten Leute. Und warum soll nicht einer von denen weitermorden?«

»Kinder?«

»Warum nicht? Das haben sie früher auch getan. Das ist für die nichts Besonderes.«

»Ich krieg's trotzdem nicht auf die Reihe. Und wer hat Enheim umgebracht?«

»Weiß ich nicht, aber ich tippe mal auf den Kindermörder. Die hatten Streit, weiß der Geier, um was. Und wenn einer nichts dabei findet, Leute umzubringen ...«

»Mag sein«, sagte Stachelmann. »Aber es beantwortet nicht die entscheidende Frage. Wer ist es? Er muss ein besonderes Motiv haben. Stellen wir uns vor, die anderen haben ihn reingelegt, jedenfalls glaubt er es. Der alte Holler ist tot, also rächt er sich am Junior. Das ist schon die erste Geschichte, die ich nicht glaube. Völlig verrückt. Und er bringt den Sohn nicht um, sondern lässt ihn miterleben, wie er seine Familie ausrottet. Du hast

zu viele Krimis gelesen.«

»Ich habe mich zu oft mit Nazis beschäftigt«, erwiderte sie. »Krimis mag ich nicht. Und du stehst sowieso eher auf Lord Hornblower.«

»Was du so alles weißt.«

»Man wird ja mal schauen dürfen, was bei dir auf dem Nachttisch liegt, wenn man schon in dein Bett komplimentiert wird. Aber jetzt mal was anderes, ich habe Hunger. Du könntest mich zum Italiener einladen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, später. Ich bin hier noch nicht fertig.«

In den folgenden Stunden lasen sie schweigend in Stachelmanns Akten.

Anne warf einen Ordner auf den Tisch und rieb sich die Augen. »Also, ich habe jetzt keine Lust mehr auf Akten. Wir sitzen schon den ganzen Tag im Staub, ohne was zu essen. Das ist Folter. Morgen ist auch noch ein Tag. Ich gehe jetzt. Du kannst ja dann kommen, wenn du genug Staub gefuttert hast. Ich serviere sogar noch einen Nachttisch. Tschüss.«

Er begriff nicht, wie man so schnell die Neugier verlieren konnte. Der Berg der Schande war zur Hälfte abgetragen, jetzt ließ er Stachelmann nicht mehr los. Er musste wenigstens jeden Ordner einmal in der Hand gehabt haben. Die Kopien stammten aus einer Zeit, als er durch die Archive zog und Kopien auf Verdacht bestellte. Er hatte das meiste nicht gelesen. Es war ein Aktenchaos, das ihn so stark erregte, wie er es gefürchtet hatte. In den Akten lagen Wahrheiten. Nicht immer in Reinform, aber wozu war er Historiker, wenn er nicht Wahrheiten aus Papier herausfiltern konnte? Er nahm Ordner um Ordner in die Hand, schaute hinein, schlug sie zu, legte sie weg, griff wieder nach einem, den er schon weggelegt hatte, weil ihm spät etwas zu dem einfiel, was er gelesen hatte.

Auf dem Tisch, am Fuß eines Stapels, sah er einen Ordner aus

verblasstem braunen Papier. Er zog ihn heraus. Auf dem Deckel stand in seiner Schrift: Gestapo-Handakte. Es war nicht das erste Mal, dass er sich verfluchte. Er hätte dereinst genauer aufschreiben sollen, was in den Ordnern enthalten war. Gestapo-Handakte, das konnte alles und nichts heißen. Er schlug den Deckel auf und begann zu blättern. Kopien von handschriftlichen Notizen, dazwischen Getipptes. *Rosenzweig, Fuhlentwiete 24, 2370 RM, Goldblum, Laufgraben 3*. Aus dem Kopf einer Hausmitteilung schloss Stachelmann, dass die Papiere ebenfalls von der Hamburger Gestapo stammten. Auf den Zetteln standen Namen, Adressen, Telefonnummern. *Bronstein, Grindelberg 36, 2tsd. – Mahler, Hoheluftchaussee 16a, 3500 – Meyer, Mittelweg 93,800 RM*. Auf einem Papier war gekritzelt *Of. Schirmer anrufen!!! Kohn!!!* Stachelmann blätterte weiter. *Enheim 8 Uhr Anker*. Die Augen brannten. Er hatte krumm gesessen, der Schmerz kehrte zurück. Er kniff die Augen zusammen. Lief hin und her. Steckte seinen Kopf aus dem Fenster, der Verkehr rauschte von Mittelweg und Rothenbaumchaussee her. Es wurde dunkel.

Er setzte sich wieder an den Schreibtisch. Eine Mücke sirrte um seinen Kopf. Er schlug nach ihr, vergeblich. Er blätterte weiter. Auf einem Zettel stand *Rosenzweig – 5000 RM*. Auf einem anderen ein Name mit Adresse. Darunter 7000. Dann ein Brief, nur wenige Zeilen. Stachelmann pfiff leise, als er den Briefkopf las. Das Schreiben stammte vom Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt, unterzeichnet hatte Pohl.

Werter Kamerad Holler, ich habe mit Hilfe des RF die Sache in Ihrem Sinne geklärt.

Das kostet Sie aber was beim nächsten Mal! Spätestens nach dem Endsieg!

Heil Hitler!

Pohl SS

Obergruppenführer und General der Waffen-SS

Stachelmann lehnte sich zurück. Er hatte wieder einen Zipfel in der Hand, Zuerst die Akten in Berlin, jetzt Pohls Brief an Herrmann Holler. Möglicherweise gehörten sie zu einem einzigen Vorgang. Was konnte Pohl für Holler mit Himmlers Hilfe geklärt haben? Dass die Hamburger SS-Mafia weiter rauben durfte? Er blätterte weiter. Immer wieder Namen, Adressen, Beträge. Dazwischen kurze Notizen. *Rosenzweig! Schirmer!* Schirmer, diesen Namen hatte Stachelmann schon einmal gelesen. Er blätterte zurück. Stimmt, Schirmer war Oberscharführer. Stachelmann suchte das Organigramm. Er fluchte, es musste unter einem Stapel liegen. Er fand es auf dem Fußboden. Schirmer war nicht verzeichnet. Wie Enheim. Die SS-Leute hatten Komplizen in anderen Dienststellen. Oder das Organigramm war unvollständig. Stachelmann fand einen weiteren Brief an Herrmann Holler. Er hatte Schulden gemacht in einer Kantine, 12 Reichsmark und 32 Pfennig. Es musste Hollers Akte sein, ein anderer hätte diesen Brief nicht erhalten und nicht aufbewahrt. Was bedeuten die Namen, die Zahlen, die Adressen? RM stand für Reichsmark. Waren die genannten Summen Kaufbeträge? Einige Namen klangen jüdisch. Rosenzweig, Goldblum, Kohn.

Viele Hamburger Juden hatten vor dem großen Mord in der Umgebung des Grindelhofs gelebt, in der Nähe standen bis zur Pogromnacht zwei Synagogen. Was konnten die Einträge in Hollers Akten bedeuten? Er musste mit Anne darüber sprechen. Er packte den Ordner unter den Arm. In der Tür seines Dienstzimmers drehte er sich um und starrte auf das Aktenchaos, das vor wenigen Stunden noch der Berg der Schande gewesen war. Er hatte sich aufgetürmt in den vergangenen Jahren, und je höher er wuchs, desto größer wurde Stachelmanns Angst vor ihm. Nun war er zerstört. Einige Ordner lagen noch auf dem Tisch, dem einstigen Sockel des Bergs der Schande, andere auf dem Fußboden, wieder andere auf Stachelmanns Schreibtisch.

Ein Blatt war auf den Boden gefallen. Stachelmann bückte

sich und hob es auf. Es waren handschriftliche Notizen. Er las. *Stachelmann*, da stand der Name. Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Dann lehnte er sich zurück und schloss die Augen. Er nahm die Kopie und steckte sie in seine Tasche.

Er klingelte an Annes Tür. Es dauerte eine Weile, bis sie geöffnet wurde. Annes Haare waren an einer Seite eingedrückt, sie sah verschlafen aus. »Wo warst du denn die ganze Zeit?«, fragte sie und gähnte.

»Komm«, sagte er. Er nahm sie am Arm und führte sie ins Wohnzimmer. Sie schaute ihn verwundert an von der Seite. Als sie an der Küchentür vorbeikamen, löste sie sich.

»Ich hol mal eine Flasche Sprudel.« Er setzte sich im Wohnzimmer aufs Sofa. Sie kam mit dem Mineralwasser und zwei Gläsern. Sie setzte sich neben ihn. Er öffnete den Ordner. »Das ist so was wie Herrmann Hollers Handakte.« Er blätterte. Sie las schweigend. Er sagte, wie er verschiedene Notizen begriff, sie nickte. Sie schob seine Hand weg und blätterte zurück. Bedächtig legte sie Seite um Seite um. Sie las, schloss die Augen, las weiter. Sie deutete auf den Brief des Kantinenleiters. »Der beweist es«, sagte sie. Als sie eine Seite mit Namen, Adressen und Summen vor sich liegen hatte, schnaufte sie. »Das ergibt keinen Sinn, es sei denn, Holler und seine Komplizen haben diesen Leute diese Anwesen für diese Preise abgepresst. Ich weiß ja nicht, was für eine Kaufkraft die Reichsmark damals hatte, aber mir scheint, die Beträge sind nur bezahlt worden, um der Sache den Mantel der Rechtmäßigkeit umzuhängen. Gibt's die Leute noch?« Sie antwortete sich gleich selbst. »Eher nicht.«

»Aber wenn es noch einen gibt, dann weiß der sicher mehr«, sagte Stachelmann. »Nur, er dürfte steinalt sein.«

»Und wenn wir einen auftreiben könnten, wo?«, fragte sie.

»Wir gehen zur jüdischen Gemeinde, die sollten die Überlebenden kennen.«

»Aber nicht mehr heute Nacht, jetzt wird geschlafen. Und zwar in meinem Bett. Ich falle nicht über dich her, ich verspreche es.«

Als Stachelmann aus dem Bad ins Schlafzimmer kam, lag Anne auf dem Bauch, die Decke ließ die Schultern frei. Sie atmete tief und gleichmäßig. Neben ihr warteten eine Decke und ein Kopfkissen auf ihn. Stachelmann legte sich leise auf seine Seite. Er schloss die Augen. Und wenn es einer von denen in Hollers Akte war? dachte er. Grund genug hatten sie.

»Das Frühstück ist serviert«, sagte sie. Sie stand im Bademantel in der Tür und strahlte ihn an. »Du bist ein Penner, es ist fast Mittag.«

Es dauerte einige Momente, bis Stachelmann bei Sinnen war. Anne hatte die Vorhänge geöffnet, die Sonne schien aufs Fußende des Betts. Ein Sonnenstrahl glitzerte in Annes Haar, sie war unfrisiert. Es kehrte zurück, was er in der Nacht verloren hatte. Er war dicht dran, er spürte es. So war es immer, wenn er vor der Lösung eines der kleinen Geheimnisse der Geschichte stand, auch wenn es vielleicht nur ein Geheimnis für ihn war. Es war der Reiz von Quellen, die man als erster Archivnutzer sah. Er fühlte die Spannung in seinem Bauch. Er hatte gut geschlafen, der Schmerz hatte sich zurückgezogen in den Rücken.

Er stand auf und folgte Anne in die Küche. Auf dem Tisch lag ein Zettel, darauf stand die Adresse der jüdischen Gemeinde, Schäferkampsallee 27. Anne hatte sie herausgesucht aus dem Telefonbuch und auch schon die Sprechzeiten erfragt. Nachdem sie gegessen hatten, kleideten sie sich an und verließen die Wohnung. »Hast du die Namen aufgeschrieben?«, fragte Anne.

»Brauch ich nicht, die habe ich im Kopf.«

Sie fuhren mit der U-Bahn und stiegen am Schlump aus. Eine Dame mit grauen Haaren und silbern eingefasstem Brillengestell begrüßte sie freundlich. Stachelmann stellte Anne und sich vor

als Historiker, die nach dem Verbleib von Hamburger Juden im Dritten Reich forschten. Die Dame fragte nicht nach.

Stachelmann sagte: »Ich hoffe, die Namen sagen Ihnen etwas. Fangen wir mit diesen an: Goldblum, Mahler, Rosenzweig, Kohn.«

Die Dame öffnete eine Karteischublade in einem Schrank und blätterte. »Josef Goldblum lebt, das weiß ich, vor kurzem hat jemand nach ihm gefragt. Herr Goldblum wohnt in einem Altenheim, es hat einen albern Namen, Spätes Glück. Gefragt nach ihm hat Herr Kohn. Aus diesen beiden Familien hat wenigstens jeweils einer überlebt.« Sie sagte es mit ruhiger Stimme. Es klang traurig.

»Die anderen sind in den Osten deportiert worden, Theresienstadt, dann Treblinka oder Auschwitz. Josef Goldblum hatte sich versteckt, bis die Briten die Stadt besetzten. Er war fast noch ein Kind, keine Ahnung, wie er sich durchgeschlagen hat. Er hat niemandem etwas gesagt davon. Leopold Kohn war in England gewesen, seit 1939 mit der Kinderverschickung. Er ist Anfang fünfzig zurückgekommen und hat sich kaum bei uns blicken lassen. Manche interessieren sich eben nicht für unsere Belange.«

Sie war ein wenig eingeschnappt. »Manche haben sogar ihren Glauben verloren.« Sie schaute erst Stachelmann, dann Anne an. »Warum erzähle ich das?« Sie ließ die Frage unbeantwortet. Sie wandte sich wieder der Kartei zu. »Rosenzweig, nein, dieser Name ist hier nicht vermerkt. Das kann alles Mögliche heißen. Wahrscheinlich gibt es keinen mehr aus dieser Familie.« Sie blätterte weiter. »Ja, und Mahler, den Namen gab es öfter. Ich kenne ein Ehepaar, aber die sind vor einigen Jahren zugezogen. Aus Israel zurückgekehrt. Manche halten es nicht aus in der Fremde.« Die Frau hielt inne. »Eigentlich darf ich Ihnen das nicht erzählen, jedenfalls nicht alles. Aber Sie brauchen es ja für eine wissenschaftliche Arbeit. Wissen Sie, sonst interessiert sich keiner für uns. Ab und zu führen sie den Herrn Spiegel irgend-

wo vor, und damit hat es sich. Wieder was getan fürs schlechte Gewissen und den Autoabsatz in Amerika.«

Stachelmann hörte zu. Er mühte sich, ruhig zu bleiben. Das war schwer, sie hatten zwei Namen von Überlebenden, ohne lange Suche. Zwei Männer, Goldblum und Kohn, deren Namen auf Herrmann Hollers Liste standen. Vielleicht war das schon der Volltreffer.

»Ob Sie mir noch die Adresse von Herrn Kohn geben könnten?«, fragte Stachelmann höflich.

»Das darf ich nicht«, sagte die Dame. »Ich habe Ihnen schon zu viel erzählt.«

»Komische Frau«, sagte Anne, als sie das Gemeindehaus verlassen hatten.

»Wir kommen so nicht weiter«, sagte Ossi.

Sie antwortete nicht, saß auf dem Beifahrersitz und schaute hinaus.

»Und wenn wir uns einen Haftbefehl gegen Holler besorgen?«

»Wie willst du den denn kriegen?«

»Hast Recht, ist Unsinn.«

»Lass uns Grothe hart anfassen. Und wenn das nichts bringt, nehmen wir uns diesen Affen Meier zu Riebenschlag noch mal vor.«

»Weißt du, was ich glaube? Wir drehen uns im Kreis. Natürlich, Stechereien zwischen Maklern. Aber es könnte doch was anderes sein? Du hast mir doch erzählt von dem Anschlag auf deinen Freund mit dem komischen Namen. Und wenn doch was dran ist? Wenn alles ganz anders aussieht?«

»Klar, könnten auch Marsmännchen sein. Die sind gelandet

und bringen am liebsten Maklerehefrauen und Maklerkinder um, und wenn sie die nicht kriegen können, schubsen sie überkandidelte Historiker auf Bahngleise.«

Sie schwieg, drehte ihm den Hinterkopf zu.

»Entschuldigung, brauchst ja nicht gleich beleidigt zu sein. Aber jetzt stell dir mal vor, wir haben den Holler umsonst ausgefragt, der Präsident zieht uns die Ohren lang, bis sie reißen. Und die Presse verarbeitet uns zu Gulasch.«

Sie schaute ihn an. »Red doch keinen Quatsch. Wenn wir in die falsche Richtung ermitteln, müssen wir sofort damit aufhören und eine andere Spur suchen. Auch wenn der Präsident tobt. Der hat doch sowieso nur die nächsten Wahlen im Kopf. Und wenn die Presse uns schlachtet, ich kann's nicht ändern. Also, ich finde, wir fahren jetzt zu Grothe, und wenn der uns nicht weiterbringt, gehen wir zu Taut und sagen, dass wir die Ermittlung gegen die Wand gefahren haben. Und dann reden wir noch mal mit deinem Historikerspezi. Wenn der nicht inzwischen unter der U-Bahn gelandet ist.«

»Okay«, sagte Ossi. Sie hatte Recht. Es ärgerte ihn, er kam sich vor wie ein Sturkopf.

Sie waren im Altenheim Spätes Glück. »Herr Goldblum ist im Gemeinschaftsraum, es ist Kaffeezeit«, sagte eine junge dicke Frau mit dunkelbraunen Haaren. Sie zeigte mit dem Finger auf eine Tür am Anfang eines dunklen Flurs. Stachelmann ging voraus. Er klopfte an die Tür und öffnete sie. Sie standen in einem mit Holz getäfelten Raum mit weißen Gardinen. An der Wand Bilder mit Seefahrtmotiven. Alte Menschen saßen um runde Tische, vor ihnen weißes Kaffeegeschirr, in der Mitte der Tische spiegelnde Thermoskannen. Stachelmann beugte sich am ersten Tisch zu einer alten Frau. »Entschuldigen Sie, ich suche

Herrn Goldblum.«

Die Alte schaute ihn böse an. »Was wollen Sie denn von dem?« Sie schmatzte beim Sprechen klebrige Kuchenkrümel aus dem Mund.

»Eine Art Familienangelegenheit.«

Die Alte musterte Stachelmann von oben bis unten. Dann drehte sie sich weg und wies mit dem Zeigefinger zu einer gläsernen Tür. »Er sitzt wahrscheinlich draußen in der Sonne und gafft.«

Stachelmann und Anne gingen zur Tür. Auf einer Terrasse aus Betonsteinen saß ein Mann auf einem Stuhl. Er wandte ihnen die Seite zu. Die Beine hatte er auf einen anderen Stuhl gelegt. Eine schmutzibraune Decke wärmte Bauch und Beine bis zu den Knien. Stachelmann fiel die große Nase auf. Er öffnete die Tür, der Mann reagierte nicht.

»Guten Tag«, sagte Stachelmann.

Der Mann bewegte sich nicht. Seine Augen waren offen, er schaute vor sich hin, Stachelmann konnte nicht erkennen, was der Mann betrachtete.

»Sind Sie Herr Goldblum?«, fragte Anne und stellte sich in den Blick des Alten.

Er schaute sie an, dann schwenkte sein Blick zu Stachelmann, um sofort zu Anne zurückzukehren. »Wollen Sie mir einen Heiratsantrag machen?« Seine Stimme war heiser und dünn. Er war schlecht zu verstehen.

»Später vielleicht«, sagte Anne.

»Ich habe also Chancen?«

»Jeder hat Chancen.«

»Unsinn. Sie sollten mich nicht für blöd halten.«

»Sind Sie Herr Goldblum?«, fragte Stachelmann.

»Wer will das wissen? Und warum?«

»Wir kommen von der Universität, sind Historiker, suchen Überlebende des Holocaust.« Stachelmann hasste diesen Begriff.

Der Alte lächelte. Ein Schneidezahn fehlte. »Ich habe keinem erzählt, wie ich davongekommen bin. Ich werde es auch keinem erzählen. Vielleicht klappt es ja noch mal.« Er lachte, es war, als röchelte er.

»Wir wollen möglichst alle Hamburger Juden finden, die überlebt haben«, sagte Stachelmann.

»Da brauchen Sie ja nicht lange zu suchen.«

»Kennen Sie noch welche?«, fragte Anne.

»Warum gehen Sie nicht zur jüdischen Gemeinde?«

»Die haben uns zu Ihnen geschickt«, sagte Stachelmann. Er hoffte, Goldblum schluckte die Lüge.

»Das glaube ich nicht«, sagte Goldblum. Er warf Stachelmann einen spöttischen Blick zu. »Die werden nicht mal einen zu meinem Grab schicken.«

»Kennen Sie Leopold Kohn?«, fragte Anne.

»Vielleicht«, erwiderte Goldblum.

»Er hat auch überlebt«, sagte Stachelmann.

»Möglich«, sagte Goldblum.

»Wissen Sie, wo er wohnt?«, fragte Anne.

»Das steht im Telefonbuch.«

»Wenn Sie so mürrisch sind, will ich Sie nicht heiraten«, sagte Anne.

»Sie würden mich auch nicht heiraten, wenn ich lustig wäre.« Er richtete seinen Blick ins Nirgendwo.

Anne zuckte mit den Achseln. »Schade«, sagte sie und ging. Stachelmann folgte ihr.

»Glaubst du, der zieht durch die Gegend und bringt Kinder um.

Oder stößt dich auf Bahngleise?«, fragte Anne.

Stachelmann schüttelte den Kopf.

»Also schauen wir uns den Herrn Kohn mal an«, sagte Anne.

»Und wenn der auch nur ein sabbernder Greis ist?« Stachelmann war so optimistisch gewesen, umso tiefer war er gefallen. Was für ein Quatsch, in einem Altenheim einen Mörder zu suchen. Er stellte sich vor, wie Goldblum mit Giftkapseln durch die Gegend zieht, um zu morden. Lächerlich. Auch Kohn musste ein alter Mann sein. Er war als Kind nach England geschickt worden, wahrscheinlich 1939. Wenn er damals sechs Jahre alt gewesen sein sollte, dann war er heute um die siebzig. Ein massenmordender Greis. Ja, es war lächerlich. Aber was sollten sie tun? Sie mussten ihn suchen. An der Ecke stand eine Telefonzelle. Stachelmann betrat sie und schlug das Telefonbuch auf. Viele Seiten war zerfetzt. Unter K fand er den Eintrag Kohn L. Hansastraße 47c. Das musste er sein. Er überlegte einen Augenblick, ob er anrufen sollte. Es war besser, den Mann zu überraschen.

»Wir gehen gleich hin«, sagte Anne. »Das ist ja fast bei mir um die Ecke.«

Die Tür des Hauses war nicht abgeschlossen. Sie stiegen die Treppe hoch. Das Alter hatte die Eiche dunkel gebeizt, das Gelände war übersät mit schwarzen Flecken. An der Tür im zweiten Stock stand Kohn. Stachelmann klingelte. Anne hakte sich bei ihm ein. Er hörte die Schritte, langsam, fest. Durch das Milchglas erkannte er eine große Gestalt. Die Tür öffnete sich, ein kräftiger Mann mit weißem Haar schaute sie fragend an. Irgendwie erinnerte er Stachelmann an den Alten in Berlin, der ihn auf die Gleise gestoßen hatte. Aber das war ein anderer Mann gewesen.

»Die jüdische Gemeinde schickt uns, wir sind von der Universität und arbeiten an einem Forschungsprojekt. Wir wollen he-

rausfinden, wie viele überlebende Juden es gibt in Hamburg, die auch schon in der NS-Zeit hier gelebt haben. Sie sind doch Herr Kohn?»

Kohn nickte.

»Ob wir Ihnen ein paar Fragen stellen dürfen?«

Kohn schaute sie eine Weile an aus klugen Augen, dann nickte er. Er sah nicht begeistert aus. Er trat zur Seite und bat sie mit einer Handbewegung hinein. »Und was sind das für Fragen?« Er hatte eine kräftige Stimme.

»Wir wollen wissen, wie Sie überlebt haben. Und wie es Ihnen nach 1945 ergangen ist. Ob Sie angefeindet wurden, ob Ihnen jemand geholfen hat.«

Der Mann hatte sie in seine Küche geführt. Sie war einfach eingerichtet, eine weiße Küchenzeile an einer Wand, an einer anderen ein Fenster, in der Mitte ein Tisch, an dem vier Stühle standen. Sie setzten sich an den Tisch.

Stachelmann fragte: »Herr Kohn, wie haben Sie diese Zeit erlebt?«

»Wollen Sie sich keine Notizen machen?«

»Nein, im Augenblick nicht. Wir beide« – er zeigte auf Anne – »werten das Gespräch dann gleich aus am Seminar. Und dann, hoffe ich, dürfen wir wiederkommen. Es gibt für unser Forschungsprojekt ein richtiges Formular. Das würden wir dann gemeinsam mit Ihnen ausfüllen, wenn Sie einverstanden sind.« Stachelmann hoffte, Kohn sah ihm die Lüge nicht an. Er war ein wenig stolz auf sich, dass er sie so schnell befreit hatte aus der peinlichen Lage.

»Aha«, sagte Kohn. »Kommen Sie nicht ein bisschen spät mit Ihrem Projekt? Die meisten, die überlebt haben, sind tot.«

»Da haben Sie Recht, leider ist es vor uns niemandem eingefallen, sich darum zu kümmern.«

Kohn schaute ihn neugierig an.

»Wo waren Sie zurzeit der NS-Diktatur?«, fragte Anne.

»Kindertransport«, sagte Kohn. »Vielleicht haben Sie schon davon gehört.«

»Ja«, sagte Stachelmann. »Kurz vor dem Krieg wurden ein paar tausend Kinder nach England gebracht. Die Eltern aber wollten die Engländer nicht haben.«

»Kinder sind ja so süß«, sagte Kohn.

»Und wann kamen Sie zurück?«

»Spät, erst 1951.«

»Das ist in der Tat spät«, sagte Anne.

»Niemand aus meiner Familie hat überlebt, fast wäre ich ganz in England geblieben. Ich war vorher einmal in Hamburg gewesen, siebenundvierzig oder achtundvierzig, bin dann aber zurück.«

»Weil Sie niemanden aus Ihrer Familie gefunden haben«, sagte Anne.

»Es hat mich gequält, in Hamburg zu sein. Alles tot, die Stadt zerstört, und die Nazis fast schon wieder obenauf.«

Er wurde lauter. »Die Polizisten, die meine Leute zu den Zügen in den Osten gebracht haben, saßen in den Revieren. Die Finanzbeamten, die uns ausgeplündert hatten, erhoben weiter Steuern. Die Blockwarte, die die Leute bespitzelt haben, waren stinknormale Bürger. Die Staatsanwälte und Richter, die uns einen wegen Rassenschande in die Zuchthäuser schickten, wenn uns ein braver Arier verpiffen hat, die waren nun die Hüter des Rechtsstaats. Die Universitätsprofessoren, die die Überlegenheit der nordischen Rasse bewiesen, hielten Vorlesungen. Und die Aasgeier, die unsere Not ausnutzten, die uns unser Eigentum für ein Taschengeld oder gar nichts abnahmen, verwandelten sich in die Kapitäne des Wirtschaftswunders.« Er hatte am Ende fast geschrien. Kohn hielt inne, sah sich erschreckt um. »Entschuldigung«, sagte er. »Ich spreche zum ersten Mal seit vielen Jah-

ren darüber. Ich hatte nicht gewusst ...«

Stachelmann war zuerst zurückgewichen, dann spürte er, wie in ihm die Sympathie für diesen Mann wuchs.

»Sehen Sie, wir waren nicht reich, aber ich hätte studieren können, dafür hätte es gelangt.«

Schweigen.

»Aber es gab doch Wiedergutmachungskammern?«, sagte Anne.

»Man musste seine Ansprüche bei den Finanzämtern anmelden, also bei denen, die einen vorher ausgenommen hatten. Und wenn die nicht wollten, es kam oft vor, dann konnte man sein Recht einklagen. Aber man musste seine Ansprüche beweisen. Ich konnte das nicht, jedenfalls nicht in den Augen des Gerichts. Ich hatte keine Unterlagen, sie waren verbrannt. Sie wissen, der große Bombenangriff 1943? Das Grundbuchamt, in dem meine Beweise aufbewahrt wurden, brannte ab. Und das Finanzamt sagte, das Gleiche sei mit den Steuerunterlagen und den Protokollen des Vollstreckungsbeamten passiert. Mag sein oder auch nicht. Und finden Sie mal jüdische Zeugen. Alles Rauch. Dem Richter tat es Leid. ›Wir müssen uns hier nun mal nach dem Gesetz richten‹, sagte er. Ich höre es heute noch.«

»Wem gehört heute, was Ihre Eltern besaßen?«, fragte Anne.

Kohn betrachtete lange den Fußboden. Er blickte kurz auf, ganz kurz nur, aber Stachelmann genügte es, um die Wut zu entdecken, die in diesem Mann arbeitete. Nie hatte er einen solchen Blick gesehen, Verzweiflung paarte sich mit Hass. Wenn Stachelmann später hörte, die Wut habe eines Menschen Gesicht verzerrt, dann musste er immer an diesen Augenblick denken, an Leopold Kohn, der in seiner Küche kämpfte mit seiner Wut. Mit gequetschter Stimme sagte Kohn: »Ich weiß es nicht. Und es hat ja mit Ihrem Forschungsprojekt nichts zu tun.« Es klang, als hätte Kohn ein Schreien unterdrückt.

Anne hatte offenbar nichts mitbekommen. Sie hatte mit einer

Auskunft gerechnet und war verwirrt, weil sie keine erhielt.

Während sie schwiegen, schaute Stachelmann sich in der Küche um. Auf dem Boden, neben dem Mülleimer, lag eine Schachtel mit der Abbildung eines hochradrigen Jeeps, eines dieser überdimensionierten funkgesteuerten Modellautos. Neben dem Herd mit vier Stahlkochplatten lagen Werkzeuge und eine Fernbedienung mit halb eingezogener Teleskopantenne.

»Für Ihren Enkel?«, fragte Stachelmann, froh, ablenken zu können.

Kohn schaute ihn an, er war erschrocken. »Ja, ja«, sagte er.

»Wie alt ist er denn?«, fragte Anne.

Kohn schwieg, dann sagte er: »Vierzehn, nein, erst dreizehn Jahre.«

»Der Sohn Ihrer Tochter oder Ihres Sohns?«

»Gehen Sie jetzt bitte«, sagte Kohn.

Stachelmann zögerte, dann erhob er sich.

»Wann dürfen wir mit dem Formular wiederkommen?«, fragte Anne.

»Gehen Sie, kommen Sie nicht wieder.«

Stachelmann schaute ihn verwirrt an.

»Gehen Sie!« Kohns Stimme zitterte unter der Anstrengung, sich zu beherrschen.

Auf dem Bürgersteig blieb Anne stehen und schüttelte den Kopf. »Sachen gibt es, die gibt es nicht«, sagte sie.

»Hast du seine Augen gesehen?«

»Nein, ja, natürlich. Was soll die Frage?«

Stachelmann schaute aus dem Augenwinkel zurück zum Haus, nahm sie am Oberarm und zog sie weiter. »Er steht am Fenster und beobachtet uns.« Als sie um die Ecke gebogen waren, sagte er: »Da gab es einen Moment, da hatte er die Augen eines Irren,

eines Amokläufers.«

»Ach, hast du da Vergleichsstudien gemacht? Wie sehen die denn aus, die Augen eines Amokläufers? Und den Schaum vorm Mund habe ich bestimmt auch übersehen.«

Stachelmann fühlte Ärger in sich wachsen. »Glaub mir, der ist wahnsinnig. Der hat einen Hass ...«

»Das ist ein verbitterter alter Knacker, nicht mehr und nicht weniger. Er schiebt einen Hass auf die Leute, die seine Familie ausgeplündert und umgebracht haben. Er möchte nicht erinnert werden daran. Wir haben ihn erinnert. Das ist alles. In deinen Augen ist der arme Kerl ein Massenmörder, weil er sich aufregt. Es genügt viel weniger, um sich tierisch aufzuregen. Herrn Doktor Stachelmann, dem Menschenkenner, genügt ein Blick, und der löst alle Hamburger Mordfälle der letzten fünf Jahre. Josef, bleib auf dem Teppich. Lad mich lieber zum Essen ein, hier um die Ecke gibt es einen Vietnamesen.«

»Nein«, sagte Stachelmann. »Ich werde jetzt hier warten und gucken, was Kohn nun macht. Vielleicht geht er irgendwohin, wo sich was Interessantes findet.«

»Du spinnst«, sagte sie. »Ich gehe jetzt nach Hause und mach mir was zu essen. Ich lege dir einen Schlüssel unter die Fußmatte, falls du später kommst. Und weil du so schrecklich leidend bist, darfst du neben mir in meinem Bettchen schlafen. Aber nur, wenn du brav bist.« Sie drehte sich um und ging.

Stachelmann lehnte sich an einen Baum. Hier konnte er Kohns Haustür überwachen, ohne gleich gesehen zu werden. Da fiel ihm etwas ein. Er wählte auf seinem Handy die Nummer der Vermittlung und bat um eine Verbindung mit der jüdischen Gemeinde in Hamburg. Er erkannte die Stimme der Dame gleich wieder. »Entschuldigen Sie, wann ist Frau Kohn gestorben?«

»Sie meinen die Frau von Leopold Kohn?«

»Ja.«

»Er hatte keine. Jedenfalls wissen wir nichts davon.«

»Und wo leben seine Kinder?«

»Sagen Sie, Sie stellen ja komische Fragen.«

»Herr Kohn hat da etwas angedeutet, ich wollte ihm nicht zu nahe treten, Sie verstehen ...«

»Er hat keine Kinder, soweit wir es wissen. Aber fragen Sie ihn doch selbst.«

Stachelmann legte auf. Das war kein Beweis, aber es riss ein kleines Loch in den Nebel. Für wen war das Modellauto? Das Stehen bekam ihm nicht, die Gelenke in Rücken, Hüfte und Beinen schmerzten. Er trippelte auf der Stelle, es milderte den Schmerz nicht. Ein Lieferwagen kam aus der Hansastrasse, er zog eine dunkle Dieselwolke hinter sich her. Er nahm einem Radfahrer die Vorfahrt. Der Radfahrer schimpfte und drohte mit der Hand. Der Fahrer des Lieferwagens winkte ab. Eine alte Frau quälte sich an zwei Stöcken auf dem Bürgersteig, in der einen Hand trug sie auch noch eine Tasche. Alle paar Schritte blieb sie stehen. Obwohl sie auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig stand, konnte Stachelmann sie schnaufen sehen. Er fragte sich, wie oft sie hier entlangging. Eine Horde Kinder zog kreischend an Stachelmann vorbei. Seine Augen fingen gelbe Schleifen um Zöpfe ein. Er schaute den Kindern nach. Man müsste immer so jung bleiben. Da war nichts Schweres. Er erinnerte sich an seine Studienzeit. Mehrfach hatte er kurz davor gestanden aufzugeben. Es erschien ihm als eine endlose Qual, nicht die Geschichte, aber das Germanistikstudium, das ihm die Prüfungsordnung aufzwang. Geschichte allein durfte man nicht studieren, jedenfalls nicht in seiner Zeit und nicht in Heidelberg. Aber Ossi war es noch schwerer gefallen. Er wollte in der Politik immer vorne stehen, ließ keine Demonstration und keine Versammlung aus. Und Stachelmann sollte immer mitkommen, zu selten gelang es ihm, sich Ossis Drängen zu entziehen. Und wenn er dann auf einer Veranstaltung war, dann gab es nichts

anderes mehr, nur noch den Kampf um die richtige Linie. Da war er dann nicht weniger entschlossen als Ossi. Der Stich raste den Rücken hinunter in die Beine. Er schnappte nach Luft, dann ging er in größeren Schritten weiter, auf kleinem Platz, hin und her, hin und her. Er durfte Kohns Haustür nicht aus dem Blick lassen. Es war nicht viel los auf der Straße, aber wie schnell konnte Kohn unbemerkt verschwinden, wenn Stachelmann nicht aufmerksam beobachtete. Und Kohn durfte ihn nicht sehen.

Je länger er wartete, umso überflüssiger erschien es ihm. Wenn Kohn jetzt irgendwo hinlief, dann wahrscheinlich zum Laden um die Ecke. Wohin denn sonst? Dann würde Stachelmann morgen wieder hier auf ihn warten. Aber dann glaubte er wieder, Kohn würde heute noch etwas tun. Die Augen hatten Kohn verraten. Was immer Kohn vorhatte, er war verwickelt in diese Mordgeschichte. Und Stachelmann würde ihm folgen, solange ihm die Semesterferien Zeit ließen dazu. Da fiel ihm seine Habilitation ein. Eigentlich sollte er am Schreibtisch sitzen und seine Akten sortieren. Immerhin, tröstete er sich, immerhin war der Berg der Schande zerstört. Immerhin hatte er manche Akten gelesen, als er die verschwundenen Briefe aus Pohls Büro suchte. Der Berg war ihm nicht mehr so fremd wie zuvor. Eigentlich war es gar kein Berg mehr.

Fast hätte er ihn übersehen. Kohn verließ das Haus, in der Hand eine Plastiktüte. Er ging in Richtung Mittelweg. Stachelmann humpelte ihm hinterher, er achtete darauf, den Abstand groß genug zu halten. Kohn schaute sich nicht um. Stachelmann folgte ihm zum Dammtorbahnhof. Kohn kletterte schnell die Treppe zu den Gleisen hoch. Auf dem Bahnsteig blieb er stehen und wartete auf einen Zug. Stachelmann stand auf der Treppe, bis er sich in einem Pulk von lärmenden Leuten nach oben schieben ließ. Einer von ihnen blies in eine Trompete, es schmerzte in den Ohren. Er wartete in Kohns Rücken. Eine S-Bahn fuhr vor, Richtung Blankenese. Kohn stieg ein, Stachelmann nahm den Wagen hinter ihm. Durch das Fenster der Ver-

bindungstür zwischen den beiden Wagen sah er Kohn von hinten. Der alte Mann saß auf der rechten Seite, neben einem jungen Mädchen mit kleinen Kopfhörern in den Ohren. Stachelmann stand am Fenster der Verbindungstür. Vor jedem Halt schaute er, ob Kohn sich bewegte. Auf der Bank am Wagenkopf lag ein Betrunkener. Er schnarchte, dann öffnete er die Augen, rülpste, es sabberte braun aus seinem Mund. Der Mann stank nach Schnaps und Schmutz. Sein wirres Haar war verdreckt. Stachelmann wurde übel.

Kurz bevor sie in den S-Bahnhof Klein-Flottbeck einliefen, stand Kohn auf, die Plastiktüte in der Hand. Er ging zur Tür, als der Zug hielt, öffnete er sie. Kohn stieg die Treppe hinunter und ging Richtung Elbchaussee. Stachelmann erinnerte sich, hier war er mit Ossi gewesen, als sie Holler besucht hatten. Kohn ging in die Holztwiete, etwa zweihundert Meter vor Hollers Villa blieb er stehen. Dann ging er zur Baustelle auf der anderen Straßenseite, dort arbeitete jetzt niemand mehr. Zielsicher steuerte er eine Lücke im Zaun an und stellte sich hinter einen Bauwagen. Stachelmann schlich sich durch die Lücke, er nutzte die Deckung des Bauwagens und robbte dann hinter einen Busch in Kohns Rücken. Er war nur wenige Meter entfernt von Kohn. Der starrte mit einem Fernglas auf Hollers Grundstück, es war von hier aus gut einzusehen. Das Licht war weich an diesem frühen Abend, es spiegelte sich gelb in Fenstern. Vögel zwitscherten. Irgendwo lief ein Rasenmäher. Kohn stand starr auf seinem Platz und schaute auf das Grundstück.

Es blitzte von der Villa, die Terrassentür öffnete sich. Gleichzeitig fuhr ein Taxi an der Baustelle vorbei. Gegen das Licht war nicht zu erkennen, ob es einen Fahrgast beförderte. Eine Frau betrat die Terrasse, an der Hand ein Kind. Kohn griff in seine Plastiktüte, dann hatte er ein Gerät in der Hand, mit einer langen Teleskopantenne.

Erst dachte Stachelmann, es wäre ein Radio, dann erkannte er, es war eine Fernbedienung, schwarz. Stachelmann spürte, wie

die Spannung ihn ergriff. Die Knöchel schmerzten, er konnte kaum stehen. Erst lahmte ihn die Überraschung, dann sah er es. Ein Modelljeep fuhr auf die Frau und das Kind zu. Beide hatten den Rasen betreten. Das Kind bemerkte den Jeep zuerst. Es zeigte mit dem Finger auf ihn und sagte etwas. Die Frau schüttelte den Kopf, dann sah auch sie den Jeep sich nähern. Jetzt wusste Stachelmann, was geschehen sollte. Er sprang Kohn in den Rücken, beide fielen hin. Kohn lag auf dem Bauch, Stachelmann auf Kohn. Er hatte die Fernbedienung noch in der Hand, der Daumen hatte einen Hebel umgelegt. Ein Knall, trocken und laut. Stachelmann zerrte an Kohns Arm, Kohn ließ die Fernbedienung los, drehte sich auf die Seite. Stachelmann fiel neben ihn. Ihn überraschte die Kraft des Alten. Kohn stand auf und trat Stachelmann ins Gesicht. Im Liegen sah Stachelmann, wie sich ein anderer Mann näherte. Er hatte weiße Haare, ein sonnengebräuntes Gesicht und trug ein graues Jackett. In der Hand glitzerte etwas. Kohn brüllte los. Der Schrei kam tief aus ihm heraus, Stachelmann lief ein Schauer über den Rücken. Kohn schrie nur ein Wort: »Holler!« Er stürzte auf den anderen Mann zu. Ein Knall. Kohn blieb stehen, als wäre er auf ein Hindernis gestoßen. Er wankte, er schrie, es war nicht zu verstehen, was er schrie. Es war nur laut. Im Schrei erklangen Schmerz, Schreck und Zorn. Kohn fiel zu Boden. Stachelmann schaute auf den Mann, jetzt erkannte er die Waffe. Stachelmann stand auf und rannte weg, es tat ihm weh. Da fiel ihm ein, er kannte den Mann. Er hatte ihn schon einmal gesehen, es war in Berlin gewesen, auf dem Bahnhof Friedrichstraße und im Adlon, wohin er ihm gefolgt war. Das Gesicht tat ihm weh, es übertönte den Schmerz in den Knöcheln, Stachelmann drehte sich um, während er lief. Der Mann folgte ihm nicht, er war nicht mehr zu sehen. Stachelmann zwang sich, stehen zu bleiben. Vorsichtig ging er zurück. Er nutzte die Deckung der Baufahrzeuge. Kohn lag auf dem Bürgersteig. Er bewegte sich nicht. Stachelmann schaute sich um, der andere Mann war geflohen. Stachelmann

stand neben Kohn und blickte auf ihn hinunter. Kohn stöhnte leise. Stachelmann entdeckt einen Trichter auf Hollers Rasen, dort war der Jeep explodiert. Er sah niemanden. Ein Kind weinte.

Er beugte sich hinunter zu Kohn. Der lag auf der Seite. Stachelmann fasste ihm an den Hals. Er glaubte, ein leichtes Pulsieren zu spüren. Kohn öffnete die Augen. Er schaute an Stachelmann vorbei. Aus seinem Mund floss Blut, ein dünner roter Strom färbte den Gehsteig, vermischte sich mit Staub und lief zäh über die Bordsteinkante auf die Straße.

»Warum?«, fragte Stachelmann. Dumme Frage, dachte er. Die Antwort kannte er schon, wenn auch nicht in ihren Einzelheiten.

»Er hat mein Spielzeugauto zertreten.« Kohn flüsterte stoßweise.

»Er hat Ihre Familie bestohlen, damals.«

»Er hat mein Spielzeugauto zertreten.«

»Deshalb bringen Sie eine Frau und Kinder um, die damit nichts zu tun haben?«

»Wen denn sonst? Ich habe nicht gewusst, dass Holler noch lebt. Ich habe ihn erst heute wieder gesehen. Jetzt hat er auch mich getötet.«

Stachelmann konnte wieder denken. Er wählte die Notrufnummer auf seinem Handy und forderte einen Krankenwagen und die Polizei an. »Schicken Sie Kommissar Oskar Winter her, schnell.« Wo waren die Polizisten, die Hollers Villa bewachten? Wahrscheinlich waren sie auf Hollers Anwesen gestürzt, als der Jeep explodierte.

»Warum haben Sie die Kinder ermordet?«

»Warum haben die meine Eltern vergast?« Kohn sprach langsamer. Etwas zuckte durch seinen Körper. »Was sollte ich denn machen?« Er schloss die Augen und schwieg. Er sah friedlich aus, nicht wie ein Mensch, der sich fast ein ganzes Leben lang

mit seiner Rache abquälte. Stachelmann hob den Kopf. Der alte Holler trat aus dem Gartentor, schaute sich um, erkannte Stachelmann, erstarrte, zögerte, dann wendete er sich abrupt ab und rannte in die andere Richtung. Stachelmann ließ Kohn liegen und folgte Herrmann Holler. Einen Augenblick fürchtete er, ihn verloren zu haben. Er rannte zu der Stelle, wo er ihn zuletzt gesehen hatte. Holler lief gerade in eine Seitenstraße. Stachelmann folgte ihm. Er hatte Angst vor Hollers Pistole, aber er bezwang seine Schmerzen und lief. Er hörte sich keuchen. Die Nase tat ihm weh, Kohn hatte hart getreten. Kohn war vielleicht tot, vielleicht rettete ihn der Notarzt. Holler schaute sich um, blieb stehen und zielte mit der Pistole auf Stachelmann. Stachelmann hörte den Knall. Er blieb auch stehen, dann sprang er hinter einen Baum und beobachtete Holler. Der steckte die Pistole ein und rannte wieder los, Stachelmann hinterher. An einer Kreuzung verschwand Holler nach rechts. Stachelmann erreichte kurz danach die Kreuzung. Er sah ein Taxi wegfahren. Auf der Rückbank saß Holler und schaute zurück. Das Taxi fuhr schnell. Jetzt erst sah Stachelmann den Taxistand. Er rannte zum ersten Wagen in der Reihe, setzte sich auf den Beifahrersitz und rief: »Folgen Sie diesem Taxi, schnell!«

Der Taxifahrer drehte ihm seinen massigen Körper zu, tippte sich an die schwitzende Stirn und sagte: »Sie waren wohl zu oft im Kino. Ich hänge an meinem Führerschein, mehr als an meiner Frau. Wo wollen Sie hin?«

Stachelmann hatte Hollers Taxi längst aus dem Blick verloren. Er sackte in sich zusammen.

»Was ist denn mit Ihnen?«, fragte der Taxifahrer. »Also, ich fahre Sie jetzt zum Flughafen Fuhlsbüttel, wenn's recht ist. Das ist eine schöne lange Tour.«

»Nein, ich fahre nicht«, sagte Stachelmann.

»Na, das würde ich mir ja doch noch mal überlegen. Ich hab nämlich über den Funk mitgekriegt, dass mein Kollege mit dem

Herren zum Flughafen fährt. Und ich denke, Sie haben mit dem alten Herrn was zu bereden. Stimmt's?»

»Fahren Sie! Schnell!«

»Nun mal sachte, rasen nutzt nichts, die Straßen sind zu. Ich kenne ein paar Schleichwege, wir versuchen es mal.«

Er zog den Automatikhebel ein Stück nach hinten und fuhr los.

Ich muss die Polizei anrufen, dachte Stachelmann. Er griff in die Hosentasche nach seinem Handy. Es war weg. Er guckte auf den Boden, neben den Sitz, es war verschwunden. Es musste ihm aus der Tasche gefallen sein. Er sah das Handy des Taxifahrers in der Freisprechhalterung stecken. »Darf ich mal telefonieren?«, fragte er und zeigte auf das Handy.

»Wenn Sie's bezahlen«, sagte der Taxifahrer. »Schauen Sie auf die Uhr. Sagen wir, die Minute zwei Mark.«

»Danke«, sagte Stachelmann und versuchte das Handy aus der Halterung zu ziehen.

»Ich mach das«, sagte der Taxifahrer. Er schob Stachelmanns Hand zur Seite und befreite das Handy aus der Halterung.

Stachelmann wählte die no.

»Hier Notrufzentrale.« Es war eine Frauenstimme »Ich verfolge einen Mörder!«

Der Taxifahrer schaute Stachelmann von der Seite an und hob die Augenbrauen.

»Sagen Sie mir bitte Ihren Namen und Ihren Standort.«

»Josef Maria Stachelmann. Ich sitze in einem Taxi, wir fahren zum Flughafen. Wir folgen Holler.«

»Wer ist Holler?«

»Der Mörder.«

»Und wen hat er ermordet?«

»Leopold Kohn.«

»Und Sie sind Herr Josef Maria Stachelmann?«

»Ja.«

»Und ich bin Mutter Theresa und verzichte auf eine Anzeige, wenn Sie sofort die Leitung freimachen, Josef Maria.« Es klickte.

Der Taxifahrer warf ihm wieder einen Blick zu. Er fuhr sich mit der Hand durch die nassen Haare und stöhnte.

Stachelmann fragte: »Kennen Sie die Nummer des Polizeipräsidiums?«

Der Taxifahrer schüttelte den Kopf, dann sprach er in sein Funkmikrofon: »Zentrale, ich brauch mal die Nummer des Polizeipräsidiums.«

»42860. Ist was passiert?«

»Nein, alles in Ordnung.«

Stachelmann hatte die Nummer schon gewählt.

»Kommissar Winter«, sagte er, als jemand abhob. »Geben Sie mir Kommissar Winter von der Mordkommission. Schnell!«

»Ich verbinde.«

Es tutete einige Male. Endlich hob jemand ab. »Mordkommission.«

»Stachelmann. Geben Sie mir Kommissar Winter, schnell.«

»Kommissar Winter ist nicht im Präsidium.«

Das Gespräch mit Grothe war genauso unergiebig gewesen wie die meisten Gespräche zuvor. Sie waren zurück auf dem Weg ins Präsidium, als Ossi Handy klingelte.

»Ja, hier Kamm. Da hat vorhin ein Irrer angerufen, ich glaube, Stachelmann hieß er. Hat versucht, dich zu erreichen. Ich hab ihn abgewimmelt. Hat gesagt, er hätte den Fall Holler gelöst und verfolge den Mörder.«

»Du bist wahnsinnig!«, brüllte Ossi. »Warum hast du dem meine Nummer nicht gegeben?«

»Wenn ich jedem Verrückten, der hier anruft, deine Nummer geben würde, na, prost Mahlzeit. Ich hab dich ja immerhin jetzt informiert.«

»Wann war der Anruf?«

»Vor einer Viertelstunde vielleicht.«

»Von wo?«

»Es klang nach Handy. Er sagte was von Flughafen.«

Ossi legte auf. Er riss das Steuer des Passat herum. »Such das Blaulicht!«

Carmen schnallte sich ab und kramte auf der Rückbank. Sie fand das Blaulicht mit dem Magnetfuß und setzte es durchs Fenster auf das Dach. Mit Blaulicht und Sirene bahnte sich Ossi seinen Weg durch den Stau in der Hoheluftchaussee. Er fluchte und schimpfte. Erst auf Kamm, dann auf Autofahrer, die im Weg standen. Er gab Carmen sein Handy. »Versuch, Stachelmann zu erreichen. Blöderweise habe ich seine Nummer nicht einprogrammiert. Der Mann heißt Josef Maria Stachelmann.«

Carmen versuchte es über die Vermittlungen der Mobilfunkgesellschaften. Beim zweiten Versuch wurde sie fündig. Stachelmanns Handy klingelte, aber er ging nicht dran.

Mit quietschenden Reifen hielt Ossi vor dem Eingang der Flughafenhalle für den Linienverkehr. Sie rannten hinein.

Der Taxifahrer verlangte zehn Mark mehr, als auf dem Taxameter standen. Stachelmann bezahlte und hastete in die Flughafenhalle. Wo sollte er mit der Suche beginnen? Bei der Abfertigung. Er rannte an den Schaltern der Fluggesellschaften vorbei, Holler war nicht zu sehen. Wenn Holler wegfliegen

wollte, dann musste er durch den Eingang zu den Gates. Ein gelbes Leuchtschild war über dem Eingang angebracht, auf ihm standen die Nummern der Gates. Stachelmann stellte sich hinter den Postkartendrehständer eines Zeitschriftenladens und wartete. Und wenn Holler längst abgeflogen war? Das war kaum möglich, beruhigte sich Stachelmann. Es wäre ein arger Zufall, wenn ein Flugzeug genau in dem Augenblick bereitstände, da Holler es brauchte. Er musste sich wenigstens einen Flugschein kaufen oder umbuchen, falls er schon einen besaß. Neunzig Prozent, dass ich ihn erwische, dachte Stachelmann. Mindestens.

Eine Frau in einer Pelzjacke lief an ihm vorbei. Verrückt, bei fast dreißig Grad im Schatten. Er blickte ihr hinterher. Die Jacke glänzte schwarz, sie sah teuer aus. Die Frau verschwand im Trubel. Vor dem Eingang zu den Gates bildete sich eine kurze Schlange, ein Rückstau von der Personen- und Gepäckkontrolle. Dann sah Stachelmann eine Stirn mit weißen Haaren hinter der Schlange. Er stellte sich auf die Zehenspitzen und erkannte ihn. Er rannte auf die Schlange zu. Als Herrmann Holler Stachelmann erkannte, war es zu spät. Mit einem langen Satz stürzte sich Stachelmann auf den Alten. Holler schrie auf, dann schlug er hin.

Jemand riss Stachelmann an der Schulter hoch. Ein junger Mann brüllte ihn an. Stachelmann verstand nicht. Er sah die Tätowierung auf dem muskulösen Oberarm des Manns. »Vera« stand da, eingefasst in eine Rose. »Lassen Sie den Mann in Ruhe! Polizei!«, brüllte der Tätowierte. Holler befreite sich und rannte in Richtung Eingangstür. Der Mann mit der Tätowierung schaute ihm nach, Stachelmann riss sich los und lief Holler hinterher. Als er aus dem Flughafengebäude herauskam, sah er Holler über den Parkplatz laufen, er hatte vielleicht dreihundert Meter Vorsprung. Schnell für einen alten Mann, dachte Stachelmann und folgte ihm. Holler erreichte eine Wiese, sie war durch eine Hecke abgegrenzt vom Parkplatz. Holler ging in die Knie und griff in die Hecke. Stachelmann war ihm nahe ge-

kommen. Plötzlich hatte Holler eine Pistole in der Hand. Weit weg erklang eine Polizeisirene. Stachelmann blickte sich um. Der Mann mit der Tätowierung und zwei andere liefen über den Parkplatz. Sie waren zu weit entfernt, um es zu verhindern. Holler zielte mit der Pistole auf Stachelmann. Dann blickte er an Stachelmann vorbei. Stachelmann sah den Schreck in Hollers Gesicht, die Polizeisirenen waren laut geworden. Herrmann Holler steckte den Pistolenlauf in seinen Mund, es war ein trockener Knall. Blut spritzte nach hinten weg.

Jemand nahm Stachelmann, in den Arm, es war Ossi. Und dann verlor Stachelmann das Bewusstsein.

XVII

Er erwachte in einem Zimmer des Eppendorfer Krankenhauses. Stachelmann wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte. Niemand habe ihn besuchen dürfen, erzählte ihm eine Schwester belustigt. Kommissar Winter habe absolute Ruhe angeordnet. Am Tag darauf verließ Stachelmann die Klinik. Er verkroch sich in seiner Wohnung. Er rief Anne an, erzählte, was geschehen war. Anne sagte nicht viel. Sie widersprach nur, als er erklärte, er habe einen Menschen auf dem Gewissen. Danach ging er nicht mehr ans Telefon, wenn es klingelte. Es klingelte oft.

Er telefonierte mit den Finanzbehörden, gab vor, nach einem Verwandten zu suchen. Er sammelte Informationen und setzte sie zusammen, bis er sein Puzzle komplett hatte.

Dann stand Ossi vor der Haustür. Sie sprachen nicht viel. Ossi rang Stachelmann das Versprechen ab, ins Präsidium zu kommen. »Die sind schon ungeduldig«, sagte er.

Stachelmann hielt sein Wort. Als er kam, saßen Ossi, Carmen, Kurz und Kamm in Tauts Zimmer. Der Hauptkommissar bohrte gerade in seinen Zähnen, als Stachelmann das Zimmer betrat.

»Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir. Wir sprechen gerade über Sie.«

Stachelmann setzte sich an eine Seite des Schreibtischs.

»Sie haben unseren Fall gelöst, jedenfalls soweit sich dieser Fall lösen ließ. Leopold Kohn war ein Serienmörder, er hat drei Mitglieder der Familie Maximilian Hollers auf dem Gewissen. Dem Kleinen und seinem Kindermädchen haben Sie das Leben gerettet.«

»Und was ist mit Enheim?«

»Die Kugel, mit der Kohn erschossen wurde, stammt aus derselben Waffe wie die Kugel, die die Rechtsmedizin bei Enheim

gefunden hat. Und unser Zeuge, ein gewisser Mortimer, hat Herrmann Holler im Leichensaal identifiziert.«

»Leopold Kohn war kein Mörder im üblichen Sinn. Er war einer, der aus Verzweiflung tötete. Was immer Herrmann Holler im Einzelnen in der NS-Zeit angerichtet hat, wie groß immer sein Beitrag gewesen sein mag zur Ausrottung der Familie Kohn und anderer, wir werden es wahrscheinlich nicht herausfinden. Aber ich weiß, dass Herrmann Holler Leopold Kohn erst zerstört und schließlich ermordet hat.« Stachelmann hatte in den letzten Tagen lange nachgedacht. »Kohn ist zuerst ein Opfer. Herrmann Holler ist ein Killer.« Er wandte sich an Ossi. »Warum hat der alte Holler Enheim erschossen?«

»Wir wissen es nicht. Aber ich vermute, Enheim hatte das Erpresserspielchen satt.«

Carmen unterbrach ihn: »Also, ich stell mir das so vor. Enheim war knapp bei Kasse. Da kam er auf die Idee, bei Holler junior die Rückerstattung zurückzufordern. Also, diese seltsamen Rückzahlungen, die bei allen diesen Holler-Käufen vorkamen. Und Enheim hat sich wohl gesagt: Warum soll ich eigentlich nicht auspacken? Das kostet den Holler junior den Heiligenschein und mich meinen Ruf. Da habe ich weniger zu verlieren als der liebe Maximilian.«

»Die Sache ist wahrscheinlich umfassender«, sagte Stachelmann. »Es hat seit den späten dreißiger Jahren eine Gruppe von SS-Leuten und anderen Nazifunktionären gegeben, die haben auf eigene Rechnung arisiert.«

»Arisiert?«, warf Kamm ein.

»Die Juden beraubt, weil sie Juden waren.« Stachelmann ärgerte sich einen Augenblick. Er zog ein Stück Papier aus der Innentasche seines Jacketts und las vor:

»Helmut Fleischer, Karl Markwart, Otto Grothe, Otto Prugate, Johann-Peter Meier, Ferdinand Meiser, Gottlob Ammann waren Mitarbeiter der Hamburger Gestapo. Norbert Enheim war SA-

Standartenführer und ein hohes Tier in der Gauleitung der NSDAP. Sie haben zusammen geraubt und geplündert. Sie hatten einen Verbindungsmann in der Finanzverwaltung, einen gewissen Schirmer, auch der war beim schwarzen Orden. Der hat wohl dafür gesorgt, dass möglichst alle Unterlagen verschwanden, die den Raubzug hätten beweisen können. Der Schirmer war auch nach dem Krieg ein hohes Tier in der Finanzverwaltung.«

»Woher weißt du das?«

»Das ist doch einfach, ich habe ein bisschen herumtelefoniert. Der Schirmer wurde Ende der siebziger Jahre pensioniert. Er hat aber die Verbindung zu seinen Kollegen nie abreißen lassen. Mir hat er zwei Typen ins Archiv in Berlin vorausgeschickt, die sich als Beamte der Finanzbehörde aufspielten, mit allen Papieren und so weiter. Für Schirmer war das eine Kleinigkeit. Und ich tippe mal, die beiden Figuren haben was zu verlieren. Vielleicht leben sie ja in Häusern, die vorher Juden gehört hatten. Das müssen Sie noch rauskriegen, ich will damit nichts mehr zu tun haben. Ich wette, der Schirmer stellt sich dumm, und nachweisen können Sie ihm nichts. Ich wette auch, dass es den Peter Carsten, mit dem ich im Archiv gesprochen habe, gar nicht gibt. Aber zurück zu unseren Nazis. Sie hatten Helfer bei der Schutzpolizei. Die sorgte nämlich dafür, dass die Juden keine Sperenzchen machten, wenn sie in die Vernichtungslager deportiert wurden, ob direkt oder auf einem Umweg, etwa über Theresienstadt, spielt keine Rolle. Die Nazi-Mafia überlegte, was sie sich unter den Nagel reißen wollte. Und die Beute musste unter den Mittätern verteilt werden, das geschah wahrscheinlich, bevor eines der Opfer ahnte, was passieren würde. Wenn alles geklärt war, schickte man den Juden den Deportationsbefehl. Die Schutzpolizei sorgte dafür, dass den Opfern der Befehl ausgehändigt wurde, und dafür, dass auch alle die Fahrt in den Osten antraten. Schirmer vernichtete die Unterlagen in der Finanzverwaltung, sofern ihm die Engländer und Amis die Arbeit nicht

abnahmen mit ihren Bombenangriffen. Ich sage nur Operation Gomorrha.«

»Wie bitte?«, fragte Ossi.

Stachelmann stutzte. »Das war das Stichwort für die Bombenangriffe im Sommer 1943, die Brandkatastrophe.«

»Ach so«, sagte Ossi.

»Weil nach dem Krieg dank Schirmers Arbeit unter angloamerikanischer Assistenz keine Unterlagen aufzutreiben waren in all den Fällen, in denen unsere Mafia aktiv wurde, scheiterte Kohn bei seinem Wiedergutmachungsverfahren, andere übrigens auch. In den meisten Fällen aber hatte sich die Sache in Rauch aufgelöst. Gibt's keinen Ankläger, gibt's keinen Richter.«

»Das heißt, dass in Hamburg immer noch Immobilien Leuten gehören, denen sie nicht gehören sollten?«

»Ja, zum Beispiel einem gewissen Maximilian Holler. Dem haben Sie nichts bewiesen, und ich wüsste auch nicht, wie man das hinkriegen sollte. Der hat die Beute seines Vaters geerbt.« Er wandte sich an Ossi. »Du hattest doch mal was erzählt von diesem geheimnisvollen Elf-Millionen-Konto. Maximilian Holler hat mit Sicherheit alles gewusst. Und noch etwas: Ich nehme an, dass die dubiosen Rückerstattungen nur erklärt werden können, wenn man unterstellt, dass Holler junior die Komafiosi seines Vaters erpresst hat. Da gab es Geld einzusammeln, und er hat es getan. Das war so eine Art Mitgliedsbeitrag für den Club der Arisierer. Ich nehme an, dass er dieses Geld seinem Vater zugeschanzt hat. Der musste ja auch von was leben. Grothe und Co. verdanken ihre berufliche Existenz nach fünfundvierzig Herrmann Holler. Der hat den Raubzug organisiert und ihn durch seine Beziehungen zu Pohl und anderen Größen gedeckt. Und da hat es wohl eine Übereinkunft unter den Privatarisierern gegeben, dass beim späteren Verkauf der Beute eine Art Gebühr an Herrmann Holler fällig wurde.«

»Woher willst du das wissen?«, fragte Ossi.

»Ich kann es nicht belegen, wie auch? Aber fällt dir eine andere Erklärung ein für diese Rückerstattungen? Ockhams Rasiermesser ...«

»Was bitte?«, fragte Ossi.

»Also, der gesunde Menschenverstand bietet nur diese Lösung an. Lass mich mal weiter spekulieren. Nun haben alle geglaubt, der alte Holler sei tot, und die Gebühr habe sich damit erledigt. Die Herren dürften schön blöd geguckt haben, als Holler junior sie zum Verkauf anhielt und dann die Hand aufmachte. Hätte er die Gebühr gleich erhoben, hätten einige Makler sich vielleicht geweigert zu verkaufen. Der junge Holler stand ja auch nicht so toll da, wenn es hart auf hart gekommen wäre. Immerhin war er Erbe des Haupttäters. Aber eben auch nicht mehr. Er hätte seine Wohltätigkeit als stille Sühne verkaufen oder, noch besser, mit einiger Aussicht auf Erfolg den Ahnungslosen spielen können. Ganz im Gegensatz zu Herrmann Hollers Komplizen. Die hätten richtig mies ausgesehen. Die hätten schlecht sagen können, dass sie nichts wüssten. Nein, Hollerjunior forderte gewissermaßen die Provision ein, die die Makler mit dem alten Holler vereinbart hatten. Und nur Enheim hat sich gewehrt.«

»Perfide hoch fünf!«, sagte Carmen.

»Hoch sechs«, erwiderte Stachelmann. »Denn er hat seinen Vater im Fall Enheim sogar als Killer eingesetzt. Erst hat der Alte versucht, Enheim einzuschüchtern. Das erklärt seine Besuche bei ihm. Als es nichts half, hat er ihn getötet. Wahrscheinlich hat Enheim gedroht, die Tarnung von Holler senior auffliegen zu lassen. Es wäre ein Wunder, dass nur einer der erpressten Makler sich wehrte, wenn man nicht wüsste, dass sie alle selbst Juden beraubt haben. Wenn man so will, haben wir einen Krieg unter Gangstern erlebt.«

»Und was ist mit Ulrike?«

Stachelmann zuckte mit den Achseln. Er wandte sich an Ossi. »Du hast mir doch damals erzählt, ihr hättet einen Zeugen. Zeigt

dem doch mal Hollers Leiche. Ich wette, er erkennt ihn wieder.«

»Und warum musste sie sterben?«, fragte Taut. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch. »Mein Gott, wir haben doch dieses Haar. Hat noch keiner daran gedacht, das Haar mit einem von Herrmann Hollers Haaren zu vergleichen? Jetzt aber los.« Kamm verließ das Zimmer.

»Ich nehme an, Ulrike Kreimeier hat bei Holler junior angerufen und eine Frage gestellt, die ihn panisch werden ließ. Vielleicht hat sie die historische Wurzel der Tragödie geahnt«, sagte Stachelmann.

»Dafür gibt es ein paar Hinweise in ihrer Hinterlassenschaft«, sagte Taut. »Aber vielleicht hat Maximilian Holler es auch nur so verstanden. Als wäre sie auf seiner Spur.«

Stachelmanns Handy klingelte. Es war Anne.

»Ich bin gerade in einer Besprechung, ich melde mich«, sagte Stachelmann.

»Ich hab aber erst nächste Woche wieder Zeit. Bohming schreibt an einem Artikel für die VfZ.«

Stachelmann schwieg.

»Aber dann kommst du doch?«, fragte Anne.

»Ja«, sagte Stachelmann mit gequetschter Stimme.

Er hörte sie atmen. »Du hast noch eine Zahnbürste hier.«

»Ja«, sagte er. Ein zarter Lichtstrahl. Er trennte das Gespräch und schaute sich um. Die anderen im Raum schienen das Telefonat kaum wahrgenommen zu haben.

»Dann war der alte Holler der Wächter über die eigene Hinterlassenschaft. Ich nehme an, die beiden Hollers haben sich verständigt, dass der Alte sterben musste. Das war leicht hinzukriegen. Vermutlich hatten sie Schiss, dass die Sache hochgehen würde. Herrmann hat unter falschem Namen auf Mallorca gelebt, und wenn es brannte, flog er her und klärte die Sache im Gestapostil«, sagte Taut. »Wir haben seinen falschen

Pass und seinen Flugschein. So weit scheint alles klar.«

»Apropos brannte, der alte Holler hat wahrscheinlich auch dafür gesorgt, dass die beiden falschen Finanzbeamten im Archiv die heikelsten Akten zum Kopieren gaben, und dann hat er die Kopierfirma heimgesucht, um die Akten abzufackeln«, sagte Stachelmann. »Keine schlechte Idee. Die hatten Angst, ich würde ihnen in Berlin auf die Schliche kommen. Haben Sie überprüft, ob Holler junior mit seinem Vater auf Mallorca telefoniert hat?«

»Ja«, sagte Taut. »Gestern. Natürlich nichts. Wir können dem Junior nichts anhängen. Es sei denn, eines seiner Erpressungsopfer packt aus. Etwa über diese dubiosen Rückzahlungen.«

»Unwahrscheinlich«, sagte Ossi. »Eher zahlt Holler was zurück. So Typen wie Enheim sind selten.«

»Und mich wollte der alte Holler umbringen in Berlin, weil ich seinem Sohn was erzählt habe von meiner Rechercheise zum Bundesarchiv. Dem Alten muss die Sicherung durchgebrannt sein.«

»Tut mir Leid«, sagte Ossi.

»Das ist alles aufschlussreich, aber wir haben keine Beweise«, sagte Taut. »Wir können Maximilian Holler nicht an den Kragen. Würden wir es versuchen, es ginge schief. Und alle würden uns fressen, die Presse, der Polizeipräsident, der Kriminalrat. Maximilian Holler hat eine Frau und zwei Kinder verloren, und wir hängen ihm eine Geschichte an, die wir nicht einmal seinem Vater in allen Punkten beweisen könnten. Außerdem ist außer Mord alles lange verjährt. Manchmal ist dieser Beruf zum Kotzen. Ist das bei Ihnen auch so, Herr Stachelmann?«

Stachelmann nickte. Aber aus anderen Gründen, dachte er. Er antwortete nicht.

»Und warum hat Kohn nicht den alten Holler umgebracht, damals, als der offiziell noch lebte?«, fragte Carmen.

»Ich weiß nicht«, sagte Stachelmann. »Mit der Rache ist das so eine Sache. Vielleicht ist ihm alles erst hochgekommen, als er glauben musste, dass der alte Holler auf Mallorca ertrunken ist. Kohn hatte es immer aufgeschoben, aus Angst, wegen Zweifeln, vielleicht wusste er lange nichts von dieser Geschichte.«

»Und dann hat er mitgekriegt, dass der Sohn sich von dem geraubten Vermögen ein schönes Leben macht und den Heiland von Hamburg markiert. Wir haben Zeitungsausschnitte in Kohns Wohnung gefunden. Er hat alles gesammelt, was er über Maximilian Holler fand. Ich glaube, dass ihn erst die Heuchelei von Holler junior zum Mörder gemacht hat.« Taut erhob sich. »Man kann es sich doch gut vorstellen, es ist eine abstruse Ungerechtigkeit.«

Er streckte Stachelmann die Hand hin. »Ich habe Ihnen zu danken, Herr Dr. Stachelmann.«

Stachelmann war die Szene peinlich. Er zögerte, dann gab er Taut die Hand.

»Es ist eine Sauerei, eine Riesensauerei«, sagte Carmen.

Am Abend saß er bei seinen Eltern im Wohnzimmer.

»Du bist gekommen, es ist gut«, sagte sein Vater. »Ich denke, du hast nun verstanden, was ich dir bei unserem letzten Gespräch gesagt habe.«

»Ich habe es verstanden«, sagte Stachelmann. »Ganz und gar.« Er legte die Aktentasche auf seine Knie und zog den Ordner hervor. »Das ist so etwas wie die Handakte des Sturmbannführers Herrmann Holler. Da stehen viele Leute drin. Gestapobeamte, Finanzbeamte und Polizeibeamte.«

»Ach«, sagte sein Vater.

»Du stehst auch drin. Der Eintrag stammt aus dem Jahr 1941

oder 42, er liegt jedenfalls zwischen Seiten aus dieser Zeit. Da steht *Stachelmann k. v. dienstverpflichten*. Dahinter ist ein Haken. Du musstest nicht an die Front, und dafür hast du etwas für Holler getan. Darf ich diesen Eintrag so verstehen?«

Sein Vater schaute ihn lange schweigend an.

»Soll ich euch einen Wein bringen?«, fragte die Mutter. Sie stand in der Tür, hatte wohl mitgehört. Sie erhielt keine Antwort.

»Ich sollte eingezogen werden«, sagte der Vater. »Nach Russland. Es war nach der Moskauer Schlacht, es ging abwärts. Die Leute krepieren. Sie brauchen Reserven. Da kam plötzlich dieser Gestapomann und sagte: Wir machen dich zum Polizisten, du brauchst nicht an die Front. Dafür tust du uns hin und wieder einen Gefallen. Damals dachte ich, die Gestapo, die sorgt für Ordnung, der musst du helfen. Ich hab ja nie bestritten, dass ich in der Partei war. Erst später kam ich drauf, dass dieser Holler mich ausgeguckt hat. Er hatte mich in der Hand. Wenn ich nicht spurte, musste ich nach Russland. Als ich merkte, wie tief ich verstrickt war in die Sache, war es zu spät. Ich war also bei der Polizei, und ab und zu half ich dem Holler.«

»Du hast dafür gesorgt, dass ganz spezielle Juden auf jeden Fall auf Transport gingen.«

»Woher weißt du das?«

»Offen gesagt, ich habe es erraten. Ich habe da ein Bild im Kopf, es gefällt mir nicht, aber was hilft's.«

»Wenn ich nicht auf diese Juden aufgepasst hätte, hätte es ein anderer getan. Sie wären so oder so weggeschafft worden.«

Stachelmann stand auf.

»Wenn ich das nicht gemacht hätte, wärest du wahrscheinlich nie geboren worden«, sagte der Vater. Die Stimme klang kläglich.

Stachelmann ging an seiner Mutter vorbei zur Haustür. Er öffnete sie, setzte sich in sein Auto und fuhr nach Hause.

NACHBEMERKUNGEN

Ich danke Gisela Gandras fürs kritische Gegenlesen und für Vorschläge, die das Buch verbessert haben. Das psychologische Täterprofil stammt von ihr; der Autor allein ist verantwortlich dafür, dass es zur Aufklärung des Falls nichts beitragen konnte. Dr. Herbert Brehmer danke ich für fachliche Hinweise. Nikolaus Wolters hat das Manuskript durch sein akribisches Lektorat verbessert, dafür meinen Dank. Verbleibende Fehler gehen auf meine Kappe.

Natürlich habe ich die Personen und Ereignisse in diesem Buch erfunden, sofern sie nicht zeitgeschichtlich verbürgt sind. Das wäre vielleicht nicht nötig gewesen, wenn alle deutschen Finanzämter ihre Akten aus der Zeit des Dritten Reichs offen gelegt hätten.